Reichspost
L70000
52
1916-1917
20./X.-29./VI.
Presse u. Literatur
E.
20./X. 1916
1

* **„Empor die Herzen" — keine Liebesgabe für Kriegsgefangene.** Wir haben in dem Morgenblatt Nr. 487 eine kurze Besprechung des Buches: „Empor die Herzen, Andachten für Gebildete" gebracht, das in diesen Tagen im Verlage der Hofbuchhandlung L. W. Seidel & Sohn in Wien, Graben 13, erschienen ist. Diese Besprechung war uns von auswärts, und zwar von einer Seite zugegangen, deren Urteil wir als sachentsprechend annehmen konnten. Das Buch selbst lag der Redaktion nicht vor. Nun müssen wir uns überzeugen, daß das Urteil des Einsenders leider irrig ist und von uns nicht geteilt werden kann. Das Buch ist unbedingt abzulehnen, so wohlgemeint die Absicht der Verfasser gewesen sein mag. Seine Abfassung entsprang dem Gedanken, unsern Kriegsgefangenen in feindlichen Ländern, ebenso jenen, die dem positiv religiösen Glauben fernstehen, wie den gläubigen Katholiken gleichzeitig ein Buch der Erbauung und Andacht zu schenken. Mag schon die Möglichkeit der Durchführbarkeit dieses Gedankens an sich als sehr fraglich erscheinen, so muß es hier in aller Ehrlichkeit gesagt werden, daß trotz aller guten Absicht dieser Plan kaum in unglücklicherer Art hätte verwirklicht werden können, als es in dem vorliegenden Buch geschehen ist. Ein Universitätsprofessor, dessen ideale Begeisterung für ernste Lebensfragen bekannt ist, ein Rabbiner, eine schriftstellernde Dame haben sich zusammengetan, um dieses aus Zitaten zusammengewachsene Andachtsbuch zu verfassen. Evangelium und Talmud, Confucius, Christus und Nietzsche, Frensen, der einen groblästerlichen Christustypus in einem Romane aufgestellt und den Ruf nach „gesunder Sinnlichkeit" ausgestoßen, der christusleugnerische Pastor Traub von Stuttgart, Seneca und Schopenhauer sind unvermittelt nebeneinander gestellt. An mancher Stelle finden wir nebeneinander als Geisterführer der Menschheit: Jesus, den Talmud, Confucius, Nietzsche, Rabbiner Grünbaum zitiert. Objektiv handelt es sich also hier für Katholiken um eine Blasphemie, deren Absicht — wie man einräumen kann — subjektiv nicht vorhanden war. Protestiert muß aber auch dagegen werden, daß solche Bücher wahllos den Kriegsgefangenen zugesandt werden, die in Sehnsucht nach religiöser Erbauung dieselben annehmen und dann ihr religiöses Gefühl, das von Christus, dem Weltheiland, Trost erwartet hat, beleidigt sehen, wenn sie Jesus auf einer Stufe wie Nietzsche und Rabbiner Grünbaum eingeführt sehen. Will man für Gebildete ohne positiven Glauben ein Buch der Erhebung schaffen, so wird man gewiß diesen Zweck nicht damit erreichen, daß man ihnen einen türkischen Salat aus Religionsbekenntnissen aller Zeiten vorsetzt. Für dieses Buch gibt es nur einen Weg: Zurückziehen und Einstampfen der Auflage!

Neues Wiener Tagblatt

23./X. 1916

2

(M. Tartaruga's Romanserie „Detektiv Frank".) Die Erfolge Conan Doyles haben viele andre Autoren nicht ruhen lassen. Im Laufe der letzten Jahre sind unzählige Nachbildungen seiner Hauptfigur auf den Büchermarkt gewandert, und man kann sagen, daß keine Type der Literatur so unheilvoll nachgewirkt hat als Sherlock Holmes, der Meisterdetektiv des Engländers. Der Verlag Gustav Röttig u. Sohn in Sopron tritt nun mit einem Sammelwerk unter obigem Titel auf den Plan und betont ausdrücklich, daß der „Detektiv Frank" des bekannten Wiener Kriminalschriftstellers M. Tartaruga (Polizeikommissär Ehrenfreund) „kein Kokliatsch Sherlocks" sein soll, sondern bloß ein hervorragendes Organ der hauptstädtischen Berufspolizei, allerdings in den Mittelpunkt bedeutender, hochinteressanter und verwickelter Kriminalaffären gesetzt. Die ersten beiden Bändchen, betitelt „Der unsichtbare Feind" und „Das verwunschene Schloß", sind, je 64 Seiten stark, von Theo Zasche künstlerisch illustriert und vom Verlag ungemein hübsch und handlich ausgestattet, soeben zum Preise von 75 H. erschienen. Statt des allwissenden Privatdetektivs Conan Doyles weiß der wackere Berufsinspektor Frank den Leser bis zum Schluß in Spannung zu halten und ihm Einblick in das Labyrinth moderner Kriminaltaktik zu verschaffen.

Der Abend
25./X. 1916

4

Wie es gemacht wird!

Das ehrende Lob der „Leipziger Illustrierten".

Es geht uns ein Sonderabdruck aus der „Österreichischen Illustrierten Zeitung" vom 15. Oktober zu, der unter der Überschrift „Mehr Selbstbewußtsein" den Schleier von Vorgängen lüftet, die sonst ebenso sorgfältig wie kameradschaftlich verhüllt bleiben. Daß es nicht ausschließlich sittliche Entrüstung ist, die hier die Feder geführt hat, ändert nichts an dem Interesse und der Nützlichkeit der Enthüllungen.

Es handelt sich um folgendes: Die „Leipziger Illustrierte Zeitung", sicherlich ein glänzend geführtes Blatt, das dem deutschen Zeitschriftenwesen Ehre macht, veranstaltet von Zeit zu Zeit sogenannte Sondernummern in besonders reicher Ausstattung, namentlich dann, wenn irgend ein Ereignis erfreulicher Art die Aufmerksamkeit auf ein Land, eine Stadt u. ä. lenkt. Deutsches Selbstgefühl — berechtigtes, wie man zugeben muß — deutsche Vaterlandsliebe, Anerkennung deutscher Tüchtigkeit, gelangen in diesen Sonderheften in Wort und Bild zum Ausdruck. Die Mitteilungen der „Öst. Ill. Ztg." zeigen nun, wie es gemacht wird. Es wird erzählt, daß die „Leipziger Illustrierte Zeitung" eine ihrer Sondernummern unter dem Titel „Die Türkei und Deutschland" herausgab und daß sie dieser eine über Bulgarien folgen lassen will. Aber während in der Türken-Nummer von Österreich-Ungarn nicht mit einem einzigen Worte die Rede war, will man uns dieses Mal nicht übergehen. Das Mittel ist sehr einfach: Ein Vertrauensmann wird gewonnen, der es maßgebenden Persönlichkeiten in Österreich begreiflich zu machen versteht, von welch großem wirtschaftlichen Vorteil es wäre, wenn — wir gebrauchen die Worte der „Österr. Ill. Ztg." — „Österreichs Industrie, Handel und Gewerbe sich an der geplanten Sondernummer in „repräsentativer" Weise beteiligen würden, und zwar gegen Bezahlung von 2000 Kronen per Reklameseite. Das zu diesem Zwecke zusammenzustellende österreichische Komitee müßte jedoch mindestens zwanzig solcher Inseratenseiten zu 2000 Kronen garantieren. Weil aber mit diesen 40.000 Kronen das Auslangen nicht gefunden werden kann, müßte sich außerdem das betreffende Komitee noch bei unserer Regierung für die Bewilligung einer entsprechenden Subvention einsetzen und ebenso auch die Beteiligung der Fremdenverkehrsvereine, Kurkommissionen, Bahn- und Schiffsgesellschaften usw. erwirken, um diese zu bewegen, ebenfalls „mitzutun". Und tatsächlich ging man in die Laube und alles wird beschlossen, so wie es der Vertreter der „Leipziger" vorgetragen. Sofort erfolgten entsprechende Publikationen in unseren Tagesblättern, und maßgebende Personen von großen Vereinigungen begannen gleich mit ihrer Inseratenwerbearbeit für das genannte Blatt."

„Österreichs Illustrierte Zeitung" druckt das Rundschreiben einer der größten Industriellenvereinigungen ab, das diese Angaben tatsächlich bestätigt. Diese Vereinigung lädt ihre Mitglieder ein, sich durch Einschaltung eines Inserates zu beteiligen und bemerkt, daß für je eine Seite 2000 Kronen berechnet werden, so daß sich die Einschaltung eines Inserates in der Größe einer Achtelseite auf 250 Kronen stellen würde.

Dagegen ist selbstverständlich vom Standpunkte derer, die eine solche Reklame benützen und bezahlen, nicht das geringste einzuwenden; jeder betreibt sein Geschäft mit den Mitteln, die er für richtig hält. Aber tief bedauerlich und gleichzeitig außerordentlich bezeichnend ist es, daß ein Blatt von Rang und Ansehen sein Urteil für bares Geld — die Seite zu 2000 Kronen und die Achtelseite zu 250 Kronen — verkauft, eine Irreführung der Leser, die wir nicht anstehen, wie schon so oft, als Betrug an der Öffentlichkeit zu bezeichnen.

2/XI. 1916. 5

Drei Beschlüsse des Grazer deutschen Journalistenvereines.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse".)

Graz, 1. November.

Der Grazer deutsche Journalistenverein „Concordia" hat heute in einer außerordentlichen Vollversammlung einstimmig drei Resolutionen angenommen, die sich gegen die Handhabung der Zensur, gegen die geplante Erhöhung der Zeitungspostgebühren und gegen die Vertrustung von Zeitungsunternehmungen wenden.

Gegen die Zensur.

Die Entschließung gegen die Handhabung der Zensur verweist auf die schwere Schädigung, die die gesamte Oeffentlichkeit durch die Unterdrückung der dringend notwendigen Besprechung der Lebensmittelversorgung erleidet, auf die Schädigung des öffentlichen Lebens und des Staates durch den Mangel einer gesunden Kritik auf innerpolitischem Gebiete, und auf den schädlichen Einfluß, den dieser Zustand auf die Wertung der Großtaten der verbündeten Armeen im Auslande ausübt. Gleich den entsprechenden Vereinigungen in Deutschland und gemäß den Zusagen des deutschen Reichskanzlers verlangt die österreichische Presse eine von Vernunft und Klarheit geleitete Handhabung der Militärzensur, die Freigabe aller innerpolitischen Probleme zur würdigen Besprechung. Die Grazer „Concordia" betont, daß die Freiheit der Presse ihrer Auffassung nach nicht eine Freiheit der Preßleute, sondern ein unverletzliches verfassungsmäßiges Volksrecht ist, das eines der höchsten Güter eines freien Volkes und freien Staates bedeutet. Die Grazer „Concordia" und mit ihr die gesamte Bevölkerung erwarten vom neuen Ministerpräsidenten einen gründlichen Wandel in der bisherigen zweckwidrigen und schädlichen Handhabung der Zensur, zum Wohle des Staates und seiner Völker.

Gegen die Erhöhung der Zeitungspostgebühren.

Die zweite Entschließung wendet sich gegen die Erhöhung der Zeitungspostgebühren; es heißt darin: Die Zeitungsherausgeber haben sich nur unter dem Drucke der Verhältnisse, und zwar unter dem Drucke der ungeheuren Preissteigerung des Zeitungspapieres und aller Bedarfsartikel zur Herstellung der Zeitungen in der ganzen Monarchie zur Erhöhung des Bezugspreises entschlossen. Sie wollen eine weitere Erhöhung unter allen Umständen vermieden wissen, weil sie der Ansicht sind, daß das geistige Leben der Bevölkerung nicht auch der allgemeinen Preistreiberei zum Opfer fallen soll. Sie nehmen daher gegen die Maßnahmen Stellung, die von der Regierung ausgehen und eine solche unbedingt zu vermeidende Preiserhöhung zur Folge haben müßten, die ebenso die gesamte Oeffentlichkeit und den Staat wie die Zeitungen selbst schwer schädigen müßten. Die neuerhöhten Ausgaben für den Versand würden daher voll und ganz die Zeitungen belasten und in dieser Zeit, in der die Presse infolge der von Monat zu Monat höher werdenden Herstellungskosten und des Rückganges der Einnahmen aus dem Inseratenteile einen harten Daseinskampf zu führen hat, würde eine neue Belastung von den stärksten Folgen sein. Sowohl die Regierung wie die gesamte Oeffentlichkeit ist aber in dieser Kriegszeit an dem Bestehen und dem Gedeihen der Tagespresse ganz besonders interessiert. Ein bedeutender Rückgang von Zeitungsabnehmern oder eine weitere Einstellung von periodischen Druckschriften kann jetzt, da die Zeitungen oft das einzige Sprachrohr für die Behörden und die Kriegsfürsorgestellen sind und da das Zeitungslesen dem Volke zur Pflicht gemacht wird, nicht im Interesse der Regierung liegen. Die Regierung möge bedenken, daß im Falle einer bleibenden Belastung durch die Erhöhung der Postgebühren den Zeitungen keine andere Wahl bleibt, als den Textumfang der Blätter auf Kosten der vielen und langen Zuschriften der Behörden und Kriegsfürsorgeämter zu verringern. Wenn aber die Presse in diese Zwangslage versetzt wird, dann müssen die amtlichen Bekanntmachungen in den Inseratenteil verwiesen werden, und den Behörden und den Kriegsfürsorgeämtern werden Kosten erwachsen, die sie bisher nicht zu tragen hatten und die sicher eine zehnmal höhere Summe ausmachen als die neuen Einnahmen aus den erhöhten Zeitungspostgebühren. Die österreichische Presse hat in diesem Kriege nach dem Zeugnisse der maßgebenden höchsten Stellen solche Beweise ihrer uneigennützigen Hingabe für die Gesamtheit und das Vaterland gegeben, daß wir nicht glauben können, daß jetzt im Kriege von der Regierung Maßnahmen getroffen werden, um das Leben der Presse noch mehr zu erschweren.

Gegen die Vertrustung von Zeitungen.

Die Entschließung, welche gegen die Vertrustung von Zeitungen angenommen wurde, lautet: Die heutige außerordentliche Vollversammlung der Grazer „Concordia" macht die Regierung auf die Bestrebungen, die österreichische Presse zu vertrusten, aufmerksam und verweist auf die damit verbundene Gefahr einer einseitigen Beeinflussung der öffentlichen Meinung und die dadurch naturnotwendig eintretende Beeinträchtigung der staatlichen Interessen. Eine freie unabhängige Presse ist eine Vorbedingung einer freien und unabhängigen Regierung. Daß die eingangs geschilderte Gefahr besteht, wird durch die allgemein bekannte Tatsache erhärtet, daß der Gouverneur der Bodenkreditanstalt Geheimer Rat Sieghart, der über einen großen Teil der Wiener Presse heute schon als Eigentümer gebietet, nun auch Böhmen, Salzburg und Tirol seinem Konzern anzuschließen im Begriffe ist. Soll dieser Vorgang nicht zu einer schweren staatlichen Gefahr werden, so muß rechtzeitig die Beteiligung der Banken an Zeitungsunternehmen hintangehalten werden. Die Grazer „Concordia" richtet daher die Aufforderung sowohl an die neue Regierung wie an die Parteien ohne Unterschied, für die eine freie und unabhängige Presse ebenfalls von größtem Werte sein muß, dem Treiben ein für allemal ein Ende zu machen.

Die Versammlung beschloß, daß alle diese drei Entschließungen dem Ministerpräsidenten, dem Minister des Innern, dem Handels- und Finanzminister in persönlicher Vorsprache überreicht werden sollen.

2/XI. 1916.

6

(Der Wiener Volksbildungsverein im Krieg.) Unter starker Beteiligung fand vorgestern im Volksbildungshause die Jahresversammlung des Volksbildungsvereines statt. Unter den Erschienenen befanden sich der Prorektor der Technischen Hochschule Professor Dr. Jäger, Professor Dr. Heinrich Joseph für die volkstümlichen Universitätskurse, Regierungsrat Hamann für den Niederösterreichischen Gewerbeverein, Frau Hofrat Daisy Minor für den Bund österreichischer Frauenvereine, Universitätsprofessoren Dr. Emil Reich und Dr. Hugo Fürth für das Volksheim, Bezirkshauptmann v. Vivenot für den Verein „Zentralbibliothek", Professor Zaloziecki vom Technischen Versuchsamt, Professor Noggler als Obmann des Niederösterreichischen Volksbildungsvereines u. v. a. Obmann-Stellvertreter Hofrat Himmelbauer erstattete den Jahresbericht; im wesentlichen führte er aus: Jetzt während des Krieges haben wir eine hohe Pflicht. Wir müssen denen, die zurückgeblieben sind, und denen, die schon zurückgekommen sind, oft als Schwerkranke oder Verkrüppelte, die Möglichkeit geben, sich fortzubilden, sich zu zerstreuen, sich durch Lektüre, durch Vorträge, durch Kunstdarbietungen aufrechtzuerhalten. Wir müssen der Bevölkerung des Hinterlandes die Fortbildung ermöglichen, wir müssen der heranwachsenden Jugend auch weiter geistige Nahrung geben. Vielleicht ist vielen die Bildung, die Zuflucht bei der Wissenschaft und Kunst, die einzige Stätte, wo sie sich aufrecht erhalten können in dem unendlichen Leid, das unsre ganze Welt erfüllt. Und dann müssen wir unsre Organisation aufrecht erhalten und hindurchführen in jene Zeit, wenn wieder Friede sein wird. Dann beginnt für die Bildungsvereine eine ungemein wichtige Arbeitszeit. Wenn der Kampf mit den alles zerstörenden, zermalmenden, vernichtenden, menschenmordenden Waffen zu Ende ist, wird der Kampf der Geister um die Tüchtigkeit wieder aufleben, jener edle Wettstreit der Völker um das Vorwärtsschreiten im Leben, in Wissenschaft und Technik, in Kunst und Literatur, im Können und Kennen, um alles, was die Völker frei, groß und glücklich macht. Wir werden dann trachten, alle Mittel herbeizuschaffen, alle Wege zu ebnen, alle Tore zu öffnen, damit die Tatkraft, das Können, das Wissen auch der Aermsten im Volke wieder vorwärtsgeht, wir werden durch Verbreitung von Bildung arbeiten müssen, daß die vom glühenden Haß erfüllte Atmosphäre der Kriegszeit einer sonnigen Luft voll Liebe nicht nur fürs eigene Volk, sondern für die ganze Menschheit, weiche, von ihr erfüllt werde. (Lebhafter Beifall.) Die Vereinschronik zeigt, daß aus den Volksbildungsbüchereien heuer über 200,000 Bände mehr als im vorigen Jahre entlehnt wurden, zusammen über 1,600,000 Bände. Die Lesehalle zählte über 35,000 Besucher. Im volkstümlichen Vortragswesen hat die etwas gesteigerte Zahl der Vorträge auch einen Zuwachs an Hörern bewirkt. Sehr erfreulich gestaltete sich die Entwicklung des Volksbildungshauses, in dem auch seit Kriegsbeginn ein Kinderhort unterhalten wird, in dem täglich 120 bis 150 Kindern Aufenthalt, Beschäftigung sowie Beköstigung geboten wird. Nach dem Nachrufe an die Verstorbenen des Berichtsjahres Dr. Marchet, Mach, Philipp R. v. Schoeller u. a. und nach herzlichen Dankesworten an die Förderer des Vereines wurde auf Antrag des Revisors Dr. Hugo Fürth der Vereinsleitung einstimmig die Entlastung erteilt. Als Ausschußmitglieder wurden hierauf gewählt: Universitätsassistent Dr. Czwiklitzer, Universitätsdozent Dr. Foges, Schriftsteller Ginzkey, Universitätsdozent Dr. St. Hock, Rud. König, Professor Doktor Laßmann, Kurt v. Redlich, Universitätsprofessor Dr. Emil Reich, Dr. August Stern, Margarete Schenk, als Revisoren Dr. Hugo Fürth und Direktor Adolf Stern. Im Anschluß hielt kaiserlicher Rat Dr. Kronfeld einen Vortrag über Pflanzenfasern der Heimat. An der Hand von Lichtbildern und eines reichen Demonstrationsmaterials zeigte er, wie nebst der Nessel noch eine ganze Reihe andrer Pflanzen der Heimat Fasern für Textilzwecke und zur technischen Verwendung liefern können und wie die Natur zu Land und zu Wasser die Mittel zum wirtschaftlichen Durchhalten in Kriegs- und Notzeiten darbietet.

Die Zeit
3./XI. 1916

8

Gouverneur Dr. Sieghart an Dr. v. Koerber.

Der Gouverneur der Bodenkreditanstalt Dr. Rudolf Sieghart hat gestern an den Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber das folgende Schreiben gerichtet:

„Euer Exzellenz! Nach einer heute vorliegenden telegraphischen Meldung hat der Grazer Deutsche Journalistenverein ‚Concordia' in außerordentlicher Vollversammlung eine Entschließung angenommen, die sich gegen angebliche Versuche wendet, die österreichische Presse zu vertrusten und mich im Zusammenhang damit nennt.

Es ist in politischen und publizistischen Kreisen ein offenes Geheimnis, daß diese und ähnliche Gerüchte mit System von gewissen Stellen verbreitet werden, denen es nicht um die Wahrung vorgeschützter staatlicher, sondern um die Wahrung persönlicher Interessen zu tun ist. Ich hätte Anstand genommen, Eure Exzellenz damit zu belästigen, wenn nicht jetzt ein journalistischer Fachverein sich diese Ausstreuungen zu eigen gemacht und den Beschluß gefaßt hätte, beschwerdeführend an Eure Exzellenz durch eine Abordnung heranzutreten. Mit Rücksicht darauf halte ich es für meine Pflicht, Eurer Exzellenz den tatsächlichen Sachverhalt bekanntzugeben, um Eure Exzellenz in die Lage zu versetzen, das Vorbringen der Abordnung entsprechend zu beantworten.

Die Behauptung, daß ich angeblich ‚über einen großen Teil der Wiener Blätter heute schon als Eigentümer gebiete', ist durchaus unrichtig. Nicht minder unwahr ist die Behauptung, daß ich ‚nun auch Böhmen, Salzburg und Tirol meinem Konzern anzuschließen im Begriff sei'. Ich habe niemals die Absicht gehabt, einen Zeitungstrust oder irgendeine ähnliche Organisation zu schaffen; eine solche Absicht liegt mir überhaupt vollkommen fern, schon weil ich ihre Verwirklichung für den allgemeinen Interessen abträglich halte. Wenn schließlich die Grazer ‚Concordia' die ‚Beteiligung der Banken an Zeitungsunternehmungen' hintangehalten zu sehen wünscht, so hätte sie in früherer wie in gegenwärtiger Zeit reichlich Gelegenheit gehabt, mit diesem Wunsche hervorzutreten; wenn sie es jetzt mit deutlicher Beziehung auf die von mir geleitete k. k. priv. Allgemeine österreichische Bodenkreditanstalt tut, so stelle ich zur Steuer der Wahrheit fest, daß die Bodenkreditanstalt auch nicht eine einzige Aktie eines Zeitungsunternehmens besitzt. Wenn aber ich als Privatmann über Aktien eines industriellen Unternehmens verfüge, das neben einer Papierfabrik und einer großen Druckerei auch einen Zeitungsverlag betreibt, so ist das eine Angelegenheit, für die ich niemandem Rechenschaft schuldig bin.

Genehmigen Euer Exzellenz die Versicherung besonderer Verehrung, in der ich zeichne als Euer Exzellenz ergebenster Sieghart."

Reichspost
3./XI. 1916

10

Wer steckt dahinter?

An dieser Stelle wurde gestern eine Entschließung des Grazer Schriftstellervereines „Concordia" gegen die drohende „Vertrustung der österreichischen Presse" zum Abdruck gebracht und zu der darin berührten Frage der „Freiheit und Unabhängigkeit" der Presse einige Bemerkungen grundsätzlicher Natur gemacht. Heute liegt nun ein bemerkenswerter Kommentar zu dieser Sache vor in Gestalt eines Briefes des Gouverneurs der Bodenkreditanstalt Exzellenz Dr. R. Sieghart an den Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber; das vom 2. d. datierte Schreiben hat nach dem „N. W. J." folgenden Wortlaut:

Eure Exzellenz! Nach einer heute vorliegenden telegraphischen Meldung hat der Grazer deutsche Journalistenverein „Concordia" in außerordentlicher Vollversammlung eine Entschließung angenommen, die sich gegen angebliche Versuche wendet, die österreichische Presse zu vertrusten und mich im Zusammenhange damit nennt. Es ist in politischen und publizistischen Kreisen eine offenes Geheimnis, daß diese und ähnliche Gerüchte mit System von gewissen Stellen verbreitet werden, denen es nicht um die Wahrung vorgeschützter staatlicher, sondern um die Wahrung persönlicher Interessen zu tun ist. Ich hätte Anstand genommen, Euer Exzellenz damit zu belästigen, wenn nicht jetzt ein journalistischer Fachverein sich diese Ausstreuungen zu eigen gemacht und den Beschluß gefaßt hätte, beschwerdeführend an Euer Exzellenz durch eine Abordnung heranzutreten. Mit Rücksicht darauf halte ich es für meine Pflicht, Euer Exzellenz den tatsächlichen Sachverhalt bekanntzugeben, um Euer Exzellenz in die Lage zu versetzen, das Vorbringen der Abordnung entsprechend zu beantworten.

Die Behauptung, daß ich angeblich „über einen großen Teil der Wiener Blätter heute schon als Eigentümer gebiete", ist durchaus unrichtig. Nicht minder unwahr ist die Behauptung, daß ich „nun auch Böhmen, Salzburg und Tirol meinem Konzern anzuschließen im Begriffe sei". Ich habe niemals die Absicht gehabt, einen Zeitungstrust oder irgend eine ähnliche Organisation zu schaffen, eine solche Absicht liegt mir überhaupt vollkommen ferne, schon weil ich ihre Verwirklichung für den allgemeinen Interessen abträglich halte. Wenn schließlich die Grazer „Concordia" die „Beteiligung der Banken an Zeitungsunternehmungen" hintangehalten zu sehen wünscht, so hätte sie in früherer wie in gegenwärtiger Zeit reichlich Gelegenheit gehabt, mit diesem Wunsche hervorzutreten; wenn sie es jetzt mit deutlicher Beziehung auf die von mir geleitete k. k. priv. Allgemeine Oesterreichische Bodenkreditanstalt tut, so stelle ich zur Steuer der Wahrheit fest, daß die Bodenkreditanstalt auch nicht eine einzige Aktie eines Zeitungsunternehmens besitzt. Wenn aber ich als Privatmann über Aktien eines industriellen Unternehmens verfüge, das neben einer Papierfabrik und einer großen Druckerei auch einen Zeitungsverlag betreibt, so ist das eine Angelegenheit, für die ich niemandem Rechenschaft schuldig bin.

Das eine industrielle Unternehmen mit Papierfabrik, Druckerei und Zeitungsverlag, von dem Dr. Sieghart für sich, nicht für die von ihm geleitete Großbank Aktien erworben hat, ist die Steyrermühl, in deren Verlag die Zeitungen „N. W. Tagbl." und „Oesterreiche Volksztg" erscheinen. Der Besitzwechsel ist für die Oeffentlichkeit bemerkenswert wie jeder Besitzwechsel eines Zeitungsunternehmens. Wir ersparen uns ein Urteil darüber, ob dadurch, daß die genannten Blätter, deren Aktien von jedem Beliebigen wie eine beliebige Ware erhandelt werden können, von einer Hand in die andere gelangten, irgendein öffentliches oder staatliches Interesse verletzt wurde. Einstweilen ist ein Unterschied zwischen dem Gestern und Heute nicht zu merken; wenn aber einmal, dann wird der Vergleich ein sachliches Urteil ermöglichen. — Mehr interessiert uns hier, was Dr. Sieghart sonst noch in sein Schreiben einflicht. So zunächst einmal die Bemerkung, daß die falschen „Gerüchte mit System von gewissen Stellen verbreitet werden," denen es dabei „um die Wahrung persönlicher Interessen zu tun ist." Diese Feststellung eines offenbar Wissenden verdient allgemeine Beachtung. Wie erinnerlich, waren wir erst vor wenigen Tagen veranlaßt, einem solchen Gerüchte, dem der Berliner „Börsen-Courier" Unterschlupf gewährt und das von dort aus eine Rundreise in verschiedene Blätter angetreten hatte, das Genieck zu brechen. Es wäre an der Zeit, die Ausstreuer solcher Schwindelnachrichten zu stellen und dingfest zu machen. Wie Dr. Sieghart erzählt, handelt es sich um Elemente, die für ihre Lüge „staatliche Interessen vorschützen", aber in Wirklichkeit dabei nur persönliche Interessen verfolgen. Nicht übersehen wollen wir die zweite Mitteilung Dr. Siegharts, daß es „in früherer wie in gegenwärtiger Zeit reichlich Gelegenheit" gäbe, die Beteiligung von Banken an Zeitungsunternehmungen zu bekämpfen. Diese Feststellung stammt von einem Manne, dessen Vergangenheit und gegenwärtige Stellung seine völlige Vertrautheit mit den Vorgängen in der Presse- und Bankenwelt verbürgen. Also wer sind die Ausstreuer der Schwindelgerüchte und, wie heißen die „reichlich" vielen Blätter und Banken, die „in gegenwärtiger Zeit" Konkubinate eingingen? Hier beginnt in der Tat ein öffentliches Interesse.

Reichspost 3./XII. 1916

Eine Preßklage. Wie ein heutiges Abendblatt meldet, hat die Kriegsberichterstatterin der „N. Fr. Pr." Fräulein Alice Schalek gegen den Herausgeber der „Fackel" Karl Kraus, der ihre Berichte über die Eroberung Belgrads und die Kämpfe am Isonzo ausgiebig verspottet hat, die Ehrenbeleidigungsklage eingebracht.

4./XI. 1916

13

Der Zeitungstrust.

Die Grazer „Concordia" gegen Dr. Sieghart.

Der Ausschuß der Grazer „Concordia" hat, so wird uns aus Graz, 3. d., telegraphiert, in seiner heutigen Sitzung einstimmig folgende Erwiderung auf den Brief des Gouverneurs der Bodenkreditanstalt Dr. Sieghart an den Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber beschlossen:

„Der Gouverneur der Bodenkreditanstalt Exzellenz Dr. Sieghart hat nach einer vom Korrespondenzbureau ausgegebenen Meldung einen Brief an den Ministerpräsidenten Dr. von Koerber gerichtet, in dem er sich gegen den Vorwurf zu verteidigen sucht, die österreichische Presse vertrusten zu wollen. Er erklärt in dem Briefe zunächst, es sei in politischen und publizistischen Kreisen ein offenes Geheimnis, daß dieses und ähnliche Gerüchte mit System von gewissen Stellen verbreitet werden, denen es nicht um die Wahrung vorgeschützter staatlicher, sondern um die Wahrung persönlicher Interessen zu tun ist.

Dem gegenüber stellt die Grazer ‚Concordia' fest, daß in politischen und publizistischen Kreisen allerdings ein derartiges Geheimnis besteht, doch ist dieses Geheimnis nichts anderes als die Kenntnis von den Vertrustungsbestrebungen, in deren Mittelpunkt Herr Dr. Sieghart steht. Es ist aber nicht nur ein Geheimnis, sondern eine offenliegende Tatsache, daß Exzellenz Dr. Sieghart, sei es als Privatmann, sei es als Gouverneur der Bodenkreditanstalt, welche beide Persönlichkeiten kaum voneinander zu trennen sind, der Besitzer, Eigentümer oder Bevollmächtigter des Elbemühl-Konzerns ist, dem das Fremdenblatt, mit der militärischen Presse, der Vedette, die Wiener Mittagszeitung, die Wiener Allgemeine Zeitung und das Illustrierte Extrablatt angehören, und das seit der Einverleibung der Firma Schoeller in die Bodenkreditanstalt.

Es ist leider eine Tatsache, die übrigens Herr Dr. Sieghart zugibt, daß er als Privatmann über Aktien eines Industrieunternehmens verfügt — gemeint ist die Steyrermühl, von der das Neue Wiener Tagblatt und die Oesterreichische Volkszeitung herausgegeben werden.

Es ist ferner eine Tatsache, daß die Finanzgruppe des Herrn Dr. Sieghart erst in jüngster Zeit auch das Wiener 8 Uhr-Abendblatt angekauft hat. Es ist weiter eine Tatsache, daß die Bodenkreditanstalt bei einem großen böhmischen Unternehmen, dem ein Prager Tagblatt und sieben böhmische Ortsblätter angegliedert sind, finanziell sehr stark beteiligt ist und daß mit diesem Prager Blatt Salzburger, Tiroler und oberösterreichische Blätter in finanzielle Verbindung gebracht worden sind oder gebracht werden sollen. Es ist endlich eine feststehende Tatsache, daß Herr Dr. Sieghart auf viele Blätter, die außerhalb dieser bekannten finanziellen Verbindung stehen, Einfluß zu nehmen sucht, und dabei ist wohl die Annahme nicht ungerechtfertigt, daß Exzellenz Dr. Sieghart diese losen Verbindungen zu dauernden zu machen bestrebt sein wird. Soviel vorderhand über das offene Geheimnis der politischen und publizistischen Kreise."

Nach einigen unwesentlichen polemischen Bemerkungen fährt die Resolution fort:

„Daß die Behauptung, Herr Dr. Sieghart gebiete über einen großen Teil der Wiener Blätter als Eigentümer, unrichtig sei, ist im früheren Absatz widerlegt worden. Allerdings darf man sich dabei nicht an die juristische Definition des Eigentümers klammern, wie es Herr Dr. Sieghart zu tun scheint, sondern muß die tatsächlichen Machtverhältnisse nehmen, die vielleicht nicht immer den Titel des Eigentümers, sicherlich aber seine Rechte enthalten.

Mit großer Befriedigung stellt die Grazer ‚Concordia' fest, daß Herr Dr. Sieghart nun die Absicht, die österreichische Presse zu vertrusten, als ihm vollkommen fernliegnd bezeichnet, und daß er nun ein derartiges Unternehmen für die allgemeinen Interessen abträglich hält. Sie erwartet aber auch, daß Herr Dr. Sieghart aus dieser neu gewonnenen Ueberzeugung, die er dem Herrn Ministerpräsidenten gegenüber zum erstenmal dargelegt hat, die Folgerungen, und zwar sowohl als Privatmann als auch als Gouverneur der Bodenkreditanstalt, ziehen, das heißt, die in seinem Besitz oder in seinem Machtbereich befindlichen Aktien von Zeitungsunternehmungen sowie die Verbindungen mit derartigen Unternehmungen überhaupt aufgeben und damit der von ihm abhängigen Presse die ihr unbedingt notwendige Freiheit wieder gewähren werde."

Die Resolution schließt:

„Wenn Herr Dr. Sieghart gleichzeitig zugibt, als Privatmann Aktien eines Industrieunternehmens gekauft zu haben, das neben einer Papierfabrik und einer großen Druckerei auch einen Zeitungsverlag betreibt, und das als eine Angelegenheit hinstellt, für die er niemandem Rechenschaft schuldig ist, so vergißt Herr Dr. Sieghart, daß der Privatmann auch Gouverneur der Bodenkreditanstalt ist und daß die Trennung der privaten Persönlichkeit von der öffentlichen Funktion nicht gut möglich ist. Ist es doch kaum anzunehmen, daß der Privatmann Herr Dr. Sieghart gegen den Gouverneur Exzellenz Dr. Sieghart durch die seinem Einfluß unterstehenden Zeitungen Stellung nehmen wird.

Herr Dr. Sieghart ist im Irrtum, wenn er glaubt, daß die Grazer ‚Concordia' und mit ihr die gesamte Bevölkerung der naiven Ansicht huldigt, derartige Vertrustungsbestrebungen würden in ihren einzelnen Teilen grundbücherlich eingetragen und öffentlich kundgemacht. Wer sich im finanzieller Jahrbuch ‚Kompaß' auskennt, weiß genau, daß bei solchen Machenschaften die Hilfe von möglichst unscheinbaren und unverdächtigen Strohmännern gebraucht wird. Gewiß drückt sich darin auch das Gefährliche und Schädliche des Systems aus, und gegen diese Bestrebungen dachte die Grazer ‚Concordia' im Interesse des Staates, der Bevölkerung und schließlich der ihr anvertrauten Presse endlich einmal Stellung nehmen zu müssen."

Arbeiterzeitung

4./XI. 1916.

14

Finanzkapital und Presse.

Der Grazer Journalistenverein „Concordia" hat in einer Vollversammlung, die am letzen Mittwoch tagte, folgende Kundgebung beschlossen (nachdem er auch gegen die Zensur protestiert hatte):

Die Vollversammlung macht die Regierung auf die Bestrebungen, die österreichische Presse zu vertrusten, aufmerksam und verweist auf die damit verbundene Gefahr einer einseitigen Beeinflussung der öffentlichen Meinung und der dadurch naturnotwendig eintretenden Beeinträchtigung der staatlichen Interessen. Eine freie, unabhängige Presse ist die Vorbedingung einer freien und unabhängigen Regierung. Daß die eingangs geschilderte Gefahr besteht, ist durch die allgemein bekannte Tatsache erhärtet, daß der Gouverneur der Bodenkreditanstalt, Geheimer Rat Sieghart, der über einen großen Teil der Wiener Presse heute schon als Eigentümer gebietet, nun auch Böhmen, Salzburg und Tirol seinem Konzern anzuschließen im Begriff ist. Sollen diese Vorgänge nicht zu einer schweren Staatsgefahr werden, so muß rechtzeitig die Beteiligung der Banken an Zeitungsunternehmungen hintangehalten werden. Die Grazer „Concordia" richtet daher die Aufforderung sowohl an die neue Regierung wie an die Parteien ohne Unterschied, denen die Freiheit und Unabhängigkeit der Presse ebenfalls von größtem Werte sein muß, dem Treiben ein für allemal ein Ende zu machen.

Diese Entschließung des Grazer Vereines beantwortet Herr Dr. Sieghart mit einer Zuschrift an den Ministerpräsidenten Koerber; sie wird in einigen Wiener Blättern veröffentlicht und lautet:

Eure Exzellenz! Nach einer heute vorliegenden telegraphischen Meldung hat der Grazer Deutsche Journalistenverein „Concordia" in außerordentlicher Vollversammlung eine Entschließung angenommen, die sich gegen angebliche Versuche wendet, die österreichische Presse zu vertrusten, und mich im Zusammenhang damit nennt. Es ist in politischen und publizistischen Kreisen ein offenes Geheimnis, daß diese und ähnliche Gerüchte mit System von gewissen Stellen verbreitet werden, denen es nicht um die Wahrung vorgeschützter staatlicher, sondern um die Wahrung persönlicher Interessen zu tun ist. Ich hätte Anstand genommen, Eure Exzellenz damit zu belästigen, wenn sich nicht jetzt ein journalistischer Fachverein diese Ausstreuungen zu eigen gemacht und den Beschluß gefaßt hätte, beschwerdeführend an Eure Exzellenz durch eine Abordnung heranzutreten. Mit Rücksicht darauf halte ich es für meine Pflicht, Eurer Exzellenz den tatsächlichen Sachverhalt bekanntzugeben, um Eure Exzellenz in die Lage zu versetzen, das Vorbringen der Abordnung entsprechend zu beantworten.

Die Behauptung, daß ich angeblich über einen großen Teil der Wiener Blätter heute schon als Eigentümer gebiete, ist durchaus unrichtig. Nicht minder unwahr ist die Behauptung, daß ich „nun auch Böhmen, Salzburg und Tirol meinem Konzern anzuschließen im Begriff sei". Ich habe niemals die Absicht gehabt, einen Zeitungstrust oder irgend eine ähnliche Organisation zu schaffen; eine solche Absicht liegt mir überhaupt vollkommen fern, schon weil ich ihre Verwirklichung für die allgemeinen Interessen abträglich halte. Wenn schließlich die Grazer „Concordia" die „Beteiligung der Banken an Zeitungsunternehmungen" hintangehalten zu sehen wünscht, so hätte sie in früherer wie in gegenwärtiger Zeit reichlich Gelegenheit gehabt, mit diesem Wunsche hervorzutreten; wenn sie es jetzt mit deutlicher Beziehung auf die von mir geleitete k. k. priv. Allgemeine österreichische Bodenkreditanstalt tut, so stelle ich zur Steuer der Wahrheit fest, daß die Bodenkreditanstalt auch nicht eine einzige Aktie eines Zeitungsunternehmens besitzt. Wenn aber ich als Privatmann über Aktien eines industriellen Unternehmens verfüge, das neben einer Papierfabrik und einer großen Druckerei auch einen Zeitungsverlag betreibt, so ist das eine Angelegenheit, für die ich niemandem Rechenschaft schuldig bin.

Zu dieser Erklärung ist vor allem zu sagen, daß Herr Dr. Sieghart, wenn es ein „offenes Geheimnis" sein soll, daß die Gerüchte, die von ihm behaupten, daß er Zeitungen ankauft, zur Vertreibung „persönlicher Interessen" vorgebracht werden, wohl die Pflicht hätte, diese „gewissen Stellen" genau und deutlich zu nennen — statt sich in allgemeinen und unbestimmten Beschuldigungen zu ergehen. Es kann natürlich sein, daß sich unter denen, die die Ausdehnung der Macht des Finanzkapitals auf die Presse bekämpfen, auch Leute befinden, die an dem antikorruptionistischen Feldzug Geld verdienen wollen; aber das ändert nichts daran, daß eine derartige Ausbreitung des Einflusses der Banken eine ernste Sache wäre, mit der man sich nachdrücklich zu beschäftigen allen Anlaß hat. Daß Herr Dr. Sieghart nicht die „Absicht" hat, „einen Zeitungstrust zu schaffen", ist löblich; die Frage ist aber, ob hier nicht ein Spiel mit Worten geschieht, daß nämlich die Absicht nach einem „Zeitungstrust" abgelehnt wird, der Wunsch aber, auf Zeitungen Einfluß zu gewinnen und zu üben, vorhanden ist und verwirklicht wird. Herr Dr. Sieghart erklärt, seine Bodenkreditanstalt besitze „nicht eine einzige Aktie eines Zeitungsunternehmens"; wenn er als „Privatmann" über Aktien eines industriellen Unternehmens verfüge, das neben einer Papierfabrik und einer großen Druckerei auch einen Zeitungsverlag betreibt", so sei das eine „Angelegenheit", für die er „niemandem Rechenschaft schuldig sei". Die Beschreibung des „industriellen Unternehmens" läßt deutlich das „Neue Wiener Tagblatt" erkennen; Herr Dr. Sieghart gesteht also, daß er über die Steyrermühl-Aktien „verfügt", welche Verfügung natürlich weniger eine über Papierfabrik und Druckerei, sondern die Verfügung über das „Neue Wiener Tagblatt" ist. Die Unterscheidung, die Herr Dr. Sieghart da vornimmt, die Unterscheidung nämlich zwischen der Bodenkreditanstalt, die „keine einzige Aktie" besitzt, und dem „Privatmann" Sieghart, der von der Steyrermühl-Gesellschaft so viel Aktien besitzt, daß er über sie verfügt, die mag sehr sinnreich sein; aber an dem, was man als Gefahr erkennt, wird dadurch gar nichts geändert. Niemand meint, daß die Bodenkreditanstalt, diese unpersönliche Institution und das unpersönliche Kapital, über Zeitungen „verfüge"; daß dieses Verfügen nur durch Personen ausgeübt werden kann, ist selbstverständlich. Ob nun der Privatmann Sieghart über die Zeitungen verfügt, weil die Bodenkreditanstalt die Aktien besitzt, oder ob der Gouverneur der Bodenkreditanstalt auf die Zeitung Einfluß hat, weil der Privatmann Sieghart die Aktien erworben; das wird vielleicht in dem Verhältnis zwischen der Bank und ihrem Gouverneur eine Rolle spielen, aber sonst wird die feine Unterscheidung wohl jeder als Spiegelfechterei erachten. Zum Privatvergnügen hat Herr Dr. Sieghart die Steyrermühl-Aktien wohl nicht erworben; der Herr Gouverneur der Bodenkreditanstalt wird sein Privatvermögen wohl zweckmäßig anzulegen vermögen, ohne Aktien eines fremden Unternehmens erwerben zu müssen. Er wird dabei schon eine Absicht gehabt haben, und diese Absicht liegt offen zu Tage und geht die Oeffentlichkeit sehr viel an.

Herr Dr. Sieghart meint allerdings, er sei darüber „niemandem Rechenschaft schuldig". Fragt sich, was er darunter vermeint. Daß er dafür weder strafgerichtlich noch zivilgerichtlich Rechenschaft legen muß, ist richtig; es ist weder in dem noch in jenem Gesetz verboten, Zeitungen aufzukaufen. Aber das schließt nicht aus, daß ihn die öffentliche Kritik zur Rechenschaft ziehen darf und daß die Oeffentlichkeit alle Ursache hat, das Maß der Macht, das Herr Dr. Sieghart in seiner Person zu konzentrieren getroffen hat, mit Mißtrauen und Unruhe zu beobachten. Es ist wahr, daß das „Neue Wiener Tagblatt" schon heute und längst ein Blatt ohne Charakter und ohne Rückgrat ist, daß seine Etikette „Demokratisches Organ" eine Dreistigkeit ohnegleichen ist und daß die moralische Welt um nichts ärmer wird, welches Finanzkapital über das Blatt immer auch verfüge. Ueberhaupt ist die Möglichkeit, daß die Abwehr dieser Vertrustungsbestrebungen zu der Vorstellung führen könnte, daß hier eine Unschuld vergewaltigt würde, das Unangenehme an diesen Erörterungen; daß eine solche alte Zeitungsbirne den Besitzer wechselt und statt diesem einem anderen Finanzkapital untertänig wird, ist natürlich keine Angelegenheit der Moral. Aber steckt hinter der Versicherung, „daß die Bodenkreditanstalt auch nicht eine einzige Aktie eines Zeitungsunternehmens besitzt", nicht eine gewisse Hinterhältigkeit? Zeitungsunternehmen auf Aktien sind doch schließlich nicht die Regel, und wenn auch die meisten dem Bankkapital hörig sind, so gliedert sich das Erwerbsunternehmen doch für gewöhnlich noch nicht in Aktien. Man kann also über etliche Zeitungen „verfügen", ohne ihre Aktien zu besitzen; es gibt der Mittel, sie finanziell zu beherrschen, noch etliche; die Behauptung von dem Nichtbesitz an Aktien kann wahr sein und der finanzielle und damit der politische Einfluß kann doch vorhanden sein. Und darüber sind eben „Gerüchte" im Umlauf und über sie hätte man schon das Bedürfnis, Genaueres und Bestimmteres zu hören. Die Erklärung des Herrn Dr. Sieghart schafft durchaus nicht die nötige Klarheit.

Im übrigen ist freilich fast die gesamte bürgerliche Presse auf das Niveau des bloßen Geschäftes längst heruntergesunken und dadurch zu dem bösartigsten Auswuchs unserer ganzen Kultur geworden. Die größte Schuld daran hat natürlich der Herr Leser — der weder Reinlichkeitsgefühl besitzt, noch geistige oder moralische Bedenken hat.

Neue Freie Presse
5./XI. 1916

Ministerpräsident Dr. v. Koerber und die Presse.

Der Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" hat unter dem 30. Oktober an den Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber, der seit vielen Jahren Ehrenmitglied des Vereines ist, ein Begrüßungsschreiben gerichtet. Heute erhielt die „Concordia" nachstehende Erwiderung:

„Wien, 4. November 1916.

Für die warmen Worte der Begrüßung, die der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" an mich zu richten die Freundlichkeit hatte, bitte ich meinen verbindlichsten Dank entgegennehmen zu wollen.

Wie sehr ich den Wert der Presse im öffentlichen Leben zu würdigen weiß, brauche ich Ihrem Kreise gegenüber kaum zu betonen, da ich wiederholt Gelegenheit hatte, meine Anschauungen hierüber zum Ausdruck zu bringen.

Die Kriegszeit hat die Presse vielfach vor neue große Aufgaben gestellt, sie hat ihr aber auch Gelegenheit geboten, ihren vaterländischen Geist glänzend zu bewähren, ungeachtet mancher Erschwerungen, welche die Verhältnisse mit sich gebracht haben. Seien Sie versichert, daß meinerseits alles geschehen wird, der Presse die Betätigung ihres wichtigen Berufes zu erleichtern.

Koerber."

An den geehrten Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" zuhanden Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Präsidenten Dr. Siegmund Ehrlich."

Das Schreiben der „Concordia" knüpft an die Ernennung Dr. v. Koerbers an und bemerkt:

„Das altehrwürdige Reich, das in dem schauerlich-großen Geschehen des Weltkrieges mit ungeahnter Macht nicht nur den Lebenswillen, sondern auch die Lebensfähigkeit erwiesen hat, steht vor hochwichtigen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft.

In diesem Augenblicke wird der Staatsmann zur Führung erkoren, der mit vielseitigem Wissen reiche Erfahrung verbindet, der nicht nur den Alltag erfaßt, sondern auch in die Höhen der geistigen Arbeit emporsteigt, der die Sehnsucht der Zeit mit der Kraft idealen Strebens zu bestärken vermag.

Das einmütige Vertrauen gibt Eurer Exzellenz das Geleite. Möge Eurer Exzellenz das volle Gelingen der Aufgaben beschieden sein.

Die Presse stellt sich gerne in den Dienst der Mitarbeit, die ihr obliegt. Aber auch die Presse hat ihre Wünsche, alte und neue."

Das Schreiben gedenkt weiter der Preßgesetznovelle, die Dr. v. Koerber im Jahre 1902 im Abgeordnetenhause einbrachte, die aber ohne sein Verschulden unerledigt blieb. Ferner gedenkt die „Concordia" der Verfügungen des Justizministers Dr. v. Koerber, die den Beschlagnahmen ein Ende bereiteten und eine wesentlich freiere Betätigung des Publizisten ermöglichten. Anknüpfend an diese Reminiszenzen, beleuchtet das Schreiben die herrschende Zensur, die die Presse in Zustände längst vergangener Zeit versetzt hat, und schließt: „Wir bauen auf die kluge Umsicht Eurer Exzellenz und sehen mit Zuversicht der wohlwollenden Hilfe entgegen, deren die Presse zur Erfüllung ihrer Pflichten bedarf."

Der Abend
8./XI. 1916

16

Freigabe der ausländischen Zeitungen!

Mit dem Regierungsantritte des Dr. v. Koerbers ist es wie ein erleichterndes Aufatmen durch die Presse in Österreich gegangen, und auch ohne gewerbsmäßiger Lobredner zu sein, darf man feststellen, daß jetzt die Zensur schon etwas freier gehandhabt wird. Da aber der Appetit mit dem Essen kommt, drängt sich nunmehr der Wunsch hervor, Dr. v. Koerber möge, was in allen Nachbarländern, Ungarn nicht ausgenommen, eine Selbstverständlichkeit ist, der österreichischen Öffentlichkeit und der österreichischen Zeitungswelt die ausländischen Zeitungen und Zeitschriften freigeben. Mit Stolz und Genugtuung konnte vor einigen Tagen das Wolffsche Bureau in Berlin die englische Presse Lügen strafen, die die alberne Nachricht verbreitete, in der jüngsten Zeiten seien im Deutschen Reiche alle englischen Zeitungen verboten worden. Haben wir in Österreich vielleicht Schaden gelitten, weil in Ungarn und im verbündeten Deutschen Reiche alle ausländischen Zeitungen gelesen werden können? Es wäre lächerlich, das zu behaupten, sintemal wir durch die deutschen Zeitungen des Auslandes doch wieder über den wesentlichen Inhalt der fremdsprachigen ausländischen Zeitungen unterrichtet werden. Aber die Achtung des Auslandes vor unseren Einrichtungen und vor unserem Staate wurde dadurch sehr vermindert, daß wir jene Zeitungen nicht lesen durften; und die Verminderung dieser Achtung wog und wiegt auch im Kriege schwer! Darum beseitige man dieses unhaltbare und schädliche Verbot und beschränke ein mündiges Volk und eine mündige Presse nicht länger in der Wahl ihres Lesestoffes!

Pester Lloyd

10./XI. 1916

17

Franz Molnárs Vorlesung in Wien.

— Von unserem Berichterstatter. —

Wien, 9. November.

Im Rahmen eines „Kriegswinterabends" erschien heute im großen Konzerthaussaal zum ersten Male als Vorleser vor dem Wiener Publikum Franz Molnár, wohl einer der interessantesten und bedeutendsten von den ungarischen Dichtern unserer Tage. Sein Auftreten, mit Spannung erwartet, war durch ein hübsches Vorspiel eingeleitet. Als Herr Klitsch vom Volkstheater Bruchstücke aus einem neuen Roman von Bartsch beendigt hatte, sprach der allseits verehrte Chef des Kriegspressequartiers und Direktor des Kriegsarchivs Generalmajor Ritter v. Hoehn, um den Dichter ob seines Mangels an deutscher Sprachfertigkeit zu entschuldigen. Der General führte aus, daß Molnár, der großen Zeit seinen Tribut bringend, die Leier mit der Kriegsfeder vertauschte und in kürzester Zeit in die allererste Reihe unserer Kriegsschilderer vorgerückt sei. Einer freundlichen Aufforderung folgend, habe Molnár an diesem, der Wohltätigkeit gewidmeten Abend versprochen, Proben aus seinem Kriegstagebuche vorzulesen, und es bangt ihm nun davor, zu einem so vornehmen Publikum trotz der Mängel seiner Ausdrucksweise zu sprechen; er wisse, daß er um Nachsicht zu bitten habe, und verspreche, sich zu bessern.

Der Ansprache des Generalmajors folgte warmer Applaus, der sich dann zu Ovationen steigerte, als Molnár selbst erschien, einfach und bescheiden, sein treues Monocle im Auge. Was er las und brachte, war eine kleine Ueberraschung. Molnár gab Proben aus seinem neuen Kriegstagebuch: von einem ungarischen Soldaten, der im Kaftan eines Juden von Rohatyn der russischen Kriegsgefangenschaft entweicht, und dann, da man ihn nicht so rasch wieder bewaffnen kann, in diesem Kaftan vorstürzt, mit dem Bajonett stürmt und fällt; von dem wundervollen Weihnachtsabend eines österreichisch-ungarischen Heereszuges, der im Vorbeimarschieren an einem Marienbild Lichter in den Schnee pflanzt, so daß die Schneedecke ganz feierlich heraufglänzt, während die Kolonnen auf der Serpentinstraße weiterziehen und das „Lichtsignal" langsam verlöschen sehen, das „der liebe Gott sicherlich bemerkt hat"; ferner vom russischen Offizier, der sich die wichtigsten ungarischen Redensarten aufschreibt und erklären läßt und der sich dabei vertölpelt; vom Tiroler Landsturmschützen, der, trotzdem ihm zwei Finger von der linken Hand fehlen, hartnäckig nach seinem Regiment fragt und um die doppelte Anzahl Patronen bittet; von der polnischen Bauernfrau endlich, deren Mann bei der Artillerie dient und die mitten im Granatenlärm auf ein paar Kohlenbecken prächtig schlafen kann, weil sie durch das Schießen an ihren lieben Mann erinnert wird.

Molnár las ganz einfach und flink, er las wahrhaftig ausgezeichnet, wie eben ein Dichter liest, der genau weiß, daß diese kleinen Meisterwerke an sich wirken und rhetorischen Schwunges nicht erst bedürfen. Jeder der kleinen Skizzen folgte stürmischer Beifall im vollbesetzten Saale. Am stärksten wirkte wohl das Lichtsignal an den lieben Gott in der Weihnacht. Das schlug nicht ein, das rührte und bewegte hundert dankbare Hände, und um Nachsicht brauchte Molnár nicht zu bitten. Sein Deutsch klang tadellos, der sanfte ungarische Unterton in der Aussprache verlieh sogar einen anheimelnden Reiz. Der Dichter empfing die freundlichsten Ovationen. Hinzuzufügen ist, daß der Abend unter dem Protektorat des Erzherzogs Karl Franz Josef stand und den Tagesheimstätten für Kriegerwitwen und Kinder ein sehr stattliches Erträgnis brachte. Im Auditorium sah man die Erzherzogin Zita, Kardinal-Fürsterzbischof Piffl, zahlreiche Generale und Staatsmänner, Gräfin Berchtold, Prinzessin Hohenlohe, ungarische Würdenträger und zahlreiche von Budapest herübergekommene Vertreter der ungarischen Gesellschaft. (h. l.)

Die Zeit
11./XI. 1916

Die Regierung und die Presse.

Aus Graz, 10. d., wird uns telegraphiert: Die in der letzten Vollversammlung der Grazer „Concordia" gewählte Abordnung hatte am 8. d. Gelegenheit, dem Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber, dem Minister des Innern Freiherrn v. Schwartzenau, dem Justizminister Dr. Klein, dem Handelsminister Dr. Stibral und dem Finanzminister Dr. Marek die Beschlüsse über die Preßzensur, über die Erhöhung der Zeitungspostgebühren, über die ungehörige Einflußnahme des Finanzkapitals auf die Presse sowie ganz besonders über die diesbezüglichen Bestrebungen des Gouverneurs der Bodenkreditanstalt Dr. Sieghart zu unterbreiten, die Stellungnahme der Vollversammlung zu diesen Fragen in eingehender Weise zu begründen und auch solche Beschwerden der Befürwortung der Zentralregierung vorzutragen, die infolge der bisherigen Handhabung der Zensur durch die Presse nicht behandelt werden konnten. Die Abordnung gewann bei diesen Audienzen die Ueberzeugung, daß eine Milderung der Bestimmungen für die Preßzensur Platz greifen werde, und daß die Zentralregierung grundsätzlich die Zeitungsvertrustungsbestrebungen ablehne. Die Abordnung wird über diese Frage noch eingehenderes Material dem Ministerpräsidenten zur Verfügung stellen.

Neues Pester Journal

11./VI. 1916

19

*** Vorleseabend Franz Molnár's in Wien.** Aus Wien wird gemeldet: Im großen Konzerthaussaale hielt gestern Abends der Schriftsteller Franz Molnár vor einem zahlreichen vornehmen Auditorium eine Vorlesung aus eigenen Kriegsschriften. Franz Molnár, der vom Generalmajor v. Hoen beim Publikum eingeführt wurde, las aus seinem neuen Kriegstagebuche einige seiner schmucklosen und darum doppelt ergreifenden Skizzen. Das Auditorium, unter dem sich Erzherzogin Zita, Kardinal-Fürsterzbischof Piffl, Prinzessin Hohenlohe-Schillingsfürst, Gräfin Berchtold und viele andere vornehme Persönlichkeiten befanden, spendeten Molnár stürmischen Beifall. Nachdem Franz Molnár das Podium verlassen hatte, ließ ihn die Erzherzogin Zita zu sich in die Hofloge bitten. Ihre k. u. k. Hoheit drückte ihre Bewunderung über die dichterische Vollkommenheit der zur Vorlesung gebrachten Skizzen aus und erkundigte sich nach seinen Kriegserlebnissen. Die Erzherzogin sprach dann über Molnár's Kriegstagebuch, und als sie erfuhr, daß es auch in deutscher Sprache erschienen ist, wendete sie sich zu ihrer Hofdame und sagte ihr: „Wir werden dieses Buch anschaffen." Zum Schlusse bemerkte Ihre k. u. k. Hoheit, daß sie sämmtliche Bühnenstücke Molnár's gesehen hat, und vom Mirakel „A fehér fehlő" habe sie viel Schönes gehört.

Bei Susi Wallner.

Es gibt Häuser, die eine eigenartige Stimmung ausströmen, die reden, wo die Vergangenheit in allen Winkeln kauert, Gestalten, die längst in kühler Erde ruhen, die ausgetretenen Stufen auf- und absteigen und uns geheimnisvolle Märlein aus jener Zeit zuflüstern, die „einmal war" und die einen eigenen Zauber auf uns ausübt. Solch ein Haus ist es, wo Susi Wallner wohnt, das sie ihr Eigen nennt, und das so völlig zu ihrem Wesen paßt, daß wir sie uns gar nicht in anderen Räumen vorstellen können. Nur hier kann sie wohnen, wo alle Stuben, die knarrenden Türen, die Truhen und Kasten, der ganze Hausrat eine Geschichte haben, die laut zu dem spricht, der sie versteht und zu schildern weiß. Was hat da für Menschenlust und Menschenleid gejubelt und gelitten, stets gleich wie jetzt und alle Zeit, und wie man dies nun betrachtet, verkörpert, das zeigt den Geist, der in dem Dichter lebt. So bei Susi Wallner, der diese Umgebung gar viel zugeraunt haben mag. Ihr ist nichts fremd, was die Seelen der Menschen bewegt. Mit verstehendem Humor steht sie über dem Leben, erkennt lächelnd unsere Torheiten und Schwächen, denn für sie gibt es keine Sünde, sie sieht nur die großen Wirkungen des Lebens mit ihrer gesetzmäßigen Notwendigkeit.

Eine geschlossene Persönlichkeit ist die Dichterin, die im Gewande gemütstiefer Plauderei so viel philosophisches Denken offenbart, so viel inniges Verständnis für das höchste Gut unseres deutschen Volkes hat — für seine kernige Eigenart, seine Sitten und Gebräuche, seine Lieder, Sprüche und Sagen, in denen seine Kraft liegt, die einen tiefen inneren Gehalt besitzen — so daß wir stets und stets von ihr lernen können. All ihre Gestalten, die sie uns vorführt — die den Lesern der „Oesterreichischen Volks-Zeitung" gar wohl bekannt sind — zeigen einen reichen Schatz von Weisheit, Herzensgüte und Menschlichkeit. Man mag sie herausgreifen wo man will. Die alte herbe Petronella, der Mirtl, die Maderbäuerin mit ihren altererbten Sprüchen voll Weisheit, der knorrige Bauer, das vorlaute „Sammenschl", die arme Mutter Anna Wild, die Soldatenbraut — sie alle, und gar viele andere Gestalten, die leben und gehen und sprechen, sie wanderten mit mir ins Wallnerhaus hinein, aus dem sie einst hervorgegangen waren.

Ueber der Tür des alten Gebäudes, das so versonnen am Donaugelände liegt, als wäre die Zeit still bei ihm gestanden, ist ein Schiffer auf schwankendem Kahn abgebildet — vielleicht ein Urahn von Susi Wallner — der die sagenberühmte Donau auf und ab gezogen ist, auf diesen Wellen sein Schifflein gelenkt, die einst die Lieder Richard Löwenherz gehört, wo die Nibelungenmär ihr wunderbares Dasein erstanden hat, wo deutsche Kultur und Sitte auf dem Strom in unsere Gauen zog. Die Segel seines Fahrzeuges flatterten unter dem Wind, der über die fruchtbaren Fluren des lieben Donaulandes weht, wo zur Frühlingszeit Baum an Baum weiße und rosa Blüten, wie eine Jungfrau ihren Myrtenkranz tragen, wo zur Ernte schwer die roten und gelben Früchte hängen, die Aehren mit prallen Dolden dastehen und alles von dem Segen dieser Erde erzählt, dieser Erde, der Heimatsscholle, die für die Dichterin das Beste auf der Welt ist, wo sie die Menschen, die zwischen diesen sanftgekuppelten Bergen leben, durch und durch kennt. Vielleicht hat der Schiffer mit seinem Kahn ihr auch etwas von all dem Blühen und Werden an den Ufern des breiten Stromes zugetragen.

Die alte Waldfrau hat es mir in ihren Erzählungen besonders angetan. Wie brauchen wir jetzt ihr „Sinnieren" gar notwendig! Unser Dasein ist wie der Bach, der schließlich neben ihr langsam zum Tale fließt, als sie mühsam durch den Forst wandelt und das holzdürre Alltagsbündel — das wir ja alle tragen — mit sich schleppt, da oben am Berg, als der Bach noch jung und frisch war, heidi, wie sprang er in jauchzender Lust über Stock und Stein, schleuderte in hellem Uebermut seine weißschäumende Gischt hochauf, lernte aber auch später sich unter schwere Blöcke drücken, schwemmte an manchen Stellen einen Stein weg, trug ihn an anderen zu. „Schau, 's Leben is auch nix, als ein ewig's Geben und Nehmen. Leicht klaubt Dir doch noch einmal 's Schicksal unverhofft was Gut's zu. Und gesetzt den Fall, es will nimmer, dann kommst g'wiß amal dafür im Himmel net z' kurz und die Ewigkeit dauert länger." Oder der „Herr Fischer", dessen bitterböse Liebesgeschichte ihn schließlich doch zur Erkenntnis bringt: „Es ist nichts so schlecht, als daß nit was gut's dabei war". Dann die Frau Wegewart, die wartet und wartet, wie wir jetzt alle müssen, wie wir dies Warten von Tag zu Tag immer mehr gelernt haben. Ihr hat der Krieg ihr letztes Liebstes genommen, ihren einzigen Enkelsohn, und sie möchte nur zu gern, müde aller Lebensqualen, in stiller Ruh' im Grabe liegen, wo all schon ihr Sehnen unter der Erde ist; aber sie tröstet sich mit dem Gedanken, der liebe Herrgott wolle es so: „I bin noch für was aufg'spart. Er muß mir noch was z' tun und was z' schaffen wissen. Und auf das wart' i. Tag und Nacht wart' i drauf, trag' mein'n Binkel Jammer um und wart'."

Wie ist in dem Brief des Reserbisten an seine Frau der Ausspruch von der deutschen Treue aus unserem Herzen gesprochen! „Die alte Treue lebt halt noch! Im kleinen, engen, verdrießlichen Alltag habe ich öfter kleinmütig daran verzagen wollen. Nun lehren 's tausend Taten: Die alte, gute, schlichte, deutsche Treue lebt! Die erschießen sie mit keinen Schrapnells und keinen Kanonen, die sprengen sie mit keinen Minen in die Luft."

Wie wünschte ich mir einmal, diese Dichterin kennen zu lernen! Unlängst hat nun das Schicksal mich zu ihr geführt — ich brachte ihr in Linz Grüße von einem gemeinsamen Freund. Da fand ich sie so, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Voll herber Frische, wie die Natur rings umher. Aber ich fand noch mehr. Dies Erfassen des Menschen, dies Erbarmen mit der leidenden Kreatur, dieser goldene Humor, dies hat ihr mit die gute, liebe, verehrungswürdige Mutter Wallner gegeben, die mit jener Heiterkeit dem Leben gegenübersteht, das nur Menschen haben, die durch vieles Leid gegangen sind, vieles Leid gesehen haben. Und selten sah ich so harmonisches, volles Verstehen zwischen Mutter und Tochter. Als die Lampe zitternde Kreise am Tische malte, las Susi Wallner mir das „Goldene Röss'l" vor — das „Röss'l", die kinderschönen Illusionen, die wir alle in uns tragen und die, wenn sie uns vom Leben zerstört werden, wir so bitterschwer missen, las mir Gedanken und Sprüche vor, die aus der Tiefe der Volksseele geschöpft waren.

Die Stunden, die ich hier zwischen den beiden Frauen verbrachte, haben mich mehr gelehrt als gar mancher Weg, den ich gegangen, und mitten zwischen dem furchtbaren Weltenbrand, der unsere Gedanken wie hypnotisiert eingefangen hat, war hier eine kurze Spanne Zeit des Friedens und der Ruhe. Wie eine wunderbare Ahnung zog es durch das altertümliche Gemach, wo weißschimmernd über dem Schreibtisch die Anzengruberbüste herüberleuchtete, von einer künftigen schönen Zeit, wo wir uns wieder rein erfreuen werden an den reichen Gaben, die in dem Gemüt unseres Volkes schlummern, ein sprudelnder Born, nicht ausgeschöpft, nicht kalt versiegt, sondern der frühlingsfrisch, stets neu in der Seele des Deutschösterreichers lebt.

Helene Gegenbauer.

12. IV. 1916

8

12./XI. 1916

21

Ein Preßskandal.

„Wiener" Blätter während des Existenzkampfes der Monarchie.

Wien, am 11. November.

Kaum hat eine merklich mildere Handhabung der Zensur Platz gegriffen, so daß die Presse nicht mehr gezwungen ist, aus ihrem Herzen eine Mördergrube zu machen, wagen sich auch schon wieder die Naturlaute jener Gesinnung hervor, die vor dem Kriege als Wiens Preßschande bekannt war. Sie nahen sich wieder, die schwankenden Gestalten ..... Wir haben schon zitiert, wie sich der gestrige „Abend" die letzte Rede des deutschen Reichskanzlers zurecht legte und aus ihr eine Anklage gegen die bisherige reichsdeutsche Politik drechselte: denn „das erste Mal" habe eine amtliche deutsche Stelle in einem Sinne gesprochen, der „den Anschauungen und Gefühlen aller wahrhaften Menschenfreunde und aufgeklärten Geister entspricht".

Noch weniger Zwang legt sich der Leitartikel der heutigen „Zeit" (Morgenblatt) auf:

In den Friedensfragen hat Deutschland von jeher eine unglückliche Hand gehabt. Der Moltkesche Ausspruch, daß der ewige Friede nur ein Traum sei und nicht einmal ein schöner, hat das ganze politische Denken der letzten und der heutigen Generation in Deutschland beherrscht. Das offizielle Deutschland ist dabei stehen geblieben. Die übrige Welt hat indessen die alten Friedensgedanken der Kulturmenschheit weiter entwickelt und nach neuen, wirksamen Formen für ihre Verwirklichung gesucht. Schließlich haben sich auf den beiden Haager Kongressen alle zivilisierten Staaten der Welt ganz offiziell an der Lösung des Problems beteiligt. Auch Deutschland tat wohl mit, hat sich aber gegenüber allen Anregungen dieser Art ablehnend verhalten und sie schließlich auf dem zweiten Haager Kongreß 1907 auch zu Falle gebracht. In den vielen großen und kleinen Staaten der Erde hat dieses Verhalten der ersten Militärmacht der Welt einen tiefen Stachel zurückgelassen. In Deutschland hat man sich darum nicht gekümmert, weil man die ganze Friedensbewegung unterschätzt hat... In Deutschland weiß man von der Existenz der ganzen, schon mehr als ein Jahr alten Liga nichts und polemisiert gegen Greys Anregung blind darauf los, wie wenn man wirklich den Eindruck in der ganzen gebildeten Welt erzeugen wollte, daß Deutschland keine andere Sorge habe, als der Menschheit dauernd die Kriegsgefahr zu erhalten. Da hat nun endlich der Reichskanzler in seiner letzten Reichstagsausschußrede eingegriffen und sich auch seinerseits mit einer Friedensliga einverstanden erklärt. Es ist nur sehr schade, daß der Reichskanzler sich so spät dazu entschlossen und sich — wie der gewesene Staatssekretär Dr. Dernburg jüngst warnend schrieb — von den Entente-Staatsmännern den Wind aus den Segeln hat nehmen lassen. Schade auch, daß er selbst jetzt noch sein Ja durch allerhand Klauseln, Bedenken, Polemiken, Zweifel und Vorbehalte abgeschwächt hat.

In solchem Tone schreibt ein in Wien erscheinendes Blatt über das uns verbündete Deutsche Reich, das nicht nur zum Gegensatz „aller zivilisierten Staaten der Welt" und der „ganzen gebildeten Welt" gestempelt, sondern gelegentlich einer Besprechung der nämlichen Kanzlerrede, welche die Schuld der Vierverbandsdiplomatie am Weltkriege restlos nachgewiesen hat, als der mutwillige Urheber dauernder Kriegsgefahr hingestellt wird! Und mit einer solchen Presse im Leibe, die selbst in so kritischen Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, kein Bedenken trägt, unseren treuesten Verbündeten anzufallen und den Feinden nicht nur Weihrauch zu streuen, sondern auch Waffen zu liefern, soll Oesterreich eine ersprießliche auswärtige Politik machen können! So lästig gewiß auch der loyalen Presse das Walten der Zensur während des Krieges fiel, wundern kann man sich angesichts der Presse, die Wien hat, darüber nicht mehr, wenn in einer Zeit, in der es um Sein oder Nichtsein der Monarchie geht, die schärfsten Vorsichtsmaßregeln angeordnet wurden. Aber soweit kommt es, wenn neben den vielen, vielen einheimischen auch noch ausländische, im vorliegenden Fall aus dem rumänischen Galatz stammende Juden die „öffentliche Meinung" Oesterreichs machen dürfen.

Die „Arbeiter-Zeitung" darf in diesem Reigen nicht fehlen. Während sie gestern die Rede des deutschen Reichskanzlers nur mit einem Fragezeichen als „eine Friedensrede?" gelten ließ und seinen Feststellungen über den Kriegsursprung allen geschichtlichen Wert und alle Bedeutung für die Beurteilung der Schuldfrage absprach, bricht sie über die Rede Asquiths in der Guildhall in begeisterndem Jubel aus, setzt dessen Ausspruch „Ja, den Frieden wollen wir," diesmal mit einem Ausrufzeichen, in den Titel, ohne auf den Asquithschen Nachsatz „aber nur..." und auf Asquiths dreiste Bedingungen weiter zu achten, und stellt den englischen Premier und die übrigen britischen Staatsmänner, von denen in der letzten Zeit Reden bekannt wurden, als Friedensengel mit den allergenügsamsten Absichten hin, so daß die Leser der „A.-Z." schließlich zum Glauben kommen müssen, an der Fortdauer des Krieges seien wirklich nur mehr die Regierungen der Mittelmächte schuld. Es liegt System in der Sache. In einem anderen Artikel der heutigen Nummer (Seite 3: „Auslegung von Dokumenten") wird aus dem zu Kriegsbeginn erschienenen deutschen Weißbuch, worin über die gemeinsamen Vermittlungsaktionen der englischen und deutschen Regierung zur Vermeidung des Krieges berichtet wird, eine Stelle zitiert, um den Eindruck zu erwecken, als sei alles erlogen, was man jetzt den Neutralen über Englands Schuld am Kriege „einreden will". Daß die nämliche englische Regierung, während sie den Mittelmächten durch Teilnahme an den deutschen Vermittlungsbemühungen friedliche Absichten vortäuschte, gleichzeitig in Petersburg und Paris die Voraussetzungen für den Kriegsbeginn schuf und durch Zusagen der englischen Hilfe Rußlands und dann Frankreichs Mobilisierung veranlaßte, diese unwiderleglich festgestellte Tatsache unterschlägt der Artikel. Mit solchen Waffen kämpfen in Wien erscheinende Blätter gegen die Mittelmächte! Die nämliche Nummer der „A.-Z." veröffentlicht ein von ihrem Chefredakteur Austerlitz auf der kürzlich abgehaltenen sozialdemokratischen „Reichskonferenz" über „die Einberufung des Reichsrats" erstattetes Referat, in welchem folgende Stelle vorkommt:

> Jeder versteht doch, daß das Parlament im Kriege nicht in Gefahr war, den Zuständen, wie sie vor dem Kriege waren, ausgesetzt zu sein. Nicht daß es arbeitsunfähig war, ist der Grund, warum man es nicht einberief. Die Wahrheit ist, daß man glaubte, Oesterreich könne ein Parlament während des Krieges nicht brauchen. Das ist nicht ein Vorwurf für das Parlament, sondern wäre das schärfste Urteil über den Krieg. So kann man sagen, das Parlament sei systematisch zugrunde gerichtet worden, aus der Erwägung, man werde einmal einen Krieg führen ...

Die „Wahrheit" des Referenten über die Nichteinberufung des Reichsrats ist also zugleich „das schärfste Urteil über den Krieg", den Oesterreich-Ungarn führt!! Das steht in der gleichen Nummer der „A.-Z.", in welcher die Asquith, Grey, Lloyd George und Genossen als Träger des Friedensgedankens gepriesen werden! Wie man sieht, hat Chefredakteur Austerlitz, der vor dem Kriege die Monarchie zu den „Kadavern" geworfen hatte, in den zweieinhalb Jahren durchaus nicht „umgelernt".

Wir wiederholen: So schreiben „Wiener" Blätter in einem Augenblick, da unsere Landeskinder noch immer im Nordosten, im Osten und im Südwesten heimatlichen Boden gegen die Armeen, ach, so friedlicher Nachbarn mit ihrem Leben zu verteidigen gezwungen sind! In einem Augenblick, da ein die Wahrheit entstellendes, vergiftendes Wort verhängnisvoller wirken kann als selbst die Revolverkugeln eines angeblich „irrsinnigen" Desperados!

Der Morgen
13./VI. 1916

22

Preßfreiheit.

Es ist natürlich noch lange kein Grund zu Jubel und Lobeshymnen vorhanden, weil es heißt, daß die Zensur in nichtmilitärischen Dingen auf das gesetzliche Maß zurückgeführt werden soll. Es gibt Männer, die, wenn sie zur Macht gelangen, aus den Höhen des bürgerlichen Bewußtseins in die Niederungen absolutistischer Gelüste hinabsteigen; es ist kein Verdienst, sondern eine Selbstverständlichkeit, daß ein Koerber, ein Franz Klein Überreste, die sie auf ihren Schreibtischen vorgefunden haben, wegschaffen, und daß sie dies als ein ihrer ersten Aufgaben erkennen. Das muß noch gar nicht aus besonderer Vorliebe für die Presse geschehen, sondern mag vielmehr nur das Verlangen nach gesetzmäßigen Zuständen sein. Höchst notwendig scheint es uns aber, daß diese Wiederherstellung nicht nur im bureaukratischen Wege einer Mitteilung an die Behörden geschehe. Das Übel wurde dadurch so empfindlich, daß niemand wußte, was Recht sei (ein gewisses förmliches Recht gibt es ja auch in jedem Unrecht.) Dieser Zustand darf und wird nicht fortgesetzt werden; man wird nicht länger als eine Art von persönlicher Liebenswürdigkeit der Zensur empfangen dürfen, was ein wohlergründeter gesetzlicher Anspruch ist. Das wird Dr. Klein gewiß nicht wollen, der ja als Minister niemals aufgehört hat, als Mann des Rechts zu fühlen und zu handeln. Wir schließen uns deshalb mit allem Nachdruck der von befreundeter Seite erhobenen Forderung an, daß die geänderte Zensur, die man in nicht militärischen Dingen als geendete Zensur wird bezeichnen dürfen, kein Amtsgeheimnis bleibe, sondern allen die es angeht, klar und vernehmlich mitgeteilt werde. Unter denen, die es angeht, verstehen wir aber nicht etwa nur die bisher die Zeitungen geschrieben und gestrichen haben, sondern vor allem die, die sie lesen. Das Urteil des Zeitungslesers wird sehr von dem bestimmt, was ihm über die größere oder geringere Freiheit der Meinungsäußerung bekannt ist. Es hat — das ist ein Verdienst der Zensur, wie sie unter Dr. von Hochenburger geübt wurde, wenn auch ein unfreiwilliges Verdienst — zwischen den Zeilen lesen gelernt. Es ist wichtig, daß er nun wisse, daß dies nicht länger nötig sei, weil wir wieder in der Lage sein werden, unsere Meinung nicht zwischen, sondern in gemeinverständlichem Deutsch in den Zeilen zu sagen.

Wir sind überzeugt, daß die neue Zeit für die Presse mit einem Schritte vollster Offenheit der Regierung beginnen werde. Die unabhängige Presse ist bisher so behandelt worden, werden, unsere Meinung nicht zwischen den Zeilen, sondern in gemeinverständlichem Deutsch in den Zeilen zu sagen.

Der Abend
13./XI. 1916

23

„Preßskandal".

Noch sind gerade kaum die ärgsten Unbilden des früheren Zensurregiments beseitigt; noch ist der weiße Fleck, wenn auch seltener, so doch keineswegs die Ausnahme von der Regel geworden; noch gewöhnen sich die ausführenden Hände erst langsam an die Gedanken der leitenden Köpfe, und schon wagen sich wieder die Naturlaute hervor, die unter dem Namen „Reichspost" nur zu sehr bekannt sind. Wieder einmal ist es der „Abend", der dem „Wiener" Blatte, das ganz unverhüllt nach der Zensur, wie sie war, schreit, den Anlaß gibt, seine wahre Gesinnung hemmungslos aufzudecken. Er hat sich dieser Tage eine Bemerkung über die etwas spät erwachte gemeinschaftliche Abneigung der Deutschnationalen und Christlichsozialen gegen die Ausschreitungen des Finanzkapitals gestattet. Das ist dem Amtsblatte der deutschnational-christlichsozialen Partei nicht recht, teils weil es der Partei schaden könnte, teils nur, weil es wahr ist. Sie benützt das nun zu einer Verdrehung, die wir als sogar für die „Reichspost" ungewöhnlich verwegen bezeichnen würden, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, in Auseinandersetzungen mit dem Blatte des Dr. Festschrift-Funder starke Ausdrücke zu vermeiden. Man zieht ja doch immer den Kürzeren. So wollen wir, von dem persönlichen Teile der Sache absehend, nur die Tatsache feststellen, daß sich ein „Wiener" Blatt findet, das in einer nicht mißzuverstehenden und nicht wegzuleugnenden Weise die „schärfsten Vorsichtsmaßregeln" in Preßsachen verlangt!

Die Niedrigkeit dieses Sehnsuchtsschreis wird überdies nur durch seine Aussichtslosigkeit erreicht. Denn das redet sich die „Rp." doch hoffentlich selbst nicht ein, daß es ihrem Schrei nach der Preßpolizei, wie sie war, gelingen könnte, Männer wie Koerber und Klein zu vormärzlichen Verfügungen nach den Herzenswünschen der „Rp." und ihrer Hintermänner zu bewegen.

*

Bedauern muß man den Deutschen Nationalverband, der nun schon so tief gesunken ist, sich von der „Rp." vertreten zu lassen und sein Heil in verschärfter Zensur zu suchen.

*

Es ist bezeichnend, in welcher Gesellschaft er sich dabei befindet. Der „Abend", nebenbei gesagt als das einzige der Blätter, von denen man in anständiger Gesellschaft reden kann, hat kürzlich die Mitteilung gebracht, daß gegen den „Mercur" eine Strafuntersuchung eingeleitet worden ist, weil er seinen Kunden im Wertpapiergeschäfte ungünstigere Preise anrechnete als die, zu denen er gekauft und verkauft hat, zu deutsch, weil er sie um Kursunterschiede prellte. Aus einem Aufsatze einer volkswirtschaftlichen Zeitschrift geht nun hervor, daß die Tatsache aus allerlei Gründen großes Unbehagen erregt, und daß man in Finanzkreisen großes Erstaunen darüber ausgesprochen habe, daß der Staatsanwalt ohne unmittelbare Anzeige eines Geschädigten die Untersuchung eingeleitet hat. Man hat ferner, und das ist das Bezeichnende und der Punkt, wo die Wünsche der Banken, die ihre Kunden betrügen, mit denen der politischen Parteien, die ihre Kunden irreführen, übereinstimmen, man hat das Erstaunen darüber ausgedrückt, daß die Veröffentlichung der Zeitungsnotiz zugelassen wurde. So ruft alles, was faul ist und eine freimütige öffentliche Meinung zu scheuen hat, nach den Zuständen, wie sie waren, bequem für die, deren Taten das helle Tageslicht nicht vertragen.

Sehr richtig sagt die schon erwähnte Zeitschrift, d. ß, abgesehen davon, daß diese Besorgnisse sehr weit hergeholt sind, sich darin die Verwirrung weiter Kreise durch die mißbräuchliche Ausdehnung der Zensur in der Aera Stürgkh ausspricht. Damals durfte man ja auch über die verschiedensten Vorfälle bei Unternehmungen und ihren Leitern nicht schreiben. Das hat nun erfreulicherweise aufgehört. Daß die freie Presse auch Mißstände zeitigt, wozu sie übrigens die Veröffentlichung dieses Gerichtsfalles nicht zählt, sei selbstverständlich, und da habe eben die Presse die erforderliche Selbstzensur zu üben.

So ist es in der Tat. Überdies dürften sich auch die Behörden seither überzeugt haben, wie nichtig die Vorspiegelungen sind, mit denen man sich früher den Schutz der Zensur zu erschleichen wußte. Auch der „Mercur", scheint es, wollte glauben machen, daß eine Störung des Vertrauensverhältnisses zwischen dem Publikum und einer Bank oder den Banken überhaupt den Erfolg der Kriegsanleihe beeinträchtigen könnte, ja, man sprach sogar von einem Ansturm auf die Kassen der Bank, den diese Veröffentlichung bewirken könnte. Man hat sich seither überzeugt, daß beides einfach Geflunker war. Es wäre traurig um Publikum und Kriegsanleihe bestellt, wenn sie die Wahrheit über eine übel geleitete Bank nicht vertragen könnten. Leider zeigt sich aber wieder, wie leichtsinnig dieses Publikum ist. Es liest ruhig von Voruntersuchungen und ähnlichen schönen Dingen. Aber davon, daß es sich um sein Geld kümmern würde, liest man nichts.

Fremdenblatt 15./XI. 1916

Zentralverein der Zeitungs-Unternehmungen.

Wir erhalten vom Zentralverein der Zeitungs-Unternehmungen die nachstehende Zuschrift:

„Unter dem Vorsitz des Präsidenten des Zentralvereines der Zeitungs-Unternehmungen Dr. Heinrich Graf von Beaufort fand am 12. November 1916 in der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer eine vom Zentralverein der Zeitungs-Unternehmungen einberufene Versammlung statt, an welcher auch die Vertreter der dem Zentralverein nicht angehörenden drei Wiener Tagesblätter teilnahmen, um zu der von den Papierfabrikanten neuerlich geforderten Papierpreiserhöhung Stellung zu nehmen. Der Versammlung, in welcher sämtliche österreichische Tageszeitungen vertreten waren, wohnten seitens der Regierung bei Sektionschef Dr. Friedrich Pinschof vom Ministerratspräsidium, Sektionschef Dr. Robert v. Kreutzbruck vom Handelsministerium, Forstrat Hugo Adam vom Ackerbauministerium, Ministerialsekretär Dr. Nowotny vom Ministerium des Innern und Oberkommissär Friedrich Brychta. Nach mehrstündiger Debatte in welche auch die Sektionschefs Dr. Pinschof und Doktor v. Kreutzbruck wiederholt aufklärend eingriffen, wurde die folgende vom Berichterstatter Direktor Prosl vorgeschlagene Resolution einstimmig angenommen:

Die am 12. November 1916 in der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer versammelten Vertreter der gesamten österreichischen Tageszeitungen verwahren sich im Einvernehmen mit den ungarischen gegen die fortwährenden Preiserhöhungen der Papierfabriken und erklären eine weitere Preissteigerung für Rotationsdruckpapier, wie sie nunmehr von den Fabrikanten verlangt wird, unter allen Umständen für unannehmbar, da es den Zeitungs-Unternehmungen unmöglich ist, eine neuerliche Belastung zu ertragen. Zur Verlängerung des bestehenden Vertrages mit dem Papierfabriksverband wird jedoch der seinerzeit gewählte Vollzugsausschuß ermächtigt.

Gleichzeitig wird der erwähnte Ausschuß des Zentralvereines ermächtigt, sofort eine Einkaufsgesellschaft ins Leben zu rufen, um das für die österreichischen Tageszeitungen notwendige Rotationsdruckpapier und eventuelle sonstige Materialien zu beschaffen.

Schließlich ersucht die Versammlung die Regierung auf das dringendste, zu dem bestehenden Papierhilfsdienst im Handelsministerium einen sachlichen Beirat zu schaffen, dem ebenso viele Vertreter der Zeitungs-Unternehmungen wie der Fabriken von Rotationsdruckpapier angehören, um die Schwierigkeiten der Produktion und der Verteilung des Rotationsdruckpapieres gemeinsam zu beheben."

Die vorstehende Resolution wird gewiß dazu beitragen, den verantwortlichen Behörden neuerlich den Ernst der Situation klar zu machen. Es wird seit Monaten von allen Seiten, auch aus den Kreisen der Papierindustrie darauf hingewiesen, daß eine Regulierung der Papierproduktion dringend notwendig ist; leider kann sich das Handelsministerium aber immer noch nicht zu der einzig möglichen Lösung dieser brennenden Frage, nämlich zur Errichtung eines Kriegsverbandes der Papierindustrie, ähnlich wie er in anderen Industrien schon geschaffen ist, entschließen. Alle Verordnungen, welche bis jetzt für die Papierindustrie erlassen worden sind, waren mehr oder weniger wertlos, denn sie haben weder erreicht, daß die unentbehrlichen Papiere, zu denen vor allem der Rotationsdruck gehört, in größerer Menge erzeugt werden, noch haben sie verhindern können, daß Zeitungspapier aus Deutschland eingeführt wird, wodurch sich unsere Valuta neuerdings verschlechtern wird. Die Frage der Preisregulierung steht in engem Zusammenhange mit der Regulierung der Erzeugung. Jene Stelle, die die Rohstoffe versorgt und die Erzeugung kontrolliert, wird leicht in der Lage sein, Preise festzusetzen, die den tatsächlichen Gestehungskosten entsprechen, sie wird aber auch in der Lage sein, den Verbrauch des Zeitungspapieres so zu regeln, daß alle Zeitungen gleichmäßig bedacht werden und daß die ungleichmäßige Verteilung, wie sie gegenwärtig besteht, aufhört. Es kann daher dem Handelsministerium nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, die Ordnung der unmöglichen Zustände, wie sie gegenwärtig in der Papierindustrie bestehen, mit aller Beschleunigung vorzunehmen.

15./XI. 1916

26

Ausgestaltung des Pressedienstes im Ministerium des Aeußern.

Wie wir erfahren, steht im Ministerium des Aeußern eine Ausgestaltung des Preßdepartements bevor, die mit einer Erweiterung der Aufgaben dieser Abteilung zusammenhängt. Es wird dabei — außer einem noch regeren persönlichen Kontakt mit der Presse — angestrebt, einerseits dem Ausland eine bessere Kenntnis der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse unserer Monarchie zu vermitteln und andererseits eine immer genauere Beobachtung und Beurteilung der öffentlichen Meinung in den fremden Ländern zu ermöglichen.

Schon bisher wurde dieser Seite des politischen Lebens stets zunehmende Aufmerksamkeit zugewendet. Infolge der fortgesetzt steigenden Mannigfaltigkeit und Bedeutung des Zeitungswesens und der Publizistik überhaupt hat aber das zu bewältigende Material einen solchen Umfang angenommen und erfordert die richtige Abschätzung seines tatsächlichen Wertes eine solche Uebung und Erfahrung, daß die Aufgaben der Preßabteilung immer wachsen und daß es nunmehr als zweckmäßig erscheinen wird, besonders auch den diplomatischen Nachwuchs eingehend mit ihnen vertraut zu machen.

Österr. Volkszeitung 18./11. 1916.

* **Franz Anthony**, der bekannte Bühnenschriftsteller, Verfasser zahlreicher Lustspiele, Possen und Schwänke, ist gestorben. Mit Anthony, der mit seinem bürgerlichen Namen Anton Niesolowsky hieß, ist ein Vertreter jenes gemütlichen, behaglichen Alt-Wiener Humors dahingegangen, der heute mehr und mehr verschwindet. Der Verstorbene war Beamter von Beruf, Schriftsteller aus Neigung und ist Mitverfasser einer Unzahl von Possen, die seinerzeit viel gegeben und belacht wurden. Zu den bekanntesten dieser Theaterstücke zählen der „Aprilnarr", „Stabstrompeter", „Der dümme August", „Nigerl auf der Reise nach Paris", „Ein alter Hallodri", „Unser Wien im 20. Jahrhundert", „Am Gänsehäufl" und viele andere. Anthony wurde 1855 in Wien geboren, hat also ein Alter von 62 Jahren erreicht.

Tägliche Rundschau
20./XI. 1916

Deutschland und der Islam.

Aus Anlaß des Erscheinens des ersten Heftes einer neuen Monatsschrift „Die islamische Welt" hatte das Komitee dieser Zeitschrift zu einem Nachmittagstee im Hotel Esplanade geladen. Eine auserlesene Versammlung nahm an der Veranstaltung teil. Man sah u. a. den türkischen Prinzen Fuad, den türkischen Botschafter in Berlin Hakki Pascha nebst anderen Herren der Botschaft, den persischen Gesandten Hussein Kuli-Chan, den türkischen Generalkonsul Lutfi-Bei. Ferner waren erschienen Legationssekretär v. Wesendonk als Vertreter des Auswärtigen Amts, Geheimrat v. Glasenapp vom Reichsbankdirektorium, Professor Jäckh, Vorsitzender der Deutsch-Türkischen Vereinigung.

In arabischer Sprache begrüßte der eine Herausgeber der neuen Monatsschrift, der Rektor der Universität in Medina, Scheich Abd-El-Aziz Schauisch die Anwesenden und sprach über die mangelhafte Kenntnis der islamitischen Welt bei unseren Feinden, während sie bei den Deutschen stets eine bessere gewesen sei. Prof. Spatz übertrug die Rede ins Deutsche. Der zweite Herausgeber der Zeitschrift Abdul Melik Hamsa Bei entwickelte als Programm des Organs die Annäherung zwischen Deutschland und der Türkei auf der Grundlage genauerer Kenntnis. Der türkische Botschafter Hakki Pascha beglückwünschte Scheich Schauisch zu seinem neuen Unternehmen. In einer schwungvollen Rede wies dann General Imhof Pascha auf die militärische Kräftigung und die innere Erstarkung der Türkei hin, der er alles Gedeihen für die Zukunft wünschte. Musikvorträge wechselten mit den Reden ab.

Reichspost
20./XI. 1916

* **„Ein Preßskandal".** Der unter dieser Ueberschrift in der vorgen Sonntagsausgabe der „Reichspost" enthaltene Aufsatz, zu dem uns zahlreiche Zustimmungskundgebungen zugekommen sind, hat den Grazer „Arbeiterwillen" des Morgenländers Dr. Schacherl in große Aufregung versetzt. Nun, es war nicht der Zweck des Aufsatzes, die darin gekennzeichnete Presse uns gewogen zu machen, und daß ein Schacherlblatt in Graz aufschreit, wenn stammesgenössische Wiener Blätter in flagranti erwischt werden, ist eine Ordnung, an die sich die Welt längst gewöhnt hat. Aber einige dreiste Geschichtsfälschungen, die sich das Grazer Blatt in seiner Aufregung leistet, möchten wir ihm doch nicht hingehen lassen. Der „Arbeiterwille" versucht nämlich das Verhalten der von uns gekennzeichneten Wiener Blätter, deren Auffuhrung ihm so sympathisch ist, mit dem Verhalten der „Reichspost" in den Jahren 1908 und 1912 beschönigen. „Was mußten sich damals", ruft das Grazer Blatt aus, „die Diplomaten von der ‚Reichspost' alles gefallen lassen, weil sie ihre Handlungen nicht auf den Krieg, sondern auf den Frieden eingestellt hatten!" Ja, was denn? Wir stellen fest, daß im Balkankriegsjahre 1912 die „Reichspost" eines der ganz wenigen Wiener Blätter war, an denen die verantwortlichen Leiter der Politik unserer Monarchie festen Rückhalt fanden, während der ganze übrige Wiener Preßtroß und seine Provinzableger gegen jeden seither längst als vollkommen richtig erwiesenen Schritt unseres auswartigen Amtes Sturm liefen. An dieser Tatsache, die zu den Ruhmestiteln der „Reichspost" und zu den Preßschandkapiteln ihrer damaligen und heutigen Gegner gehört, ist nicht zu rütteln. Und 1908? Die „Reichspost" verteidigte im Einvernehmen mit den maßgebenden Faktoren, welche die drohenden Gefahren erkannten und sich von den gleißnerischen Versicherungen der Tittoni und Genossen nicht über die wahre Lage der Dinge täuschen ließen, die damals bestandene Absicht einer Verbesserung unseres Grenzschutzes im Süden und verlangte gegenüber gewissen gegenüber Rom allzu vertrauensseligen Strömungen eine stärkere Betonung des Bundes Wien—Berlin. Das ist die Wahrheit von 1908 und 1912! Wenn das Grazer Blatt daran etwas auszusetzen findet, spricht es sich selber das Urteil. Ueber die niedrige Verleumdung, die das Grazer Blatt beim gleichen Anlasse sich leistet, nämlich daß die „Reichspost" „an den Friedensworten des Papstes Deutungen und Fälschungen vornahm", gehen wir mit Verachtung hinweg.

Österr. Volkszeitung 20/XI. 1916.

31

* **U. Tartarugas Romanserie „Detektiv Frank".** Die Oedenburger Verlagsfirma Gustav Röttig u. Sohn hat mit der Ausgabe einer Serie von Kriminalromanen aus der Feder Tartarugas begonnen, welche von Theo Zasche illustriert, je vier Bogen stark und modern ausgestattet sind. Trotzdem kostet jeder Band bloß 75 Heller. In den Prospekten heißt es, daß mit diesem Sammelwerke nicht bloß beabsichtigt werde, die einschlägige Schundliteratur zu verdrängen, sondern auch die vielen Nachahmungen des Conan Doleyschen Meisterdektetivs Sherlock Holmes. Die ersten beiden Bände, betitelt „Der unsichtbare Feind" und „Das verwunschene Schloß", zeigen denn auch, daß „Detektiv Frank" eine neue Type in der Kriminalliteratur bedeutet. Er ist nicht die „mit Morphium, Musik und Tabak geölte Denkmaschine" des englischen Schriftstellers, sondern bloß ein tüchtiges Organ der Berufspolizei, die uns der geschickte Autor inmitten interessanter Fälle in voller Arbeit vor Augen führt.

Die Zeit 24/XI. 1916.

s—s. **Das Kleist-Drama eines Wieners.** Aus Berlin wird uns geschrieben: In dem fabriken- und soldatenreichen märkischen Städtchen Kottbus, das, wie Köpenick durch seinen Hauptmann, durch seinen den Postkutschkasten putzenden Postkutscher eine in deutschen Sprachkreisen weithin reichende Berühmtheit genießt, in diesem nicht etwa hinterlistig erfundenen, sondern durchaus tatsächlich existierenden Kottbus gab es Donnerstag den 16. d. eine Uraufführung. Und zwar war es höchst kurioserweise ein blonder junger Wiener Staatsbeamter, ein literarisch sonst noch unbescholtener Dr. Ernst Prossinag, der daselbst mit einem Drama in vier Akten, „Heinrich von Kleist, eine durchaus gnädig verlaufene Feuertaufe erlebte. Dieses Ereignis fand fast aufs Datum genau 105 Jahre nach des preußischen Dichters freiwilligem Tode statt. Dr. Prossinag, der ein Urwiener ist, hat für Kleist eine innige und rührende Liebe aufgebracht und ihn so warmherzig geschildert, als ob er schon fast ein halber Oesterreicher wäre. Was übrigens keineswegs schadet, denn das Stück hat an sympathischer Menschlichkeit wohl noch dadurch gewonnen. Künstlerisch charakterisiert es sich freilich als eine Anfängerarbeit. Nur ein Anfänger, der noch naiv-gläubig ist, kann sich überhaupt an einen so gefährlichen, der theatralischen Verdeutlichung widerstrebenden Stoff heranwagen. Und nur ein Anfänger wird überdies eine so saloppe Technik verwenden, die Akt für Akt mit neuen Personen einsetzt und nur den Dichter selbst als verbindendes Element dazwischen einherwandeln läßt. Auf diese Weise wird nun treuherzig alles erzählt und vorgeführt, was zum unglücklichen Ende des von Schicksal und Menschen gleichmäßig verfolgten Dichters führte. Aber was als dunkle verborgene Macht eigentlich dahinter wühlte, das Verhängnisvoll-Dämonische, wird nicht entschleiert. Immerhin eine Talentprobe, der Dr. Ernst Prossinag hoffentlich Ausgereifteres bald nachfolgen lassen wird.

Die Zeit Abendbl
29./XI. 1916

Studium der Berliner Presseverhältnisse.

Zwei Offiziere aus Oesterreich-Ungarn, Oberst Eisner v. Bubna und Hauptmann Freiherr v. Glaisa, weilen zurzeit in Berlin, um sich über die dortigen Presseverhältnisse, besonders auch über den Verkehr zwischen Presse und Behörden, zu unterrichten.

Reichspost Abendbl. 5./XII. 1916

Ministerpräsident Dr. v. Koerber über die Gefahren der Preßvertrustung.

In einer Unterredung, die Ministerpräsident Doktor v. Koerber am 1. d. dem bekannten Sonderberichterstatter des „New-Yorker World" Karl v. Wiegand gewährte, kam er nach Hinweisen auf die völlig glatte Art, in der sich der Thronwechsel in der Monarchie vollzogen habe, auch auf die fortgesetzten sinnlosen Hassesausbrüche in den feindlichen Ländern und auf den Anteil, den die vertrustete Großpresse daran habe, zu sprechen. Insbesondere mit Bezug auf Frankreich und England sagte Dr. v. Koerber:

Es ist eine der unerklärlichen Seiten dieses Krieges, daß Leute, die uns kennen, die uns einst gewürdigt und geschätzt und als Gleichberechtigte, ja als Freunde geachtet haben, jetzt ihr geistiges Gleichgewicht in dem Maße verloren haben und sich vom Haß so hinreißen lassen, daß sie so tief herabsteigen, uns Hunnen und Barbaren zu schelten, wo sie doch genau wissen, daß wir weder Hunnen noch Barbaren sind. Ich verweise mit Stolz darauf, daß die österreichische Akademie der Wissenschaften zu großzügig gewesen ist, um das kindische Beispiel von Paris und London nachzuahmen und ihre Mitglieder, die Angehörige feindlicher Staaten sind, aus ihren Listen zu streichen. Unsere Gelehrten denken von der Wissenschaft, den Kenntnissen und dem persönlichen Charakter der englischen und französischen Gelehrten nicht geringer als vor dem Kriege. Ich schreibe diese gehässige Stimmung in den Ententeländern zum großen Teil der Presse zu. Ein gewisser Teil der Presse hat viel zur Herbeiführung dieses schrecklichen Krieges beigetragen. Auf dieser Presse lastet eine furchtbare Verantwortung, die sie nur leider nicht zu fühlen und nicht zu erfassen scheint. Dieselbe Presse ist auch zum großen Teil verantwortlich für die Verlängerung des Krieges und die Hintertreibung des Friedens. Durch unwahre Berichte, Fälschungen, Entstellungen, Auslassungen destilliert und verbreitet diese Presse ein heimtückisches Gift für den Geist, sie peitscht die bereits erlöschenden Leidenschaften auf, sie erhält die Feuer des Hasses am Leben. Die Zukunft und der Friede hängen nicht zum geringsten Teile vom Bestande einer freien, unabhängigen, aber verantwortlichen Presse ab, geleitet von Männern, denen die Wohlfahrt ihres Landes und der ganzen Welt am Herzen liegt. Ich erblicke eine überaus große Gefahr für das gegenseitige Verständnis, die Freundschaft und den Frieden der Völker in der in einigen Ländern bemerkbaren Tendenz, daß eine große Zahl wichtiger Zeitungen in der Hand eines einzigen Mannes vereinigt werden, der vielleicht ehrgeizig, vielleicht sogar skrupellos ist. Ein solcher Mann könnte eine Art Monopolisierung der öffentlichen Meinung zustande bringen und ohne die geringste Verantwortlichkeit dem Volke oder der Regierung gegenüber einen viel größeren Einfluß auf Krieg und Frieden nehmen, als selbst das Haupt des Staates. Ich glaube an eine freie und unabhängige, aber gleichzeitig verantwortliche Presse.

Diese Stellungnahme des österreichischen Regierungschefs in einer zweifellos höchst aktuellen Frage ist bemerkenswert und fällt ob ihrer scharfen Pointierung auf. Es bleibt abzuwarten, in welcher Weise die Praxis der Regierung der richtigen Theorie ihres Chefs entsprechen wird. Das Beispiel der in England allmächtigen Presse Northcliffes, die ihre Filialen in Paris und Petersburg, Mailand und Rom hat, reizt wahrhaftig nicht zur Nachahmung.

Reichspost
6./XII. 1916

* **Handel-Mazzettis „Blumenteufel" ins Französische übersetzt.** Die im Winter 1915/16 in der „Reichspost" unter größtem Beifalle erschienene Tiroler Erzählung „Der Blumenteufel", die bekanntlich indes in vielen tausenden als Feldbüchlein im Volksvereinsverlag M.-Gladbach herausgekommen ist, wird gegenwärtig durch eine Ursuline, Reichsfranzösin aus Toulouse, welche beim französischen Klostersturm 1906 nach Linz kam, ins Französische übertragen. Baronin E. v. Handel-Mazzetti schreibt von ihrer Uebersetzerin einem Tiroler: „Sie ist so lieb und schön wie ein Engel, ganz Maria Marguerite. Ihr Bruder ist als Capitain des Mitrailleurs bei Rheims gefallen. Dennoch liebt sie so rührend ‚votre beau Firol', denn als sie 1906 von Frankreich via Genf—Basel—Feldkirch nach Linz kam, seien die Tiroler Landsleute so lieb mit den vertriebenen Nonnen gewesen." — Die von hoher reichsdeutscher Seite angeregte Uebertragung wird bei Perthes in Gotha gedruckt und als Aufklärungsschrift „Deutscher Lorbeeren" in den neutralen Ländern aufgelegt werden. Das Ende der Geschichte, die Apologie auf Tirol, druckten nun auch schon die Monatsschrift des C. V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen „Academia" (unter dem Titel: „Eine Auszeichnung unseres Cartellverbandes") ab. — Bei dieser Gelegenheit machen wir aufmerksam, daß zu Weihnachten die erste Folge von „Ritas Briefen", dem Seitenstück zu E. v. Handel-Mazzettis Erstlingsroman „Brüderlein und Schwesterlein", bei Hausen in Saarlois (Rheinland), erscheint.

Neues Wiener Tagblatt

10./XII. 1916

Die Memoiren Kajetan Freiherrn v. Felders.

Der hervorragende einstige Bürgermeister von Wien Dr. Kajetan Freiherr v. Felder hatte testamentarisch die Verfügung getroffen, daß zwanzig Jahre nach seinem Tode der Bürgermeister von Wien in seine Memoiren Einblick nehmen dürfe und daß er Bruchstücke derselben zur Veröffentlichung bringen könne, wenn durch deren Publikation niemand verletzt werden würde.

Die zwanzig Jahre sind nun schon seit geraumer Zeit verstrichen und Bürgermeister Doktor Weiskirchner geht jetzt daran, die Memoiren zu lesen, die bisher versiegelt im Stadtarchiv verwahrt waren. Der Bürgermeister übernimmt die ehrenwörtliche Verpflichtung, daß nichts aus den Memoiren veröffentlicht wird, was irgend jemand zum Nachteil gereichen könne. Es ist keine Frage, daß das Tagebuch Kajetan Freiherrn v. Felders, der in einer Zeit des Aufschwunges unsres Gemeinwesens in verdienstvollster Weise die Geschäfte der Stadt führte, den interessantesten Einblick in die Geschichte jener vergangenen Tage bilden wird. Bisher steht noch nicht fest, ob und was aus den Memoiren Felders zur Veröffentlichung gelangen wird.

Reichspost Abendbl 12./XII. 1916

Die Preßfrage und die Papierverteuerung.

Eine Rede des LA. Kunschak in einer Piusvereinsversammlung am Neubau.

Die Ortsgruppe Wien-Neubau des Piusvereines hielt am Sonntag nachmittag im Sitzungssaale des Neubauer Amtshauses eine zahlreich besuchte Werbeversammlung ab, in der LA. Kunschak in hochinteressanter Weise über Preßfragen sprach und u. a. ausführte:

Wie planmäßig die christliche Presse eingekreist wird, ist ein Beispiel die Papierpreissteigerung. Seit Jahren schon steigen die Papierpreise ins Unerhörte. Es bleibt nur die eine Frage: Wo ist da der Staatsanwalt und das Gericht, das wegen unverschämter Preistreiberei hier eingreift? (Beifall.) Nun fragen manche, was hat das mit der christlichen Presse zu tun? Das hat nicht bloß etwas zu tun, sondern das ist der Kampf gegen die christliche Presse. Große gegnerische Zeitungen sind im Besitze oder in Verbindung mit Papierfabriken, für sie ist die Erhöhung der Preise nur eine Vertauschung der Brieftasche von der rechten in die linke Seite oder umgekehrt. Da kann die christliche Presse für die Dauer nicht mithalten. Und das will man. Die christliche Presse soll durch die Papierteuerung vernichtet oder wenigstens so geschwächt werden, daß sie Jahre braucht, um sich nur einigermaßen wieder zu erholen. Man will sich ihrer entledigen, weil man nur zu gut weiß, daß nach dem Krieg an den Fronten im Innern der Krieg gegen jene beginnen wird, die während des Krieges das Volk ausgesaugt und bewuchert haben. (Lebhafte Zustimmung.) Wenn die tägliche Parole der kapitalistischen Presse lautet: „Nieder mit der christlichen Presse", müssen wir um so mehr für die christliche Presse in Wort und Tat einstehen nnd ihr die nötigen Geldmittel verschaffen, damit sie uns erhalten bleibe und wir nach dem Kriege nicht herabsinken zu Sklaven und Heloten des Geistes jener, die uns im Kriege ausgesaugt haben.

Einer der treuesten Vertreter der christlichen Presse ist der Piusverein, der aufklärend wirkt und sie unterstützt. Bewahren Sie daher diesem Vereine die Treue der Mitgliedschaft und scheuen Sie für ihn keine Opfer; stehen Sie mit ihm und für ihn ein in jeder Lage; agitieren Sie mit ihm und für den Piusverein nud Sie haben die Aufgaben unserer Presse gegenüber voll und ganz erfüllt, so daß ihr Gewissen darüber beruhigt sein kann.

Minutenlanger, stürmischer Beifall folgte den glänzenden Ausführungen des geschätzten Redners.

In den Zwischenpausen brachten unter der Leitung Prof. Peterlinis Chor und Orchester des Katholischen Jünglingsvereines einige Musik- und Gesangsstücke unter großem Beifall zum Vortrage, worauf Obmann BR. Bittner nach einigen Vereinsmitteilungen die großartige Versammlung schloß.

Reichspost Abend

15./XII. 1916

* **Postdebitentziehung.** Das Ministerium des Innern hat den in New York erscheinenden jüdisch-amerikanischen Zeitschriften „The Jewish Morning Journal", „The Day", „The Big Stick" und „The Future" sowie der in Philadelphia erscheinenden jüdisch-amerikanischen Zeitschrift „The Jewish World" den Postdebit für Oesterreich entzogen.

Tägliche Rundschau
17./XII. 1916

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde in Leipzig.

Aus Leipzig wird uns geschrieben:

Die Deutsche Zentralbücherei für Blinde, die hier gestern (Sonnabend) eröffnet wurde, ist ein großes deutsches Kulturwerk, das während des Krieges zur vollen Entwicklung gediehen ist. Ein Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften ist bereits 1894 in Leipzig gegründet worden. 1901 hat dann die um das deutsche Blindenwesen hochverdiente Frau Marie Lomnitz in Leipzig die Bibliothek des Vereins unter dem Namen Deutsche Zentralbibliothek für Blinde übernommen und sie im Verlaufe von 15 Jahren auf über 3800 Bände gebracht. Bis zum Kriege war aber nur Unterhaltungs- und religiöse Blindenliteratur geschaffen worden. Der Krieg stellte die Blindenfürsorge vor ganz neue Aufgaben. Unter den Kriegsbeschädigten sind die erblindeten gebildeten Offiziere und Mannschaften besonders schlimm daran. Gewiß wird für ihr leibliches Wohl gesorgt, aber nicht für ihr geistiges. Des Augenlichts beraubt, sieht sich der junge Student oder Rechtsanwalt, Oberlehrer oder Ingenieur, die alle bisher wissenschaftlich gearbeitet haben, dem dunklen Nichts gegenüber. Ihnen kann nur durch eine wissenschaftliche Blindenliteratur geholfen werden. Um diese zu schaffen, wurde Mitte September dieses Jahres in Leipzig ein Verein zur Förderung der Deutschen Zentralbibliothek für Blinde gegründet. Obgleich dem Verein bisher keine großen Mittel zu Gebote standen, ist es ihm in der kurzen Zeit seines Bestehens gelungen, die Bibliothek um mehr als 1200 Bände, hauptsächlich wissenschaftlicher Natur, zu vermehren, so daß sie unter dem Namen Deutsche Zentralbücherei für Blinde im neuen Heim nunmehr eröffnet werden kann. Die Bücherei befindet sich im Deutschen Buchhändlerhaus in den weiten Räumen des Gutenbergkellers, einer Wirtschaft, die zu Beginn des Krieges aufgelöst worden ist. Sie verfügt, was keine andere Blindenbibliothek aufzuweisen hat, über ein großes Bücher-Magazin, das voraussichtlich für 20 Jahre ausreichen wird. Die Bücherei ist bibliothektechnisch vollständig modern eingerichtet und wird von Frau Marie Lomnitz geleitet. Der Leiterin haben sich zur handschriftlichen Uebertragung von Werken der Literatur in die Blindenschrift 143 Hilfskräfte zur Verfügung gestellt. Die Bücherei enthält Werke aus allen Wissensgebieten, der Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Geographie, Rechts- und Staatswissenschaft, Kunst und Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Biographien, Medizin, Nachschlagwerke, schöne Literatur, Kriegsliteratur, Musikwissenschaft und Musikalien. Schon vor Eröffnung der Bücherei ist sie sehr stark benutzt worden. An neuen bemerkenswerten Einrichtungen enthält die Bücherei ferner einen Lesesaal mit ausliegenden Zeitschriften, einen besonderen Raum für Musikliteratur (Blinde sind imstande, mit Hilfe der Blindenschrift Musik zu treiben, Klavier und andere Instrumente zu spielen), eine vollständig ausgestattete Druckerei, dazu ein großes Lager. Die Katalogisierung und Beschriftung der Bücher wurde von Studierenden der Bibliothekarschule in Leipzig und von Künstlern und Künstlerinnen durchgeführt. Die Zentralbücherei ist nicht nur für die kriegserblindeten Akademiker, sondern für die gesamte gebildete Blindenwelt geschaffen worden, und sie versendet ihre Bücher überall hin, wo es gewünscht wird.

Vossische Zeitung
19./XII. 1916

45

Ein Büchmann des Weltkrieges.

Unter dem Titel „Kernworte des Weltkrieges" hat Rudolf Rotheit eine stattliche Reihe von Aussprüchen, Schlagworten, Redewendungen, die der Weltkrieg bis zu seiner zweiten Jahreswende hervorgebracht hat, soeben in einem ansprechenden Bändchen vereinigt. Nur ein politisch und literarisch gleich sattelfester Publizist konnte die hier gestellte, keineswegs leichte Aufgabe mit so glücklicher Hand lösen. Aus der eigenen redaktionellen Berufsarbeit des Tagesschriftstellers hervorgegangen, wird das Werkchen in erster Linie den zünftigen Kollegen von der Feder vielfach zustatten kommen; darüber hinaus kann es aber auch jedem Zeitungsleser beim Suchen nach dem Ursprung eines geflügelten Kriegswortes treffliche Dienste leisten. Absolute Vollständigkeit ist bei der unübersehbaren Fülle des Stoffes natürlich selbst für einen Polyhistor nicht erreichbar; doch wird man auf dem auf dem langen Wege von den „nicht mehr gekannten Parteien" bis zum Tipperary-Liede kaum etwas Wissenswertes vermissen. Ein musterhaft gearbeitetes Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung.

Verhältnismäßig gering ist die Zahl der eigentlichen, diesen Namen wirklich verdienenden „Kernworte": der geistreichen, feingeschliffenen, scharfpointierten Wendungen, denen man im voraus literarische und historische Unsterblichkeit verbürgen kann. In den zahllosen, in dem Buche wiedergegebenen Aeußerungen von Potentaten, Heerführern, Ministern, Parlamentariern, Pressemenschen usw. aller Länder überwiegt im allgemeinen das Banale. Man gewinnt den Eindruck, daß die Welt nicht bloß, wie schon in den Tagen des alten Oxenstjerna, mit wenig Weisheit, sondern vielleicht mit noch weniger Geist und Esprit regiert wird. Ausnahmen kommen vor. Der deutsche Reichskanzler, dessen Parlamentsreden und diplomatischen Noten hohe Formkultur nicht abzusprechen ist, und sein englischer Gegenspieler, Lloyd George, wie der fähigste, so auch der gebildetste unter den Staatsmännern des feindlichen Auslandes, schneiden nach dieser Richtung noch am besten ab. Der Verfasser verdient aber keinen Tadel, sondern Anerkennung, daß er nicht bloß dem Charakteristischen, epigrammatisch Zugespitzten, sondern auch dem Unbedeutenden und Trivialen, wenn es nur dem geschichtlichen Verständnis dient, Aufnahme gewährt hat. Was sein Buch dadurch an ästhetischem Reiz einbüßt, hat es an historiographischem Wert reichlich gewonnen. Die deutschen Geschichtsforscher, denen er seine Arbeit zueignet, haben allen Grund, ihm dankbar zu sein, daß er aus zum Teil weit entlegenen, heute schon vielfach schwer zugänglichen Quellen so reiches und wertvolles Material heraufgeschürft und ihnen als Vorarbeit für eine spätere zuverlässige Geschichte des Weltkrieges — die freilich vermutlich nie geschrieben werden wird — in so bequemer und übersichtlicher Form darbietet.

Man kann nur wünschen, daß er seine trefflich angelegten Sammlungen mit gleicher Umsicht und Sorgfalt bis zum Ende des Krieges, wenn er es erleben sollte, fortsetzt; eine zweite, erweiterte, im einzelnen vielleicht auch schärfer gesichtete Auflage wird seinem verdienstlichen Werkchen, das der Verlag (Ullstein & Co., Berlin) geschmackvoll ausgestattet hat, als Beitrag zur Quellenkunde und Literatur des Weltkrieges dauernden Wert verleihen. r. s.

Fremdenblatt
19./XII. 1916

* (**Ein biographisches Denkmal.**) In das allmähliche Verklingen des persönlichen Schmerzes über den Tod des Kaisers Franz Joseph bringen immer mehr Stimmen, die, als Symbol der unter den Völkern herrschenden allgemeinen Gesinnung, das lange, in seinen kulturellen Wirkungen kaum übersehbare Leben unseres verewigten Kaisers in Denkmälern neu erstehen zu lassen. Es handelt sich natürlich nicht nur um eine plastische Denkmalsetzung, für die heute schon eine Reihe ernsthafter Pläne vorliegt, sondern auch um eine literarische. In diesem Sinne scheint ein eben bei Karl Fromme erschienenes Büchlein bahnbrechend zu wirken, das aus der autoritativen Feder Anton Bettelheims stammt und sich nennt „Ein biographisches Denkmal für das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I." Wie aus diesem Titel ersichtlich, ist damit eine Aufgabe gestellt, die alles bisher von der biographischen Kunst Geleistete klein erscheinen läßt. Der Autor ergreift zu diesem überwältigenden Thema nicht zum ersten Mal das Wort, im Gegenteil die eben zitierte Schrift ist ein Neudruck einer zu Weihnachten 1915 im „Kriegsalmanach 1914/1916" niedergelegten Anregung. Da seither ein Jahr verflossen ist, konnte Bettelheim feststellen, daß sein Vorschlag in Gelehrten- und Künstlerkreisen die größte Aufmerksamkeit fand und dessen Berechtigung in ernsten Beratungen erwogen wurde. Hiebei erkannte man, daß der auf den vielgestaltigsten Voraussetzungen beruhende Plan einer Biographie für das Zeitalter des verstorbenen Kaisers dessen Wirken auf die Kultur seiner Zeit selbst in das hellste Licht rücken würde und trotz der ebenso gewaltigen als umfangreichen Arbeitsleistung das Mögliche will. Heute ist der Plan so zeitgemäß geworden und allen so sehr am Herzen liegend, daß die unparteiische, wissenschaftliche Erforschung der Schicksale aller, die mit oder unter Kaiser Franz Joseph Neu-Oesterreich geschaffen haben, eine Herzenssache des Reiches geworden ist. Der in der erwähnten Schrift niedergelegten Anregung wird in nicht ferner Zukunft eine selbständige größere Arbeit folgen, die in methodischer Weise den Plan in größerer Eindringlichkeit erklären will. Er ist aber heute schon der Zustimmung aller gewiß und findet allenthalben ein vielfaches Echo.

Reichspost
20./XII. 1916

Eine neue Sammlung Kraliksher Aufsätze.

„Vom Weltkrieg zum Weltbund".

Gerade noch vor Weihnachten erscheint im Verlag Tyrolia (Innsbruck) ein neues Buch von Richard v. Kralik „Vom Weltkrieg zum Weltbund", eine Sammlung von in der Kriegszeit geschriebenen, teils in der „Reichspost", teils im „Gral" und andern Organen veröffentlichten Aufsätzen kulturellen und politischen Charakters. Der 448 Seiten starke Oktavband (Preis broschiert 5 Kronen) ist eine würdige Fortsetzung der früheren Essaybände Kraliks, seiner „Kulturarbeiten" und „Kulturstudien". Wäre Kralik so geschätzt und verbreitet, wie er sein müßte, so wären seine Bücher jeweils Modebücher; sie würden in keiner besseren Bibliothek fehlen. Leider ist solche Schätzung noch nicht Tatsache. Vieler, auch Gutmeinender, Geschmack ist zu sehr von der Mode und den Modemächten, vom Liberalismus und Opportunismus der Zeit abhängig. Selbst ein Martin Spahn gestand unlängst, wir seien an wahrhaft katholischer, deshalb auch katholisch wertender und schätzender Intelligenz ärmer als die Zeit der Görres, Jörg und ihrer nächsten Schüler. Unsere Akademiker, zumeist zu Füßen liberaler Lehrer sitzend, hätten bei allem Katholizismus doch so manches von ihrer Seh- und Urteilsweise übernommen. So erklärt sich Vieler, auch Gutmeinender, allzugroße Hochachtung vor der neueren, doch nur im Experiment und in der Analyse großen, in der Synthese, in der Metaphysik aber schlechthin unzulänglichen Wissenschaft; so erklärt sich manche überhohe Wertung der neueren Literatur, die sich zwar durch Wortprunk und Bilderreichtum auszeichnet, aber dafür oft recht klein hinsichtlich der Ideen, der Weltanschauung, der Ethik ist. Die von der Modewissenschaft Beeindruckten finden in der Arbeit Kraliks manches dilettantisch, weil in Einzelheiten bisweilen summarisch verfahren, weil nicht nur registriert und konstatiert, sondern auch geurteilt und geglaubt wird. Aber ist es Sache von Genies, Kärrnerarbeit zu tun? Ist es andererseits nicht begrüßenswert, endlich wieder einmal einen hochragenden Geist zu sehen, der sich nicht mit Textkritik, Quellenforschung, mit dem Hin- und Herschaufeln von Tatsachen begnügt, sondern der den Mut hat zur Synthese, zu großzügiger Metaphysik, zu einem starken und hinreißenden Kredo? Vom modernen Impressionismus, vom nervösen Wortkultus Beeindruckte, finden Kraliks Kunstschöpfungen zu abstrakt und nüchtern. Aber ist die Idee nicht wichtiger als die Form, und ist eine Form nicht zu verurteilen, die die Ideen erdrückt, vergewaltigt, so wie es der moderne, abrupte, in allen Farben schillernde jüdische Feuilletonismus tut? Was nützen Bilderreihen, die gedanklich gewertet, bloßes Chaos, bloßes, ins Literarische übersetztes Nervenleben sind?

Kralik gehört zu den allerersten Geistesgrößen der Gegenwart. Wo ist in Jahrzehnten und Ländern gleich wieder diese Universalität der Veranlagung, diese Verbindung von Forscher und Künstler? Hätte Kralik sich zu einem den Modernen gefälligen Kredo entwickelt, so wäre er längst ein König der Zeit, mit Titeln und Würden überschüttet; weil sein Suchen und Forschen ihn aber zum Katholizismus führte, wird er von der öffentlichen Meinung und denen, die Ruhm und Ehre verteilen, mißachtet. Ist es da nicht doppelt Pflicht der Christen, den Mann auf den Leuchter zu heben? Einer der ersten Künstler der Gegenwart erklärte unlängst, er halte Kralik für die stärkste geistige Potenz Oesterreichs, für die wegen ihres religiösen Kredos und ihrer politisch-geschichtlichen Ueberzeugungen zur stärksten geistigen Wirksamkeit in Oesterreich berufene Persönlichkeit. Ein konservativer Protestant, Dr. Ernst Wachler, schrieb vor etlichen Jahren im Berliner „Tag" die folgenden Sätze über Kralik: „Kralik ist einer der wenigen originalen Schriftsteller, die Deutschland heute besitzt. Er ist universell. Auch wer in grundlegenden Punkten auf anderem Boden steht als

:r, wer Protestant, Freigeist, Gegner Habsburgs ist, wird sich dem außerordentlichen Reichtum dieses Geistes, seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner schöpferischen Fülle, seiner Fruchtbarkeit an Ideen nicht entziehen. Fast alles, was uns die moderne Literatur vermissen läßt, findet man bei Kralik. Er weiß genau, was fehlt und warum es fehlt. Er ist ein durchaus positiver Kopf und somit der erklärte Gegner aller zersetzenden Bestrebungen: eine mit Bewußtsein völlig konservative Kraft. Mit Eichendorff verbinden Kralik der sittliche Ernst, die hohe Auffassung vom priesterlichen Beruf des Künstlers und Dichters, die tiefe leidenschaftliche Liebe zu unserm Volkstum. Die Flamme der Vaterlandsliebe lodert bei keinem reiner und heißer als bei ihm. Obwohl Parteigänger des Papstes wähnt er sich doch ein rechter Nachfolger Walters von der Vogelweide. Auch er ringt inbrünstig um das Hochziel eines großdeutschen Staates, einer nationalen Kultur. An Deutschheit der Gesinnung und des Tuns will er keinem Lebenden weichen. Innerhalb des römischen Katholizismus ist er der größte und bedeutendste Vorkämpfer des Deutschtums, den ich kenne. Neben der Größe seiner Erscheinung und der umfassenden Bedeutung seiner Schriften kommen seine literarischen Gegner innerhalb des Katholizismus nicht in Betracht. Seine Persönlichkeit ist selbst ein Problem von höchstem Reiz: die große Verbindung von Deutschtum und Katholizismus kann man, in ihrem ausgeprägtesten Fall, am besten bei Kralik studieren". Es ist notwendig, gerade jetzt zur Kriegszeit in besonderer Weise auf Kralik hinzuweisen, weil die Kriegserfahrungen nicht nur dem Philosophen Kralik mit seiner Ablehnung der modernen autonomen, unchristlichen Kultur recht gegeben haben, sondern auch dem Historiker mit dem Glauben an Oesterreichs Kraft und Oesterreichs hohe kulturelle Mission. Wenn wir heute in besonderem auf die neueste Aufsätzesammlung Kraliks hinweisen, auf einen Band mit Kabinettstücken kultureller und politischer Diskussion, auf Aufsätze sprühend von Geist und überreich an Anregungen selbst dort, wo die subjektiv persönliche Art des Autors die Zustimmung des Lesers nicht hat, so soll doch auch wieder einmal in besonderer Weise auf die Gesamtleistung Kraliks hingewiesen werden. Sie gehört zu den Quadern für den Bau Neuösterreichs. Der Oesterreicher hat keinen Anspruch, zur politisch-kulturellen Intelligenz zu gehören, der Kralik nicht kennt.

E.

Neues Wiener Tagblatt Abendt 48

20./XII. 1916

(Eugen Reichel.) In Berlin-Wilmersdorf ist am 13. d. der Schriftsteller Eugen Reichel gestorben. Er war trotz seines weichen, süddeutsch klingenden Namens ein Ostpreuße, und zwar ein so überzeugter, daß er einmal in einer kleinen Schrift nachzuweisen suchte, daß so ziemlich alle hervorragenden Menschen in Deutschland Ostpreußen wären. Er trat jung als Lyriker mit zwei Bändchen, die er „Schlichte Gedichte" nannte, in die Literatur, schrieb in Wien (er gehörte hier Anno 1880 zum Salon Laube) einige Lustspiele, drang aber nicht durch als Dramatiker. Nach Berlin zurückgekehrt, warf er sich später auf das Shakespeareproblem und stellte auf Grund seiner Forschungen neben der Bacontheorie eine ganz neue Lehre auf, die aber von den englischen Philologen verworfen wurde. Dann wandte Reichel seine Liebe und seinen Eifer Gottsched zu. Der große Mann stand ihm zu sehr im Schatten der Klassiker. Sie verdankten seiner germanistischen Vorarbeit alles und erwiesen sich undankbar gegen ihn. Eugen Reichel bildete eine Gottschedgesellschaft in Berlin und bot der Welt die Früchte zehnjähriger Arbeit in zwei mächtigen Bänden dar. Sie sind ein Denkmal für Gottscheds vaterländische Größe und für Reichels Liebe. Er war halb erblindet über der mühevoll archivalischen Arbeit für dieses sein Lebenswerk. Später fand er wieder den Weg zu schöpferischer Tätigkeit und gab uns den lesenswerten Roman „Die Ahnenreihe". Der gemessene Stil und die Breite des tiefgründenden Buches zeigen freilich, daß der Verfasser sich von Gottsched noch nicht ganz losgelöst hatte. Jetzt ist Reichel im 63. Jahre an Herzlähmung gestorben. Seine Liebe für Wien, wo er ein paar junge Jahre verbrachte, war groß.

Frankfurter Zeitung
22./XII. 1916

Porto-Erhöhung und Buchhandel.

Im Ersten Morgenblatt Nr. 335 der „Frankfurter Zeitung" wurde aus den Kreisen des Verlagsbuchhandels über die Absatz-Erschwerung nach dem Auslande infolge der für Deutschland ungünstigen Portosätze Klage geführt. Beschwerden dieser Art sind ja schon wiederholt erhoben worden. Der Krieg zeigt, wie wichtig es ist, daß der Verkehr des geistigen Deutschland nicht beeinträchtigt wird, weshalb die von uns veröffentlichte Zuschrift von öffentlichem Interesse war. Der Einsender klagte auch darüber, daß jetzt mitten im Kriege der Drucksachen-Tarif nach Oesterreich-Ungarn erhöht werden mußte. Hierzu schreibt man uns aus postalischen Kreisen, daß die Erhöhung — wie bekannt — eine Folge des österreichischen Vorgehens war, also nicht auf ein fiskalisches Interesse Deutschlands zurückzuführen sei. Die Zuschrift führt dann weiter aus:

Was den internationalen Drucksachentarif betrifft, so tut der Verfasser so, als ob im internationalen Postverkehr alle Vereinsländer nach dem metrischen Dezimalgewicht rechneten, die englische und amerikanische Postverwaltung aber ihren Landsleuten den Vorzug eingeräumt hätte, für ½ Penny oder 1 Cent = 4¼ Pfg. Drucksachen bis 57 gr (= 2 Unzen) versenden zu dürfen, während der Deutsche bei der deutschen Post für 50 gr 5 Pfg. und für 60 gr schon 10 Pfg. bezahlen muß. In Wirklichkeit liegt der Fall so, daß in England (nebst seinen Kolonien) und den Vereinigten Staaten von Amerika im internen wie im internationalen Postverkehr nach dem Unzengewicht gerechnet wird (2 Unzen = 56,693 gr) daß der Weltpostvertrag dieses Verfahren ausdrücklich sanktioniert hat, und daß es bereits seit der Begründung des Weltpostvereins (1874) besteht. Diese Ungleichheit mußte den Ländern mit englischem Gewicht von allen übrigen Vereinsländern zugestanden werden, also nicht nur von Deutschland, sondern auch von Frankreich, Rußland, Belgien, Italien, der Schweiz usw. Es ist daher eine alte Sache, daß die Länder mit englischem Gewicht für Drucksachen — und dasselbe gilt für Warenproben und Geschäftspapiere — ein etwas billigeres Porto haben. Aber keiner der Postverwaltungen, deren Länder nach dem metrischen Dezimalgewicht rechnen, kann man aus diesem Stande der Dinge den Vorwurf der Fiskalität machen. Und es läuft auf eine Unkenntnis dieser Verhältnisse hinaus, wenn der Verfasser des Aufsatzes schlankweg die erste Stufe des internationalen Drucksachenportos bei England und Amerika der zweiten Stufe dieses Tarifs bei Deutschland gegenüberstellt und darüber Lärm schlägt, daß in dem einen Falle bis 57 gr 4¼ Pfg und in dem anderen für 60 gr schon 10 Pfg. gezahlt werden müssen. Naturgemäß ist gerade auch diese Besserstellung dieser Länder ein Grund mehr dafür, daß sie sich bisher erfolgreich dagegen gesträubt haben, die Bemühungen, das metrische Dezimalgewicht bei sich einzuführen, zu unterstützen. Den übrigen Ländern, also auch Deutschland, ist die bestehende Ungleichheit auch deshalb unerwünscht, weil ihren Postbetriebsbeamten dadurch die Nachprüfung der richtigen Frankierung der Drucksachen aus den Ländern mit englischem Gewicht unnötig erschwert wird.

Die vom Verfasser beklagte Verteuerung hängt ferner damit zusammen, daß in den einzelnen Ländern des Weltpostvereins verschiedene Münzsysteme bestehen und daß hierdurch Taxunterschiede geschaffen werden. So werden erhoben (wie man dies und anderes sehr Lesenswerte in dem Buch Meyer-Herzogs „Die deutsche Post im Weltpostverein", Berlin, Jul. Springer findet.) als Gegenwerte von 5 ct:

In Deutschland 5 Pfennige	= 6,173 ct
in England ½ Penny	= 5,255 „
in Rußland 2 Kopeken	= 5,334 „
in Schweden 5 Oere	= 6,944 „

Ist hiernach das deutsche Porto für Drucksachen, die in Frankreich 5 ct kosten, im Verhältnis höher bemessen, so besteht ein gewisser Ausgleich wieder beim Briefporto, indem z. B. in Deutschland als Gegenwert von 25 ct 20 Pfg. = 24,69 ct erhoben werden. Deutschland hat für seine schwereren internationalen Briefe sogar ein recht niedriges Briefporto, da nach dem Weltpostvertrage das Franko für Briefe über 20 gr für jede weiteren 20 gr auf 15 ct festgesetzt ist, der deutsche Gegenwert von 15 ct aber nur 10 Pfg. (= 12,345 ct) beträgt.

Wir bringen auch diese Zuschrift, die ohne Zweifel die Frage vom postalischen Standpunkt aus zutreffend darstellt, gern zum Abdruck. Aber bei aller postalischen Richtigkeit darf man doch nicht übersehen, daß die Regelung wirtschaftlich zu unserem Nachteil ausschlägt. Sie erleichtert anderen Ländern die Versendung von Drucksachen und erschwert sie uns. Wir sollten gelernt haben, auf diese Dinge mehr Nachdruck zu legen, als es vor dem Kriege der Fall war.

Die Zeit
23./XII. 1946

* [**Ein Pressеamt im Vatikan.**] Nach Meldungen italienischer Blätter hat der Papst angesichts der Notwendigkeit, den beständigen Verleumdungen und Verdächtigungen der vatikanischen Politik in der Presse den Boden zu entziehen, die Gründung eines vatikanischen Informationsbureaus für die Zeitungen beschlossen. Auf seinen Befehl wird, wie das Hamb. Fremdenbl. meldet, in diesen Tagen im Vatikan ein vom Kardinal-Staatssekretär geleitetes Pressеamt in Tätigkeit treten, das jedem Journalisten und Schriftsteller zugänglich ist, und das ihm über die verschiedenen Gegenstände der derzeitigen politischen Bestrebungen des Heiligen Stuhles bereitwillig jede gewünschte Auskunft geben wird. Man hofft, auf diese Weise den Angriffen, die heute in den Blättern der Entente gegen die päpstliche Politik gerichtet werden, die Spitze abbrechen zu können.

Der Morgen

1./I. 1917

52

Volksbühne.

Gute Stücke für gut befinden und schlechte mit allen Finessen kritischer Sezierkunst zu verurteilen, ist nicht schwer. Größere Schwierigkeiten macht schon die durch lokale Verhältnisse bestimmte Beziehung des Publikums zu den Vorgängen auf der Bühne. Wir in Wien dürfen nicht vergessen, daß die durch eine langjährige Operettendressur gegangene Öffentlichkeit kaum von heute auf morgen einer Umwandlung des ästhetischen Aufnahmevermögens zugänglich sein dürfte. Hier ist schon viel erreicht, wenn man die Leute überhaupt ins Theater bringt. Dort muß die Erziehung mit sukzessiven Mitteln erfolgen. Wenn die Kritik das Lustspiel „Das schwarze Schaf" von Leopold Lipschütz ablehnt, darf nicht vergessen werden, daß der Hauptteil des Publikums an der zwar harmlosen, aber durchaus nicht langweiligen Angelegenheit Gefallen fand und daß man denselben Leuten, die sich daran amüsierten, allmählich eine bessere und stärkere Kost vorsetzen wird können, sobald sie sich einmal gewöhnt haben, wiederzukommen. Dieses Wiederkommen ist aber ein wichtiges Lebensmoment für eine Bühne, die sich nicht allein höhere künstlerische Ziele gesteckt hat, sondern sich auch aus eigenen Mitteln erhalten will. Solange sich die Literatur vor schwachbesetzten Stühlen bescheiden muß, wird die leichtere Muse für die finanzielle Durchblutung des Gesamtorganismus zu sorgen haben. Man vergesse nicht, daß die Erziehung des Publikums zur Operette etliche Jahre gedauert hat. Etwa seit dem Tode Anzengrubers bis zum ersten Auftreten Lehars. Da ist freilich der Rückbildungsprozeß nicht leicht und auf dem schweren Wege zur volkstümlichen Schauspielbühne wird es oft Stationen geben, in denen die Klänge unserer leider nicht erquicklichen Theatergegenwart vorherrschen werden. Aber es wird gehen! Es muß sich zum Guten wenden und so sei uns das „Schwarze Schaf" kein Anlaß zu schlechtangebrachter Strenge. Die Volksbühne kam dem Publikum auf der ganzen Linie entgegen und bewilligte in Frau Wallentin und Herrn Lackner der lieben Wiener Gewohnheit zwei „Stare". Das Künstlerpaar ging — dort mit Anmut, hier mit drastischem Humor — auf dieses Ziel los und wurde von sämtlichen Darstellern hierin bestens unterstützt.

r. o.

Neue Freie Presse
1. II. 1918

Die Zeitungen und die Papiernot.

Durch eine morgen im Reichsgesetzblatt und in der „Wiener Zeitung" zur Verlautbarung gelangende Kundmachung wird auf Grund der Ministerialverordnung vom 12. März 1917, R. G. Bl. Nr. 105, das Ausmaß der Einschränkung im Zeitungspapierverbrauche während des Monats Januar 1918 folgendermaßen festgesetzt: Bei einem Lieferungsquantum von monatlich bis zu 10 Waggons mit 35 Prozent, bei einem Lieferungsquantum von monatlich bis zu 20 Waggons mit 40 Prozent und bei einem Lieferungsquantum von monatlich über 20 Waggons mit 45 Prozent dieses Lieferungsquantums. Hinsichtlich des zulässigen Ausmaßes der bedruckten Fläche des Textteiles der Zeitungen werden die Bestimmungen der für den Monat November geltenden Kundmachung wieder in Kraft gesetzt. In der Festlegung des zulässigen Umfanges der Sonn- und Feiertagsnummern von Zeitungen tritt gegenüber den bisher geltenden Anordnungen eine Aenderung nicht ein.

Neues Wiener Tagblatt
2.I.1918

54

und, Polen, Litauen und in Teilen Estlands

hiesigen Aufenthaltes gewährte er einem Mit-

werden, dem der Ministerpräsident präsidiert,

Die Fortsetzung des Romans „Der Irrweg" von Tilde Fogl befindet sich auf Seite 15 vom 2. Jänner.

Feuilleton.

Soldatenlieder.

Auf staubiger Landstraße marschiert ein Regiment; gleichförmig gepflanzte Bäume, der eine so formlos und dürftig wie der andre, säumen den Weg, rücken in der Ferne immer näher aneinander, bis die Baumkronen am Horizont zu einem einzigen dunklen Punkt verschwimmen. Nach einer Stunde, nach zwei — drei Stunden wird das Bild dieser schattenhaften Landschaft mit der am Horizont verdämmernden Allee immer noch dasselbe bleiben, denn die Gegend ist flach und die Landstraße viele Kilometer lang. Wohin sie führt? Keiner der Soldaten vermag es zu sagen; der feindlichen Grenze zu -- das wissen sie. Dem Sieg entgegen, berauschenden Augenblicken idealster Lebensbetätigung — so hoffen sie. Vielleicht aber ist's auch der Tod, der dort drüben im Sonnendunst, der die weite fremde Ebene verschleiert, ihrer wartet. . . . Stunde auf Stunde verrinnt. Der gleichförmige Rhythmus der tausend starken Tritte summt den Soldaten im Ohr. Tripp — trapp. . . . Es kann geschehen, daß Leute im Gehen schlafen. Tripp — trapp. . . . Die Gedanken laufen mit. Gedanken . . .? Nein! Dazu sind sie zu müde. Es sind nur schwankende Empfindungen, aus denen sich manchmal flüchtig eine bestimmte Vorstellung auslöst.

Einer in den vordersten Reihen starrt vor sich hin. Wie ein Luftbauch, der den Duft von etwas Süßem bringt, hat eine Erinnerung ihn gestreift. „O du schwarzbraunes Mädel. . . ." Er summt es vor sich hin — einmal, zweimal. So recht aus dem Herzen kommt der Sang. Der Nebenmann aber nimmt die Melodie, die gar keine Melodie ist, die nur einem sehnsüchtigen Seufzen gleicht, auf: „O du schwarzbraunes Mädel. . . ." Nun fügt sich schon Ton an Ton, und alle horchen auf, denn jeder hat ein lieb' Ding daheimgelassen. „Du schwarzbraunes Mädel, wie weit bist du von mir . . ." fallen die rückwärtigen Reihen ein. Einer, der gar nicht musikalisch ist, fügt eine andre Melodie zu — ein paar Töne eines Heimatliedes. . . . Und wieder die Anfangstakte, nun schon hell klingend. Und die Worte? Wer hat sie gedichtet? Der Gefreite mit dem blonden Schnurrbart oder der junge Bursch, dem die dunklen Augen so wild aus dem Gesicht lodern? Wer denkt darüber nach! Sie fühlen nur, daß die Melodie sich dem Rhythmus ihrer tapferen Schritte besonders gut anpaßt. Tripp — trapp. . . . Nun klingt's ganz anders. Keiner schläft mehr. Oh, du süßes Lied! . . . Die Leute berauschen sich schier an dem neuen Sang, und er wird immer schöner, herzinniger und tiefer. Im nächtlichen Schlummer summt die Melodie in ihren Ohren, gleitet in die Tiefe ihres Unterbewußtseins, und morgen steht das Liedchen wieder da, begleitet das Regiment, und schlägt einer nur die ersten Töne an, fällt jubelnd die ganze Kolonne ein. Vom Augenblick geboren, fliegt das neue Soldatenlied immer wieder von Mann zu Mann, von Regiment zu Regiment, bleibt jedem im Gehör, der es einmal gesungen, denn es ist echt.

So und ähnlich sind unzählige der unzähligen Soldatenlieder entstanden, die unsre Truppen auf ihrem Siegeszug begleiten. Mancher Mund ist noch am selben Tage für ewig verstummt, dem die glühende Eingebung des Augenblicks einen besonders süßen musikalischen Gedanken geschenkt, der, von den Kameraden aufgenommen, bis in die ferne Zukunft seinen Wert behalten wird. Das heiße Leben der Gegenwart flutet in diesen Liedern und gestaltet Melodien, die niemand zu empfinden vermag, der nicht selbst die Schauer jener Stunden der Tat durchlebte. So gewann keines der „Kriegslieder", die unsre berühmtesten Tonsetzer dem hehren Zwecke widmeten, Verbreitung. Im Konzertsaal errangen derartige Kompositionen Beifall, in der wildflutenden Wirklichkeit der Schlachtfelder aber versagte ihre Resonanz. Die Soldaten lassen sich ihre Gefühle nicht diktieren, nur jene Töne und Worte, die ihrem eigenen Herzen entquollen, finden Widerhall. Und da es ein Volkskrieg ist, der das vielsprachige Oesterreich zu Ruhm und Sieg führt, sind seine Soldatenlieder auch vielsprachig geworden, wie die Heimat, in der sie erblühten. Ein Melodienstrauß, so voll und bunt und prächtig, wie dessen in gleichem Reichtum kein andrer Staat sich rühmen kann. Slawische Schwermut, magyarische, aufbrausende Wildheit, die schalkhafte Heiterkeit der Alpenländer, wienerische, schluchzend süße Lebensfreude — jede der Nationen legte einen Teil ihrer singenden, klingenden Seele in die Lieder, die ihre Söhne, umbraust von Schlachtenlärm und Siegesjubel, ersannen.

Die anfeuernde Macht der Musik im Kriege ist in ihrer unübertrefflichen Wirkung auf die Stimmung der Soldaten seit jeher gewürdigt worden. Bewies doch schon das Schlachtgebrüll der Urvölker das Bedürfnis,

Kölnische Zeitung

3/I. 1918.

3
55

Kunst, Wissenschaft und Leben.

[Das Durchhalten des Zeitungssammlers.] Im Bücherschrank des Großonkels befand sich neben sonstigen Kostbarkeiten in einer Ecke ein würfelförmiges, etwa zwei händebreit hohes, sorgfältig verschnürtes Paket, das er besonders in Ehren zu halten und nur selten aufzuknüpfen pflegte. Geschah dies einmal, so durften die Großneffen mit Vorsicht einige der großen darinliegenden Papierbogen auseinanderfalten und die breiten langen Zeilen in fetter Fraktur lesen. Es waren die Kriegsdepeschen der Kölnischen aus dem Kriege 1870/71 in der Form der großen, plakatartigen Sonderblätter. Nach des Onkels Tode fuhr das Paket eine Zeitlang heimatlos umher, und der Vater hatte öfters Anlaß, die bald von diesem, bald jenem auseinandergenommenen Blätter mit verdrießlicher Mühe im Gedenken an den Onkel wieder zusammenzubringen, bis sich einer der Söhne, der sich inzwischen zu einer Art „Bücherwurm" entwickelt hatte, der Sammlung annahm und sie in sichern Gewahrsam brachte. Aus Knaben werden Männer, und als der große Krieg ausbrach, gedachte der Bücherwurm, mittlerweile selbst mit Familie gesegnet und im Begriff, in Ehren zu ergrauen, jener Sammlung, zog sie hervor und entfaltete sie vor den Kindern und faßte den Entschluß, ihnen ein würdiges Gegenstück durch eine möglichst lückenlose Sammlung der ganzen, während des Krieges erscheinenden Zeitung zu schaffen. Für die Geschichtsforschung aber würde nur eine vollständige, alle Ausgaben und selbst den Anzeigenteil umfassende Sammlung kritischen Wert haben. Und so ging er eifrig ans Werk und fand Unterstützung bei sämtlichen Familienmitgliedern. In den ersten Wochen schien dies eine Leichtigkeit. Die Zeitung war arg zusammengeschmolzen, eine Zeitlang fast ganz ohne Anzeigenteil, der Ausgaben nur wenige. Fast täglich wies der Kopf große, breitgeränderte Siegesdepeschen auf. Die Sache ließ sich ausgezeichnet an und gab Anlaß zu den schönsten Hoffnungen. Mit dem Beginn des Stellungskrieges hingegen geriet der Sammler selbst langsam in eine Art dieser Kampfesweise hinein. Obschon er sich bald der unerschöpflichen Flut aller möglichen Zeitungen entledigt hatte — er drohte, wie manch einer, ganz in ihrem Wuste zu verkommen und geistig ernstlich Schaden zu nehmen — und in weiser Beschränkung nur sein großes, altes Leibblatt mehr sammelte, so begegnete er damit nach und nach einem zunächst stillen und schwachen, bald aber sich deutlicher zeigenden, stets stärker werdenden Widerstand seiner Hausgenossen. Unerachtet aller ernstlichen Vorhaltungen verschwanden hin und wieder einzelne Nummern, und eifriger kriminalistischer Nachforschung gelang der Beweis für die Richtigkeit eines schon lange gegen die Köchin gehegten Verdachtes. Sie hatte damit, wie früher, den Herd angezündet, ward dieses Verbrechens glänzend überführt, und — statt in sich zu gehen und Reue zu zeigen, spielte sie die Verstockte und drohte mit Austritt. Die weiblichen Familienglieder gerieten in Aufregung ob des drohenden Verlustes der alten, unersetzlichen Perle, und fanden keinen Ausweg, als eine eifrige Jagd bei Freunden und Bekannten nach jenen Nummern zu beginnen. Die Zeitung lieferte nichts nach, und damals sammelte noch ein jedermann; es bedurfte daher schon besonderer Künste, um nach endloser Hatz das Gewünschte zu erobern und den brummenden Hausherrn zu befriedigen und den Küchenhimmel wieder aufzuhellen. Die allwöchentlich nach Nummern peinlich geordneten Blätter erhielten zum Monatsschluß ein staubschützendes Papiermäntelchen, wurden gediegen darin verschnürt und auf der Speicherkammer aufgeschichtet. Je mehr dort die Hamstervorräte schwanden, Schinken und Speckseiten einschrumpften und schließlich sagenhaft wurden, um so lustiger wuchs das Päckethäuflein allmählich zu einem stattlichen Papierwall an. Allgemach begannen Einpackpapier und Bindfaden knapp zu werden, und es fanden sich habsüchtige Hausangehörige, die schon auf jene schöne Friedenskordel und das Packpapier spekulierten. In ihrer Unbesonnenheit schwiegen sie nicht davon, und der ergrimmte Sammler ging voller Mißtrauen an eine sofortige Nachprüfung der Lagerbestände. Die Hausfrau atmete auf, als er mißmutig berichtete, es sei zwar noch alles da, künftig aber werde er den Kammerschlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Er selbst war heimlich stark enttäuscht, denn er hatte sich schon darauf eingerichtet, als blitzender Zeus ein reinigendes Gewitter aus der obern Hauszone herabdonnern zu lassen, wobei er sich gewaltig erleichtert und vielleicht auch genügend Anlaß gefunden hätte, die ihm selbst schon recht beschwerlich fallende Sammlung unter kernigen Verwünschungen ihrer durch die Schuld seiner Hausgenossen entstandenen völligen Entwertung wegen Unvollständigkeit sachte dranzugeben. Diese Gelegenheit war nun vorbei, und so ward das Durchhalten der Sammlung zu einer persönlichen Ehrensache. Was nützte es, daß die kluge Gattin, der die geistigen Unterströmungen im Gedankengang ihres Mannes nicht verborgen blieben, ihn sanft darauf hinwies, daß Vetter Fritz diese Sammlerei nun auch endgültig aufgegeben habe? Und dabei beschäftigte sich Fritz in seinen Mußestunden mit der Buchbinderei, hatte es hierin fast zu einem Fachmann gebracht und bereits eine stattliche Reihe von Halbjahrsbänden der Zeitungen in einheitlichem Format geplant, ja, schon für zwei Bände Klebfälze hergestellt und alles bis zum Heften fertiggemacht. Dann aber war ihm etwas dazwischengekommen, und in plötzlicher weiser Erkenntnis der Welt- und Kriegslage hatte er mit energischem Ruck die ganze Sammlung aufgegeben. Er beschränkte sich fortan auf gelegentliche Ausschnitte, die er in eine handschriftlich geführte „Familien-Kriegs-Chronik" einklebte. Vetter Fritz, im geheimen beneidet, wurde unwirsch für unmaßgeblich erklärt. Unterdessen wird das Papier stets knapper, kleinere Lokalblätter verschwinden immer mehr, und in der Küche wächst das Bedürfnis nach Anzündstoff. Die städtische Altpapiersammlung bringt die Hausmutter in eine schwere Versuchung, der Sache gewaltsam durch ein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes ein jähes Ende zu machen; doch unterliegt sie ihr schließlich nicht. Sie hofft, ihr Gestrenger werde noch selbst zur Einsicht kommen; hierzu aber, so überlegt sie, muß man ihm Zeit lassen und in ihm nicht durch Gewaltstreiche den fast erloschenen Eifer wieder von neuem anfachen. Am Ende hätte er seine Sammlung wieder aus dem Altpapier zurückerworben! Nach einiger Zeit deutet sie ihm schweigend mit dem Finger auf eine Zeitungsanzeige, in der jemand seine vollständige Sammlung zum Verkauf anbietet. Der Sammler aber seufzt nur halb unbewußt und — sammelt weiter. Nur ein einziges Mal kommt er gegenüber den sich öfters wiederholenden Fingerzeigen seiner Gattin dazu, seinerseits auch einmal schweigend mit dem Finger auf eine Zeitungsanzeige hinzuweisen, in der eine Reihe bestimmter Nummern gefragt werden. Mit Ruhe und verbissenem Trotz sammelt er weiter, bestimmt darauf rechnend, daß die menschliche Schwachheit täglich den einen oder andern seiner stillen Mitsammler überwältigen und damit seine eigne vollständige Sammlung stets wertvoller machen wird, bis endlich jener Tag winken wird, an dem die Glocken klingen und des Sammlers stilles Durchhalten damit belohnt wird, daß er über den Frieden ein letztes Zeitungspaket anlegt.

Reichspost Abendbl. 4. I. 1918

* **Polnische Büchereien und Archivschätze.** Aus Polen und Ermland sind im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte bekanntlich gewaltige Wissensschätze nach Rußland und Schweden verschleppt worden. Gegenwärtig bemüht sich nun der Ausschuß für den Rechtsschutz des polnischen Eigentums in Petersburg in Verbindung mit dem polnischen Liquidationsausschuß um Ermittelung der polnischen Büchereien und Archivbestände in Rußland und um ihre Rückgabe. Nach den Darlegungen des Professors Ptaszynski wurde bei der ersten Teilung Polens die Bücherei des Fürsten Radziwill, welche aus 20 000 Bänden bestand, nach Petersburg gebracht. Die berühmte Bibliothek Zaluski hatte 300 000 Bücher und einige tausend Handschriften und wurde bei der dritten Teilung Polens nach Petersburg gebracht, um dort auf verschiedene Abteilungen der Kaiserlichen Bibliothek verteilt zu werden. In den Jahren 1831—1833 wurden nach dem polnischen Aufstande nach Petersburg gebracht: die Bibliothek Raczynski, die Bibliothek des Fürsten Sapieha, die öffentliche Bibliothek in Warschau, die Bibliothek des Fürsten Czartorynski aus Pulawi, die des Jesuitenkollegs in Plock, ein Teil der Universitätsbibliothek in Wilna. Alle diese Bibliotheken wurden als Kriegsbeute fortgebracht. Auch wertvolle polnische Handschriften und Archive sind nach Petersburg und Moskau gekommen. Die Liquidationskommission wird sich zwar um die Herausgabe der polnischen Wissensschätze bemühen; allein ihr Bericht schließt mit den Worten: „In dieser Angelegenheit hat sich die Liquidationskommission an verschiedene Institute gewandt, aber bisher keine Antwort erhalten."

Reichspost
4. II. 1918

* **Bulgarische Bücher aus Oesterreich.** Eine lebhafte Pflege guter wirtschaftlicher Beziehungen zwischen unserer Monarchie und den Balkanländern, darunter zunächst mit Bulgarien, muß mehr denn je Aufgabe der österreich-ungarischen Politik sein. Dementsprechend ist es gewiß nur förderlich, wenn die Völker in Zukunft gegenseitig einander besser verstehen lernen wie bisher, was gewiß am besten durch billige Schriften erreicht werden kann, die von tüchtigen Fachleuten und Kennern der betreffenden Länder in volkstümlicher Weise verfaßt sein müssen. Deutsch-Oesterreichern und Deutschen ist reichlich Gelegenheit geboten, durch Lektüre die Balkanländer, Land und Leute derselben kennen zu lernen. Umgekehrt aber bestehen bisher keine derartigen Schriften in den Muttersprachen der Balkanländer, um die Bevölkerung dieser über Oesterreich zum Beispiel zu belehren. Von diesem Gedanken ausgehend, hat es der Verlag Fromme unternommen, eine „Bulgarische Oesterreichische Bücherei", also in bulgarischer Sprache, ins Leben zu rufen. Nachdem der Verlag im April 1916 den Universitätsprofessor Dr. Uebersberger für diesen Plan gewonnen hatte, ist es gelungen, die k. k. Orient- und Ueberseegesellschaft zu veranlassen, sich des Gedankens anzunehmen. Professor Dr. A. Jschirkow an der Universität in Sofia hat gemeinsam mit Professor Dr. Uebersberger die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens übernommen. Angesehene, führende Persönlichkeiten Oesterreichs beteiligen sich als Mitarbeiter an der Bücherei. Fürst Franz von und zu Liechtenstein gibt dem Unternehmen in dem Bändchen Geographisches: „Oesterreich" ein warmgehaltenes Geleitwort mit auf den Weg. Ueberall kommt die Absicht zum Durchbruch, daß die Oesterreicher mit den Bulgaren ersprießlich zusammenarbeiten wollen. Zweck und Ziel der „Oesterreichischen Bücherei in bulgarischer Sprache" ist eben, weiteren Kreisen des bulgarischen Volkes Kenntnisse über Oesterreich zu vermitteln. Das soll erreicht werden durch in gemeinverständlicher, knapper und übersichtlicher Weise abgefaßte wohlfeile Bändchen nachstehenden Inhalts: Geschichte: Univ.-Prof. Dr. H. Uebersberger; Geographisches: Univ.-Doz. Dr. H. Hassinger; Kirchliche Zustände: Univ.-Prof. Dr. Eduard Eichmann; Verfassung und Verwaltung: Univ.-Prof. Dr. St. Brasslow; Bildungswesen I: Universitäten und Hochschulen: Hofrat Univ.-Prof. Dr. v. Wettstein, Hofrat Hochschul-Prof. Dr. H. Freiherr v. Jüptner, Hochschul-Prof. Dr. A. Ciesla, k. k. Ministerialrat Dr. Anton v. Binder; Bildungswesen II: Gewerbeschulen: Exz. k. k. Sektionschef Doktor A. Müller; Handelsschulen: Hofrat Dr. J. K. Kreibig; Forst- und landwirtschaftliche Schulen: k. k. Ministerialrat Dr. Rud. Miltner; Kunst und Kunstgewerbe: Hofrat Doktor Eduard Leisching, Direktor des k. k. Museums für Kunst und Kunstgewerbe; Wehrmacht: Ein Generalstabsoffizier; Landwirtschaft und Industrie: Exz. k. k. Minister a. D. Dr. J. M. Baernreither und Statthaltereirat Dr. Rud. Ritter v. Fürer; Technik: Oberbaurat L. Erhard, Direktor des k. k. techn. Museums für Industrie und Gewerbe; Eisenbahnen, Binnen- und Seeschiffahrt: Exz. k. k. Minister a. D. Dr. R. v. Wittek, Hofrat Generaldirektor Alb. Frankfurter und Hofrat A. Schromm; Geldwirtschaft: Direktor der priv. allg. Verkehrsbank Ph. Broch; Die Stadt Wien: Mehrere Verfasser. Von diesen Bändchen liegen bisher sechs fertig vor. Jedes Bändchen in gefälliger, handlicher Ausstattung kostet Lewa 1.— bis Lewa 1.50. Bis zum Frühjahr dürfte die ganze Serie vollständig vorliegen.

6. I. 1917

58

Anton Dörrer.

Anfangs Juli 1916 wurde Anton Dörrer, der bekannte tirolische Schriftsteller, in Innsbruck zum Doktor der Philosophie promoviert. Dieser Akt ist so feldmäßig schnell vor sich gegangen, daß nicht einmal seine Bekannten verständigt werden konnten. Ein paar Tage darauf kam schon ein Kartengruß des Neodoktors von der Isonzofront.

Uns Tirolern war freilich auch schon sein einfacher Name „Anton Dörrer" ganz geläufig geworden — — ich erinnere mich noch an die ersten landeskundlichen Aufsätze seiner Fuchsenzeit! Schon in Florenz sandte er mitten in seinen Studien zwei Feuilletons „Frauenehre ist Gottesehre", in denen er Handel-Mazzetti energisch verteidigte und empfahl. Es war dies zur Zeit, als man ihre unparteiische Darstellung noch nicht verstehen wollte und sich an ihrer Realistik stieß. Ich erinnere mich auch noch seiner Br. Willram-, Seeber-, Wallpach- und Domanig-Aufsätze zur Zeit der Jahrhundertfeier.

Voll Realismus hatte er einst das Banner des letztgenannten Dichters ergriffen und sich ganz in den Dienst seiner Sache gestellt. Dörrer ist sachlich genug, um Vorzüge und Fehler einzelner Werke zu erkennen; es lag ihm vor allem daran, die ehrliche Tiroler Art Domanigs zu schildern: das Volk für seinen Glauben und seine Heimat zu begeistern. Hätte er aber nicht so eifrige Anhänger wie Dörrer gefunden, dann würde Tirol von Domanig, einem seiner edelsten Heimatdichter, wohl wenig wissen! — Dessen 60. Geburtstag (3. April 1911) ist also auch sein Erstlingswerk „Karl Domanig" gewidmet.

[illegible] die Bedingungen, die so viele andere

durch die Spitze, die Steigstrimmung hingegen liegt aber bei den Bugrädern von Reihpflanzen ungefähr 4 bis 5 Millimeter oberhalb der Spitze. Besonders große Strecken hat die Steigfortpflanzung in den Blättern und Zweigen von Primofenarten zurückzulegen. Alle diese genannten Steige sind als Aufgenreige zu bezeichnen, da sie durch äußere Ursachen, durch eine Veränderung der Außenbedingungen, hervorgerufen werden. Doch sind bei den Pflanzen auch Steige wirksam, die durch Lebenserungen innerhalb des Organismus verursacht werden, die sogenannten Innenreize. Bei diesen können die Steigleitungen noch nicht erforscht werden. Als Leitungsbahnen für die Steige dienen sehr zarte protoplasmatische Fäden und Fasern, die die Protoplasmakörper der verschiedenen Pflanzenzellen miteinander verbinden und darum Protoplasmaverbindungen genannt werden. Während noch vor kurzem die Meinung vorherrschte, daß solche Protoplasmaverbindungen eine Seltenheit wären, haben die neueren Untersuchungen ergeben, daß alle lebenden Zellen des pflanzlichen Organismus auf diese Weise zu einer Lebenseinheit verbunden sind. Die experimentelle Beweisführung, daß diese Plasmaverbindungen als Bahnen der Reizleitung dienen, wurde von verschiedenen Forschern, wie Lohmann und Strasburger, unternommen. Strasburger stellte fest, daß die Ranken und Ästen, deren Zellen durch Einschnüren in eine verdünnte Fäserung der einheitlichen Plasmaverbindungen beraubt worden waren, nicht mehr imstande waren, sich wie vorher zu krümmen. Das Gesamtergebnis der bisher vorliegenden neueren Versuche läuft darauf hinaus, daß die Pflanzen zwar nicht ein dem tierischen Nervenleben analoges besonderes Reizleitungssystem besitzen, daß aber die nunmehr den ihnen zukommenden Funktionen zweifelsfrei mit den Nerven der Tiere verglichen werden können.

---

macht. Ich konnte also wie wenige andere in sein Schaffen Einsicht nehmen und auch die Vorarbeiten zur Neuherausgabe seines Domanigbuches verfolgen.

Aus dem kleinen Heft ist dann schließlich ein stattliches Buch geworden: „Karl Domanig und die tirolische Literatur seit 1800."

Dörrers Ausführungen sind hier erweitert, seine Urteile durch zahlreiche Textproben gestützt; den Schluß bildet eine Zusammenstellung von Domanigs Arbeiten als Dichter, Gelehrter und Volksmann. Die Kapitel über die tirolische Literatur sind vollständiges Neubuch: man muß staunen, mit wieviel Geschick und Wahrheitsliebe diese schwierige Aufgabe gelöst wurde! Er mußte sich darauf beschränken, mit wenig Worten eine kurze Charakteristik unserer Dichter zu geben. Wir besitzen noch kein eigenes Buch über Tirols neueste Literaturgeschichte; das Thema ist schwierig und gefährlich; Dr. Dörrer hat diesen Mangel wenigstens einigermaßen behoben und sich als erfahrener Kritiker manche berechtigte Schärfe erlauben können. Auch hier steht das Ergebnis fest, daß sich das echte Tirolertum in Domanig verkörpere und nicht in der landläufigen Ware so vieler Unterhaltungsschriftsteller und Modegrößen. Es lesen sich auch diese Stellen flott und interessant; Dörrer wollte ja keine theoretische Abhandlung schreiben; es gelang ihm, der ja in zahlreichen Aufsätzen über die einzelnen Tiroler Dichter und Dichtungen und über Bühnenverhältnisse und Schrifttum sich in die heimische Literatur eingeführt hatte, vielmehr, ein fesselndes Bild tirolischen Geisteslebens zu entwerfen. Sein Buch schließt sich würdig den bedeutendsten Werken über Tirols Dichtung an.

Die Doktorarbeit war inzwischen auch nicht vernachlässigt worden. Er hat mir oft von seinem Studium über Gilm und das tirolische Schützenwesen erzählt; jetzt hatte ihn der Krieg aber selber zum Schützen und bald zum Jägerleutnant gemacht.

Wir sind noch kurz vor Kriegsausbruch miteinander durchs Oetztal und Vintschgau gewandert und haben von künftiger Arbeit für unser liebes Tirol und seine Kultur gesprochen. Am Weg hat uns die Mobilisierung überrascht und dann ein Wagen mit Reservisten zur Bahn gebracht. Jetzt werden bald Dörrers „Feldbriefe" erscheinen — so ein gemütlicher Zivilist wie er, und hat schon über anderthalb Jahre seinen Mann an der Front gestellt, noch dazu an der Isonzofront, und sich die „Silberne" geholt! Und von dort schreibt er mir immer wieder voll Sehnsucht nach seinem lieben Tirol, und doch voll Stolz, einer von denen zu sein, die unser Land gegen den welschen Feind verteidigen.

Im Felde. Hans Hochegger.

Österr. Volkszeitung
6. I. 1917

* **Karl Krobath †.** Vorgestern wurde der bekannte Kärntner Schriftsteller Karl Krobath, der vor einigen Tagen zu kurzem Aufenthalt nach Wien gekommen und in einem hiesigen Kaffeehaus einem Schlaganfall erlegen war, im Wiener Zentralfriedhof zur letzten Ruhe bestattet. Mit Karl Krobath ist ein hochbegabter Erzähler dahingegangen, der sich namentlich durch seine Kärntner Sittenschilderungen und Kulturbilder, sowie durch seine treffliche Koschatbiographie auch außerhalb der Grenzen seines engeren Heimatlandes einen sehr geachteten Namen erworben hat. Zwei seiner Werke, der großangelegte historische Kärntnerroman „Sterben" und die Humoreskensammlung „Schalksfahrt" sind in dem bekannten Verlag von L. Staackmann in Leipzig erschienen. Das unerwartete Hinscheiden Karl Krobaths, der erst im 42. Lebensjahre stand und sich auch durch sein ausnehmend biederes, treuherziges Wesen viele Freunde erworben hat, wird bei allen denen, die ihm nähergestanden sind, lebhafteste Anteilnahme erwecken.

Reichspost
6. I. 1918

Soldatenlieder.

Die Musikhistorische Zentrale des k. u. k. Kriegsministeriums.

Wie schon bekanntgegeben worden ist, findet Samstag, den 12. d., im großen Saale des Konzerthauses ein Festkonzert statt, an welchem Soldatenlieder der habsburgischen Armee aus den letzten 400 Jahren von einer erlesenen Schar von Künstlern vorgetragen werden sollen. Das Konzert, das unter dem Protektorate des Kaiserpaares und in dessen Anwesenheit stattfinden wird, macht die Oeffentlichkeit zum ersten Male mit dem Bestehen einer Musikhistorischen Zentrale beim k. u. k. Kriegsministerium bekannt, die seit einem halben Jahre ihren kulturellen Pflichten obliegt und nun einen geringen Teil ihrer Ernte zur Schau zu stellen beginnt. Schon zu Anfang des Krieges hat sich gezeigt, daß der moderne Soldat, so wenig sein Kampf dem des früheren Soldaten gleicht, mit ihm noch immer die Lust am Liede teilt, und so wie jener das Bedürfnis hat, auf dem Marsche zu singen, auf seinen langwierigen Eisenbahnfahrten und beim Einzug in die eroberte Stadt. Aber auch die anderen Gefühle des so beschwerlichen Kriegslebens drückt der Soldat im Gesange aus, die Sehnsucht nach der Heimat, die Liebe nach den Zurückgelassenen, den Wunsch nach Ruhe und Frieden. So ist in allen Zeiten eine gewaltige Literatur entstanden, in der wir das Kriegsleben von den ältesten Zeiten bis zu den heutigen verfolgen können.

Es ist klar, daß die österreich-ungarische Armeen besonders reich an Soldatenliedern sind, zogen doch gerade die sangeskundigsten Völker Europas unter Habsburgs Bannern gegen den Feind. Daher hat sich hier ein Soldatenliederschatz angesammelt, der die Erinnerungen an alle Feldherren und Schlachten enthält, mit denen der Ruf der k. u. k. Waffen verbunden ist. So ist während dieses Krieges der Gedanke aufgetaucht, die Soldatenlieder des Weltkrieges rechtzeitig zu sammeln und durch ein wissenschaftliches Institut aufschreiben und vervielfältigen zu lassen. Zufolge der Initiative des FML. Robert Edler v. Langer, k. u. k. Sektionschef des k. u. k. Kriegsministeriums, wurde im Frühling 1917 vom Kriegsministerium im Verein mit dem k. u. k. Kriegspressequartier die Errichtung einer Musikhistorischen Zentrale beschlossen, der sich ein riesiges Arbeitsgebiet eröffnete. Sie sollte die zu allen Zeiten und in allen Sprachen in der k. u. k. Armee erklungenen Lieder sammeln und sie sowohl für eine Gesamtausgabe wie für den praktischen Gegenwartsgebrauch vorbereiten. Zu ihrem Leiter wurde der Musikschriftsteller und Mozarteumsdirektor in Salzburg Dr. Bernhard Baumgartner bestellt, dem zahlreiche Musiker und Volksliedkenner zur Seite stehen. Tausende Notenblätter und Volkslieder sind bereits aufgenommen worden. Bei vielen Regimentern wetteifern kunstsinnige Offiziere und Mannschaften darin, Lieder, die sie hören, aufzuschreiben und abzuliefern. Da der Krieg alle Teile der österreich-ungarischen Völker durcheinander geworfen, getrennt und zusammengeführt hat, so ergibt sich jetzt die seltene Gelegenheit, daß die Kenner des Volksliedes auch sonst entlegene Völkerschaften in ihrem Gesange belauschen können. Die wissenschaftliche Ausbeute ist daher sehr groß.

Unter solchen Umständen wird man das Konzert am 12. Jänner in jeder Beziehung als außerordentlich bezeichnen können. Denn in ihm wird die historische Macht des Hauses Habsburg in der Folge der Lieder erklingen, die seine treuesten Söhne seit 400 Jahren auf ihren weiten Zügen durch ganz Europa sich zum Trotz und zur Lust angestimmt haben, Zeichen ihres Volksbewußtseins und ihrer Liebe zur Heimat.

Der Abend
8/I. 1917

8
61

Die Presse und das Finanzkapital.

Der heutige „Morgen" meldet, daß Verhandlungen wegen Verkaufs des „Prager Tagblattes" und mehrerer diesem angeschlossenen Provinzblätter stattfindet. Als Führer des Konsortiums, das das Kaufanbot gestellt hat, wird von zuverlässiger Seite der Präsident der Allgemeinen Depositenbank Dr. Josef Kranz genannt. Als Verkaufspreis soll eine Summe von rund sechs Millionen in Betracht kommen. Wir erfahren ergänzend, daß Mitglied des Konsortiums auch der Zentraldirektor der Prager Eisenindustrie und Generalgewaltige des Eisenkartells, Herr Wilhelm Kestranek, ist. Nach heute vorliegenden Meldungen soll das Geschäft sogar schon abgeschlossen sein.

Wie man sieht, handelt es sich hier wieder um einen großangelegten Versuch, die Presse noch mehr als bisher dem Finanzkapital und der Großindustrie zu unterwerfen, ein Versuch, an dem Dr. Sieghart gescheitert ist und der Geringeren, aber in ihrer Verwegenheit Glücklicheren zu gelingen droht. Das „Prager Tagblatt" und die ihm gehörenden Provinzblätter beherrschen einen großen Teil der öffentlichen Meinung in den Sudeten und auch in den deutschösterreichischen Alpenländern. Diese öffentliche Meinung wird nun zum großen Teile, ohne es zu wissen, den Spekulationsgeschäften der Depositenbank und des Eisenkartells unterworfen. Dies wäre aber noch nicht das Ärgste. Die Leser des „Abend" wissen, welche Rolle die Depositenbank unter ihrem neuen Präsidenten spielt. Wir betrachten noch weitaus nicht als das Schlimmste die Ausbeutung der Verbraucher, die sich diese Bank durch ihre Lebensmittelgeschäfte zur Aufgabe gestellt hat. Weit gefährlicher ist die Atmosphäre von Korruption, die von dort ausgeht. Es ist auf das tiefste zu beklagen, daß Zeitungen eine Handelsware geworden sind, die dem gehört, der imstande ist, den geforderten Preis zu bezahlen. Leider wird dies nicht anders werden, solange sich das zeitunglesende Publikum in unbegreiflichem Stumpfsinn alles bieten läßt. Unausgesetzte Aufklärungsarbeit wird hier einzig und allein Hilfe bringen können. Diese wird mit ungemindertem Nachdruck fortgesetzt werden. Die Straflosigkeit durch Besitz und Beziehungen muß endlich aufhören. Welchen Zuständen gehen wir entgegen, wenn sich nun die bevorrechteten Ausbeuter einer nach dem anderen in den Besitz großer Zeitungstruste setzen, was jedenfalls für sie die zweckmäßigste Art der Geldanlage ist, für die öffentliche Moral aber eine Gefahr, der die Regierung offenbar nur deshalb ruhig zusieht, weil sie derzeit von unaufschieblicheren Dingen zu sehr in Anspruch genommen ist. Hoffen wir, daß, wenn sie später die Zeit dazu finden wird, es nicht zu spät sein möge.

Neues Wiener Tagblatt Abendbl.

11./I. 1917

62

* (Dr. Karl Linder †.) Im 79. Lebensjahre ist der Schriftsteller Dr. Karl Linder gestorben. Vor einem Vierteljahrhundert war Linder, der eine rege publizistische Tätigkeit entfaltete, Mitglied des Wiener Gemeinderates. Einer seiner Söhne ist ein höherer Magistratsbeamter, eine Tochter städtische Lehrerin. Das Leichenbegängnis findet heute nachmittags 3 Uhr, auf dem Zentralfriedhofe statt.

Fremdenblatt
14. II. 1917

* (Dr. G. J. Rive †.) Der holländische Journalist Dr. Josef Goswin Rive, der durch Jahrzehnte in Wien als Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und anderer Blätter gewirkt hat, ist hier gestorben. Rive war seit Jahrzehnten in Wien ansässig und hing mit ehrlicher Liebe an unserer Stadt. Im Jahre 1847 in Holland geboren, widmete sich Dr. Rive bereits in jungen Jahren der politischen Journalistik und erwarb sich zunächst in seiner Heimat, dann aber auch im Auslande, großes Ansehen. Dr. Rive unternahm sehr weite Reisen, zuletzt auch noch nach dem Ausbruch des Weltkrieges, in dessen Verlaufe er wiederholt die verschiedenen Fronten besuchte. Besondere Anerkennung gebührt seiner durchaus objektiven Berichterstattung über Oesterreich-Ungarn auch während des Krieges und wiederholt lieh Dr. Rive seine Feder, um falsche Darstellungen, die von anderer Seite über die Verhältnisse in der habsburgischen Monarchie verbreitet wurden, zu widerlegen und richtigzustellen. Dr. Rive genoß in Wien, wo er ausgezeichnete Beziehungen hatte, in weitesten Kreisen herzliche Sympathie und sein jähes Hinscheiden wird allgemeine Teilnahme hervorrufen. Dem Verbande der auswärtigen Presse in Wien gehörte Dr. Rive seit der Begründung dieser Körperschaft, das heißt seit dem Jahre 1883, als Mitglied an und fungierte wiederholt in der Leitung des Verbandes. Das Begräbnis findet Dienstag den 16. d. um halb 4 Uhr nachmittags von der Kapelle des Hietzinger Friedhofes aus statt.

Neue Freie Presse

15. I. 1917

Zuerkennung des Grillparzer-Preises an Karl Schönherr.

Für „Volk in Not".

Wien, 15. Januar.

Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften geht uns nachstehende Mitteilung zu:

Das dem Stiftbrief gemäß eingesetzte Preisgericht, bestehend aus dem Vertreter der Kaiserlichen Akademie Josef Seemüller, der „Concordia" Julius Bauer, dem Direktor des k. k. Hofburgtheaters Hugo Thimig, für den deutschen Süden Anton Bettelheim (Wien), für den deutschen Norden Oskar Bulle (Weimar), hat den am 15. Januar 1917 für das Triennium 1914 bis 1917 fälligen Grillparzer-Preis im Betrage von 5000 Kronen dem Schauspiel „Volk in Not" von Karl Schönherr einstimmig zuerkannt.

Die Preisverteilung gilt ebenso der Größe und Würde des Stoffes als seiner aus künstlerischer Ursprünglichkeit und reifem Können erwachsenen Gestaltung, im Sinne des Stiftbriefes, der nur solche Dramen berücksichtigt wissen will, die „durch eigentümliche Erfindung und durch Gediegenheit in Gedanken und Form auf die Anerkennung dauernden Wertes Anspruch machen können".

* * *

Der Grillparzer-Preis wurde zuletzt vor sechs Jahren verliehen. Auch damals war Schönherr der Preisträger, und zwar wurde er damals für sein Drama „Glaube und Heimat" ausgezeichnet. Vor drei Jahren wurde der Preis nicht verteilt.

Österr. Volkszeitung
19/I. 1917

Chiavacci-Gedenkfeier. Im großen Saale der Urania fand gestern für Vinzenz Chiavacci eine Gedenkfeier statt, die dem Dichter und Menschen galt. Beides war in Chiavacci ein Ganzes, da in ihm Natur und Kunst wie Stamm und Blüte zusammengehörten. Sein Humor entfaltete sich unter den erwärmenden Strahlen einer Menschenliebe. In dem einleitenden Vortrage „Ein Wiener Humorist" gab der Dramaturg des Deutschen Volkstheaters Heinrich Glücksmann ein feingezeichnetes und naturwahres Porträt von Chiavaccis Persönlichkeit. Mit klugem und unendlich gutmütigem Lächeln sieht es auf das Treiben der Menschen herab. Chiavacci ist ja trotz seines italienisch klingenden Namens ein Urwiener und der leichte Wiener Humor liegt ihm im Blut; nicht minder aber die große Liebe zu seiner Vaterstadt, die sich seiner Kindheit in dem heimlich romantischen Zauber ihrer alten winkeligen Gassen und der prangenden gärtnerischen Schönheit des Glacis offenbarte. Hemmungslos tummelte sich damals die liebe Jugend auf den Wällen und spielte ihr „Anmäuerln", „Vaterln", „Passen", „Palästerln" und wie die Jugendspiele alle heißen, denen unser Humorist in seinen Schriften ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. „Ein getreuer Eckart seiner Wiener", wie Chiavacci in einem Friedrich Schlögl gewidmeten Nachruf schrieb, war er selber. Er kannte seine Wiener vom Grund und hat die Typen der Kaiserstadt mit der kraftvollsten Plastik des Ausdruckes wiedergegeben. Seine klassische Figur, die Frau Sopherl vom Naschmarkt, ist gerade den Lesern der „Oesterreichischen Volks-Zeitung" eine liebwerte Bekannte. In unserem Blatt hatte sie ja ihren dauernden Standplatz, von wo aus sie ihrem harb'n Mundwerk freien Lauf lassen konnte, wo sie — Volkes Stimme ist Gottes Stimme — in ihrer urwüchsig wienerischen Art immer treffsicher, doch nie ernstlich verletzend, reden konnte, wie ihr eben der Schnabel gewachsen war. Chiavaccis echt wienerische Gestalten haben sich auch mit Erfolg auf der Bühne bewegt und sein Volksstück „Der letzte Kreuzer" hat eine stattliche Reihe von Aufführungen erlebt. In allen seinen Werken spricht der Dichter als Apostel der Güte. So in seiner prachtvoll phantastischen, von der gewohnten Form seiner Arbeiten völlig abweichenden Schilderung des Lebens der Marsbewohner, wie in seinen humoristischen Schriften, deren gesammelte zwölf Bände das Großteil seines Schaffens bedeuten, und schließlich in dem wunderschönen Alt-Wiener Roman „Aus der stillen Zeit". Die als Fortsetzung dieses Werkes gedachte künstlerische Gestaltung der Jetztzeit blieb leider unvollendet, da der Tod dem nimmermüden Arbeiter, der wie ein Märtyrer seinem furchtbaren Leiden trotzte, die Feder aus der Hand schlug. Im zweiten Teile der Gedenkfeier brachte Anton Amon vom Deutschen Volkstheater mehrere Gedichte zum Vortrage, die Chiavacci als tief empfindenden Lyriker zeigten. Dann las Amon eine Anzahl von Humoresken, die ihm dank seiner vorzüglichen Beherrschung des Wiener Dialektes und der seelischen Beziehung, die er zu dem Autor fand, glänzend gelangen und außerordentlich stark wirkten.

Neues Wiener Tagblatt

19. II. 1917

* (Chiavacci-Gedenkfeier.) Im großen Vortragssaal der Urania versammelten gestern der Dramaturg des Deutschen Volkstheaters Heinrich Glücksmann und der Schauspieler Anton Amon ein zahlreiches Publikum zu einer weihevollen Gedenkfeier für den urwüchsigen Wiener Volksschriftsteller Vinzenz Chiavacci. Mit angeregter Aufmerksamkeit lauschten die Anwesenden dem Vortrage Glücksmanns, der vorerst den Wiener Humoristen als Menschen und Literaten charakteristisch und dann einen kurzen Lebensabriß gab, in dessen Rahmen er Chiavacci in scharfen Umrissen zeigte. Er verfolgte das Schaffen des Volksdichters bis in dessen Uranfänge zurück, als die ersten literarischen Produkte Chiavaccis im Jahre 1863 unter dem Titel „Aus dem Kleinleben der Großstadt", in einem bescheidenen Bändchen gesammelt, erschienen, zeigte dann den Bühnenschriftsteller, der in gemeinsamer Arbeit mit Karlweis und später mit Schönthan starke Erfolge auf den Brettern erzielte und auch die Aufführung eines von Kremser vertonten Stückes erlebte. Man lernte Chiavacci als ernst zu nehmenden, philosophisch denkenden Schriftsteller kennen und als Forscher auf dem Gebiete des kulturgeschichtlichen Wien. Sein Krankenlager war ein Martyrium, das er heldenhaft trug. Sein letztes Werk, ein aktueller Roman aus der Kriegszeit, ist unvollendet geblieben. Die letzten Worte, die er daran schrieb, lauteten: „Mir wer'n bald fertig sein." Und er war bald fertig. Als er am 5. Februar 1916 die Augen für immer schloß, lag auf seinem Bett ein Band Dickens. „Sein letzter klarer Gedanke," so endete Glücksmann, „galt dem englischen Meister, dem er wesens- und kunstverwandt war. Und auf ihn sind die Worte zu sprechen, die Börne auf Jean Paul anwendete: Er zeigte in der Stadt Menschen, und in den Menschen zeigte er Herzen." — Nach dem fesselnden Vortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, kam Anton Amon zu Worte. Er brachte in seiner frischen, den wienerischen Ton so charakteristisch treffenden Weise Geschichten und Gedichte des Volksschriftstellers zur Vorlesung. Stürmische Heiterkeit erweckte die Standrede der Frau Sopherl vom Naschmarkt „Von der Bültung" und der Reisebrief des „Herrn Adabei aus dem Orient". Die herzerquickende, tief aus dem täglichen Leben schöpfende Eigenart des Dichters und die reiche Gestaltungskraft des Schauspielers vereinigten sich hier zu ungewöhnlicher Wirkung. Das Publikum, das gern und vom Herzen mitging, überschüttete den Interpreten mit Applaus.

Neue Freie Presse Abend
20/I. 1917

* **Hus und die tschechischen Schülerbibliotheken.** Wie „Narodni Listy" mitteilen, wurden die Leitungen der tschechischen Schulen in Böhmen vom Landesschulrat aufgefordert, bei ihren Anträgen auf Ankauf von Lernmitteln für Schülerbibliotheken die Romane von Jirasek „Temno" („Das Dunkel") und „Der Hussitenkönig" nicht vorzuschlagen. Wenn der erste Roman bereits für die Schule angekauft wurde, möge er in die Lehrerbibliothek eingereiht werden. Ferner mögen die historischen Romane von Jirasek nochmals genau geprüft werden, ob sich in ihnen nicht eine übermäßige Pflege des Hus-Kultes und Feierns der hussitischen Zeit als der hervorragendsten Periode der Geschichte des tschechischen Volkes zeige.

Reichspost

20. I. 1917

K. k. Bezirksschulrat Wien

Der Kampf gegen Schmutz- und Schundliteratur.

Am 18. d. fand im Festsaale der Calasantiner, 15. Bezirk, Gebrüder-Langgasse 5, eine sehr gut besuchte Versammlung, statt, bei welcher Hochw. P. Schwartz vom Orden der Calasantiner über die Schmutz- und Schundliteratur sowie über deren Bekämpfung sprach. Er sagte unter anderem:

Die Ursachen der heute stets immer fortschreitenden Demoralisierung der breiten Massen der Bevölkerung liegen vielfach in der schlechten Literatur, in der schlechten Lektüre. Schon bei den zehn- bis zwölfjährigen Schulknaben macht sich der unheilvolle Einfluß der Schundliteratur geltend. Durch die Indianergeschichten wird die Phantasie der noch schulpflichtigen Knaben in wildester Weise erregt. Sie wollen nicht mehr lernen, wohl aber ähnliche „Heldentaten" vollbringen, wie sie in den Schundbücheln geschildert sind. Gar mancher Knabe ließ sich so zu einer unüberlegten Handlungsweise verleiten, die er sein ganzes ferneres Leben büßen mußte. Noch größeres Unheil richten die unsittlichen Schriften an, die zu ungezählten tausenden Exemplaren in beinahe sämtlichen Buchhandlungen, auf den Bahnhöfen usw. in der marktschreierischesten Weise angepriesen werden. In anerkennenswertester Art hat kürzlich die „Reichspost" auf das schamlose Treiben einer Firma hingewiesen, die sich „Edition Amerika" nennt und ihren Sitz nicht im 9. Bezirk, Lazarettgasse 4 hat, wie sie angibt. Selbst den Soldaten werden die fragwürdigsten Broschüren unter dem Deckmantel sexueller Aufklärung ins Feld geschickt und ihnen gewisse „Schutzmitel" empfohlen. Diesem Treiben der gewissenlosen Seelenhändler dürfen wir Katholiken keineswegs mehr ruhig zusehen; dürfen nicht dulden, daß die Schmutz- und Schundliteratur den Büchermarkt immer mehr überschwemme. Vor allem müssen sich die Eltern die Frage vorlegen: Was liest mein Kind? Was für Bücher bringt es nach Hause, sind diese auch sittlich einwandfrei? Wie ist der Inhalt beschaffen jener Monatshefte, jener Broschüren, die der Ratenagent mitunter so zudringlich anpreist? Bei der Auswahl der Bücher ist einzig und allein eine verläßlich katholische Buchhandlung der richtige Wegweiser, und es sollte bei allen Kirchentüren plakatiert sein, in welchen Bezirken katholische Buchhandlungen bestehen. (Lebhafter Beifall.)

Von größter Wichtigkeit ist deshalb auch die Errichtung zahlreicher katholischer Volksbibliotheken. Hier darf kein Opfer gescheut werden, um solche in größerer Anzahl allerorts ins Leben zu rufen. Die „Freie Schule" hat anläßlich ihrer letzten Hauptversammlung verlautbart, daß sie einen Mitgliederzuwachs von 6000 Personen zu verzeichnen habe, wofür sie eine Summe von 70.000 Kronen aufgewandt habe. Diese Tatsache muß uns ein Ansporn sein, in rastloser Weise durch die Gründung und Unterstützung von katholischen Bibliotheken entgegenzuarbeiten, ebenso durch Verbreitung guter Flugschriften und Broschüren der Schmutz- und Schundliteratur Einhalt zu gebieten.

Die Ausführungen des Redners fanden allgemeine Zustimmung und großen Beifall.

Fremdenblatt
21. I. 1917

Die Einschränkung des Zeitungsdruckpapier-Verbrauches in Deutschland.

Auf Grund der Druckpapier-Verordnung des deutschen Bundesrates vom 18. April v. J. ist zum Jahresschlusse eine Bekanntmachung erschienen, die den Verbrauch von Zeitungsdruckpapier im Sinne seiner entsprechenden Einschränkung für die ersten drei Monate des Jahres 1917 regelt. Hiernach dürfen Verleger und Drucker von Zeitungen, die auf maschinenglattem, holzhaltigem Druckpapier gedruckt werden, und alle anderen, die solches Papier für ihren Gewerbebetrieb beziehen, solches Papier nur in den von der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe festgesetzten Mengen beziehen. Also eine durchgreifende Bemessung des Verbrauches, eine Bemessung, die auch auf früher abgeschlossene Lieferungsverträge zurückwirkt. Diese Verbrauchseinschränkung bewegt sich je nach dem früheren Umfange der Zeitungen — das Grundjahr der Berechnung ist das Jahr 1915 — zwischen 6⅔ Prozent (Zeitungen von 200 Quadratmeter Umfang im Grundjahre 1915) bis 28⅔ Prozent (Zeitungen über 1600 Quadratmeter im Jahre 1915) der von den Zeitungen damals verbrauchten Papiermenge. Bemerkenswert ist noch, daß bei dieser Maßregel aber auch die Fälle berücksichtigt sind, in denen sich der Zeitungsumfang im Jahre 1915 gegenüber dem Jahre 1913 verringert oder vermehrt hat, und daß auch für die Behandlung der Unternehmungen, die über Bestände an Druckpapier ohnedies verfügen, besondere Verfügungen getroffen sind. Von diesen Beständen darf eben nur so viel verbraucht werden, daß insgesamt der als zulässig errechnete Verbrauch nicht überschritten wird. Der Mehrbestand darf vielmehr ohne Genehmigung der Kriegswirtschaftsstelle nicht verwendet werden.

Diese Bestimmungen sind durchaus geeignet, der unwirtschaftlichen Gebarung mit Zeitungsdruckpapier wirksam entgegenzutreten. Indem sie den Verbrauch nach oben genau begrenzen, machen sie es den Unternehmungen, die zufällig im Besitz großer Papiervorräte sind, unmöglich, diese Mehrbestände unökonomisch rasch aufzubrauchen. Dieses Setzen einer Höchstgrenze, einer Höchstgrenze, die zudem eine weitgehende Einschränkung des Verbrauches in sich schließt, nimmt aber auch jeden Anreiz zu überflüssiger Einfuhr ausländischer Druckpapiere. Denn da der Verbrauch amtlich begrenzt und eingeschränkt wird, entfällt jeder Anlaß, Einfuhren für einen Verbrauch über dieses Maß hinaus vorzunehmen.

Würdigt man all das, dann muß man nur umso lebhafter wünschen, daß ähnliche Verfügungen auch in Oesterreich getroffen werden. Erwünscht wäre das auch schon aus währungspolitischen Erwägungen, denn unzweifelhaft muß jetzt jede Verhinderung unnötiger, überflüssiger Bezüge von Auslandswaren begrüßt werden. Die Einschränkung des Verbrauches solcher Waren würde dann als gleich berechtigte, gleich wirksame Maßnahme an die Seite jener Vorkehrungen treten, die mittels Einfuhrverboten aus valutarischen Rücksichten dem Abströmen unserer Geldmittel nach dem Auslande entgegenwirken. Wird der Verbrauch von Druckpapier entsprechend geregelt, also amtlich bemessen, dann muß ja jede Verlockung zu noch weitergehenden Einfuhren auf diesem Gebiete entfallen.

Neue Freie Presse

25./I. 1917

[Die literarische Produktion in den kriegführenden und neutralen Ländern.] Die Frage, inwiefern der Krieg die literarische Produktion in den einzelnen europäischen Ländern beeinflußt habe, wird im „Journal des Débats" an der Hand umfangreichen statistischen Materials näher untersucht. Nach den Angaben des Blattes hatte Deutschland, das den Markt beherrschte, es im Jahre 1913 bereits auf eine Ausgabe von 35.078 broschierten Werken gebracht, worin auch die in Oesterreich, Ungarn, der Schweiz und Luxemburg in deutscher Sprache gedruckten Werke einbezogen sind. Und im Kriegsjahre 1915 stand Deutschland noch immer an der Spitze mit der Herausgabe von 23.558 Werken. Frankreichs literarische Produktion hat anscheinend am meisten unter dem Kriege gelitten. Sie belief sich im Jahre 1913 auf 10.758 Bände und war 1915 auf 8897 herabgesunken. Besonders die Zahl der rein literarischen Werke verminderte sich erheblich, die meisten Arbeiten hatten mehr oder weniger direkt auf den Krieg Bezug. Italien erreichte seine Höchstziffern im Jahre 1914 mit 11.523 Bänden, 1915 zählte es 11.431 Bände. Unter allen europäischen Ländern hat hinsichtlich der literarischen Produktion die Schweiz sich am besten gehalten. Die Zahl ihrer Ausgaben stieg von 1470 Bänden im Jahre 1914 auf 1718 Bände im Jahre 1915. Auch hier fallen Kriegswerke und besonders auch zahlreiche Propagandabroschüren sehr stark ins Gewicht. Eine Steigerung der Bücherausgabe während des Krieges hatte auch Dänemark zu verzeichnen. Dort scheinen alle Arten von Büchern, selbst streng wissenschaftliche und theologische Werke, sehr gut zu gehen. Holland hat durch Kriegswerke die Durchschnittszahl seiner Neuausgaben ziemlich unverändert aufrechterhalten. Unter den überseeischen Staaten haben vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelitten. Der amerikanische Buchhandel verzeichnet ein Defizit von einem Fünftel seiner früheren Einnahmen. Hieran wird die Schuld der Unsicherheit der politischen Lage und der Beschäftigung mit gewinnbringenderen Unternehmungen zugeschrieben. Sogar die Zahl der amerikanischen Zeitungen hat sich verringert, und zwar um 135 Blätter.

Reichspost
26./I. 1917

„Bei Gerngroß".

Man schreibt uns:

Es ist noch nicht lange her, daß der „Abend" mit der Firma Gerngroß in heftiger Fehde lag. Seit einiger Zeit aber macht das nämliche Blatt der nämlichen Firma eine Reklame, als wäre es als Ausrufer der Firma angestellt. In einer eigenen Rubrik „Morgige Verläufe" werden die Leser immer wieder ermuntert, „bei Gerngroß" zu kaufen, sei es Zucker oder Kraut, Tee oder Schaffleisch, Perlhühner oder Salami, Krenn oder Sardinen. In einer einzigen Nummer (Nr. 19) erscheint das „bei Gerngroß" nicht weniger als siebenmal; es ist, wie Lotterieschwestern behaupten, die „Judenzahl, die immer gewinnt." Ansonsten werden namentlich nur noch die ebenfalls jüdischen Firmen Schick, Frankl, Metzger, Hirschl und Fürst sowie die Firmen Sauer und Eperth als Wiener Einkaufsquellen angeführt! Das Blatt behauptet, diese Veröffentlichungen geschähen „nur kostenlos". Wie man in einer alten Operette singt: „Nur aus Sympathie, schwärmte sie, die Gräfin Melanie . . . ." Von allen den vielen Tausenden Wiener Firmen, bei denen man Lebensmittel einkaufen kann, hatten eben nur die Gerngroß (siebenmal!) und Genossen (je einmal!) das Glück, die Sympathie der Gräfin Melanie vom „Abend" zu erwerben. Wie sie das nur angestellt haben mögen!? Wie nur der große Gerngroß von der Mariahilferstraße diese „kostenlosen" Sympathien des gerngroßen kleinen „Abend" derart gewonnen haben mag, daß der Kleine allabendlich siebenmal seine Stimme erhebt, um den Großen zu retten? Vermutlich wie jene Banken, die eben als eine Zeit lang an jedem „Abend" ihr Ständchen erhielten, bis sich die allabendliche Katzenmusik in Sympathe verwandelte. Heines, des Muster-preßhebräers, Fischer im Kahne („im Kohn" zu sagen, wäre eine antisemitische Roheit) fährt eben noch immer um den Loreley-Felsen, auf dem die Jungfrau sitzet mit dem „goldenen" Haar und dem „goldenen" Kamme und dem „goldenen" Geschmeide, das klitzet, und mit den vielen sonstigen goldenen Sachen, welche unfehlbar die Sympathie einer solchen Preß—melanie zu gewinnen pflegen. Darum kaufet „bei Gerngroß" (siebenmal!) und bei Fürst, Frankl, Metzger und Genossen (je einmal!) und wieder ist wie schon vor Jahrzehnten, „Gottes Segen bei Kohn" (natürlich „nur kostenlos")!

Um die Aufnahme vorstehender Zeilen bittet Einer, der am, im und um den „Abend" herum sehend geworden ist. Ergebenst Franz Marlinger (in Penzing—Hacking—Hietzing).

Neues Wiener Tagblatt

Abend

26. I. 1917

73

* (Vortrag über Meyrinks „Golem".) Aus Prag wird uns geschrieben: Der Wiener Schriftsteller Anton Kuh hielt dieser Tage in Prag über Meyrinks „Golem" und die neue psychologisch-phantastische Romantik einen freien Vortrag. Die Blätter — „Prager Tagblatt" und „Bohemia" — rühmen Kuh, der aus dem Stegreif schwierige Probleme erörterte, eine geistvolle, anregende Behandlung des Themas nach und stellen insbesondere fest, daß man in dem jungen Schriftsteller einen neuartigen und frappierenden Redner zu erblicken habe.

Der Abend
27. X. 1917

74

Der Handel mit öffentlicher Meinung.

Die Besitzer des „Prager Tagblatt" veröffentlichen heute die Erklärung, daß sie nicht beabsichtigen, ihre Zeitung an eine Bank oder ein Kartell zu verkaufen. Man wird dies überall dort, wo man noch einen Rest von Achtung vor der Presse hat, mit Genugtuung erfahren. Wenn auch Verhandlungen in dieser Richtung, vielleicht nicht von allen Besitzern, aber gewiß von Seite des Vertreters eines Teiles der Erben nach Herrn Mercy geführt wurden, ist es erfreulich, daß sie gescheitert sind, denn wenn auch das „Prager Tagblatt" zu den Blättern der ausgesprochen großkapitalistischen Richtung gehört, so ist es doch so wie es ist, noch immer vorzuziehen.

Aus der Veröffentlichung geht mit voller Klarheit hervor, daß der Konzern Depositenbank—Prager Eisenindustrie die Absicht hatte, das „Pr. T." und die mit ihm verbundenen Provinzblätter zu erwerben, um den schon bestehenden Großbetrieben der öffentlichen Meinung einen neuen im Dienste ihrer Sonderinteressen hinzuzufügen. Man mag sich [illegible] vorstellen, welche Wirkung auf die öffentliche Moral — von den öffentlichen Geschäften wollen wir in diesem Zusammenhange lieber gar nicht sprechen — es gehabt hätte, wenn die Herren Dr. Kranz und Kestranek die Verfügung über eine große Zeitung zur Beeinflussung der Öffentlichkeit erlangt hätten. Die Gefahr ist dieses Mal glücklich abgewehrt, aber man stelle sich vor, was geschehen wäre, wenn es die Vertreter der Mercyschen Erben in ihrem Vorteil gefunden hätten, das Unternehmen an diese beiden typischen Vertreter des bedenkenlosen Finanzkapitals zu verkaufen; derzeit mag es nicht angemessen erscheinen, die Staatsgewalt anzurufen; sowie wir aber wieder unter der Herrschaft der regelmäßigen Gesetze leben, wird es im höchsten Grade notwendig sein zu erwägen, welche Schutzmaßregeln zu ergreifen wären, um die öffentliche Meinung vor der völligen Knechtung durch die Übermacht des Großkapitals zu behüten und einer noch weitergehenden Entsittlichung vorzubeugen, wie sie durch die immer unverhüllter auftretenden Absichten der Feudalherren des Geldmarktes droht. Dahin sollte man es doch nicht kommen lassen, daß sich so ein Kestranek, um seine Fusionsabsichten gegen den Willen der Regierung und der Öffentlichkeit durchtrotzen zu können, einfach Zeitungen kauft, nachdem er die übrigen gemietet hat. Nichts aber kann ihn, wie die Dinge jetzt liegen, daran hindern. Es ist einfach eine Geldfrage. Ein paar Millionen mehr, und das Unternehmen gehört ihm, ob es nun harten Stahl oder weiche öffentliche Meinung fabriziere.

Arbeiterzeitung
27/I. 1917

„Der Kampf." Wir haben den Lesern mitzuteilen, daß die Jännernummer unserer Monatsschrift „Der Kampf" nicht erscheinen kann. Ihre Verbreitung ist von der Polizeidirektion auf Grund des Ausnahmszustandes eingestellt worden. Der Sachverhalt ist dieser: Die Nummer enthielt eine längere Studie (zehn Seiten) über die österreichische Verfassung: Die gesicherte Verfassung von Friedrich Austerlitz. Es ist eine Untersuchung des Zusammenhanges zwischen Rechtsgarantien und Machtgarantien in der Verfassung. In dieser Studie hat die Preßpolizei neunzehn Striche angeordnet, die, zwar im Umfang nicht bedeutend, den Zusammenhang und Sinn des Aufsatzes dennoch aufheben. Gegen diese Verfügung hat der Autor eine Vorstellung an das Kriegsüberwachungsamt unternommen. Es ist aber ebenso unmöglich, den Aufsatz in der Nummer wegzulassen, wie zuzustimmen, daß er verstümmelt werde. Die Redaktion hat sich deshalb entschlossen, die Jännernummer ausfallen zu lassen und eine Erweiterung der Februarnummer vorzunehmen. Die Leser müssen den Fall der „höheren Gewalt" unserer Preßzustände zuschreiben.

28/I. 1917

76

„Volksdank."

Aufruf zur Ehrung Franz Eicherts.

Am 11. Februar 1817 wird unser heimischer Dichter Franz Eichert seinen 60. Geburtstag begehen. Aus einer in der „Reichspost" vom 29. Juli 1916 zuerst veröffentlichten Anregung ist der Gedanke hervorgegangen, die Feier dieses Tages auf eine wirksame Werbetätigkeit zur weitesten Verbreitung der Werke des Dichters zu beschränken. Eine solche Werbetätigkeit müßte es unschwer ermöglichen, daß dem Dichter zu seinem 60. Geburtsfeste die erfreuliche Eröffnung gemacht werden könnte, seine Werke — die Verbreitungszahl der Eichertschen Bücher beläuft sich gegenwärtig auf 53.000 Bände — hätten nun bald in vollen 60.000 Bänden den Weg zum Volke gefunden. Dieser Plan fand begeisterten Anklang. Vereinigt er doch aufs glücklichste alle Möglichkeiten, einen Dichter gebührend zu ehren, ihm zu danken und jenen Verpflichtungen, die ein Volk gegen seine Dichter hat, gerecht zu werden. Aehnliche Anlässe wurden häufig zur Ueberreichung von „Ehrengaben" benützt. Auch dieser Gedanke ist erwogen worden. Ist doch, wie wir alle wissen, der bejahrte Dichter Franz Eichert heute noch genötigt, seine Kräfte in aufreibender Berufsarbeit einzusetzen, um für eine zahlreiche Familie zu sorgen. Der gebieterischen Pflicht, dem Dichter, der seinem Volke so freudig Schätze edelster Art schenkte, die Sorgen um das karge Leben wenigstens teilweise abzunehmen, hätte freilich auch durch Veranstaltung einer öffentlichen Sammlung und Aufbringung eines namhaften Betrages als „Ehrengabe" entsprochen werden können. Abgesehen davon aber, daß die Zeitverhältnisse einer solchen Veranstaltung in hohem Grade abträglich wären, läßt sich der gleiche Zweck weit würdiger, sinniger und zarter durch eine wirksame Verbreitung der Werke des Dichters erreichen, da sowohl aus dem Erlös des Bücherverkaufes, als auch aus den mit Bestimmtheit zu erwartenden Neuauflagen dem Dichter seine „Ehrengabe" zuflösse, ohne daß er sich als Empfänger eines Geschenkes fühlen müßte. Im Gegenteile, er würde der Gebende bleiben und sein schönster Lohn bestünde wohl darin, daß er sähe, wie der feurige und reine Atem seiner Werke in dieser großen Stunde der Erneuerung und Wiedergeburt von der empfänglichen Volksseele aufgenommen würde. Die Mitwirkung an diesem gewiß schönen Werke fordert von dem einzelnen keinerlei Opfer, da die kleine Ausgabe für den Ankauf eines Eichertschen Buches durch tiefste innerliche Bereicherung belohnt wird.

Von allen diesen Gedanken und Erwägungen ausgehend, haben sich die Gefertigten vereinigt, um die möglichst allgemeine Beteiligung an dem „Volksdank"-Werke zu empfehlen. Durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen war es möglich, den größten Teil der noch im Buchhandel lagernden Werke Eicherts käuflich zu erwerben und dem Dichter zur Verfügung zu stellen. Der Weiterverkauf, zu dessen raschester Durchführung Bestelllisten aufgelegt und den katholischen Anstalten, Vereinen und Persönlichkeiten zur Verfügung gestellt werden, würde somit auf eigene Rechnung des Dichters erfolgen können, so daß ein zu erwartender Reinertrag ihm als die schon erwähnte „Ehrengabe" zugute käme. Ueber besonderen Wunsch der Veranstalter soll dieser Verkauf durch die Bestell- und Subskriptionslisten zu sehr ermäßigten Preisen erfolgen, also weit unter dem buchhändlerischen Ladenpreise, damit auch Minderbemittelten die Teilnahme an dem schönen Werke möglich sei. Weitere Aufschlüsse über die besondere Art dieses Vertriebes enthalten die Bestelllisten, die von der österreichischen Versandstelle des „Gral"-Verlages, Wien, XVIII/1, Klostergasse 11, zu beziehen sind.

Die Unterzeichneten erfüllen eine erwünschte Pflicht, indem sie hiemit zu einer möglichst allgemeinen und tatkräftigen Beteiligung an diesem Unternehmen, das keinem Teilnehmer nennenswerte Opfer auferlegt, dringend einladen. Winden wir unserem Dichter zu seinem sechzigsten Geburtstage den Silberkranz aus der Sechzigtausendzahl seiner Werke, die, aus seinem Herzblute entsprungen, von dem heiligen Feuer seiner Glaubensbegeisterung und Vaterlandsliebe durchglüht sind und in den Herzen des katholischen Volkes den Boden finden mögen, auf dem sie für Zeit und Ewigkeit vieltausendfältige Frucht bringen.

Kardinal Dr. Friedrich Piffl, Fürsterzbischof von Wien
Kardinal Dr. Fidel von Hartmann, Erzbischof von Köln
Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg
Josef Groß, Bischof von Leitmeritz
Dr. Georg Schmid von Grüneck, Bischof von Chur, Schweiz
Ferd. Zdenko Fürst von Lobkowitz, k. u. k. Geheimer Rat, Präsident der Kathol. Union für Oesterreich
Franz Graf von Walterskirchen, k. u. k. Geheimer Rat, Präsident des Piusvereines
Luise Gräfin von Fünfkirchen, geb. Prinzessin von u. zu Liechtenstein, Präsidentin des kathol. Frauen-Wohltätigkeits-Vereines, Wien
Reichsrat Freiherr von Frankenstein, Ulstatt, Bayern
Dr. Richard Weiskirchner, k. u. k. Geh. Rat, Bürgermeister von Wien
Dr. Albert Geßmann, k. u. k. Geh. Rat, Minister a. D.
Dr. Gustav Müller, Domkapitular, Rektor des F. E. B. Klerikal-Seminars, Wien
Anton Schöpfleuthner, Domkapitular, Generaldirektor des Apostolats der christl. Töchter
Dr. Josef Beck, Univ.-Professor, Freiburg, Schweiz
Leopold Kunschak, Gem.-Rat, Mitglied des n.-ö. Landesausschusses
Leopold Tomola, Stadtrat, Bürgerschuldirektor, Wien
Dr. Ignaz Stich, Gem.-Rat, k. u. k. Direktor der Bibliothek der Hochschule für Bodenkultur, Wien
Karl Paulitschke, Gem.-Rat, Hauptkassier, Wien
P. Heinrich Abel, S. J.
Alois Fürst von Löwenstein, Kleinheubach, Unterfranken
Alois Prinz von und zu Liechtenstein, Landmarschall von Oesterreich u. Enns
Alfred Joh. Graf Resseguier de Miremont, Präsident des Kathol. Gesellenvereines für Oesterreich
Max Freiherr von Viktinghoff-Schell, Präsident der kath. Diözesan-Organisation, Wien
Gerta Gräfin von Walterskirchen, Präsidentin der Kathol. Frauenorganisation, Wien
Baronin Enrika von Handel-Mazzetti, Schriftstellerin, Linz
Baronin M. von Buol, Schriftstellerin, Kaltern
Dr. Richard von Kralik, Schriftsteller, Wien
Marie Herbert, Schriftstellerin, Regensburg a. D.
E. M. Hamann, Schriftstellerin, Scheinfeld in Bayern
Dr. O. Erupp, fürstl. Ötlingen-Wallerstein'scher Bibliothekar, Schriftsteller, Mainstingen
Heinrich Federer, Schriftsteller, Zürich
Dr. Rudolf Hornich, k. k. Reg.-Rat, Direktor des Pädagogiums, Wien
Dr. Karl Holey, k. k. a. o. Professor a. d. Technischen Hochschule in Wien
Dr. Lorenz Krapp, Staatsanwalt, Kaiserslautern
Dr. Peter Dörfler, Direktor der St.-Ludwig-Ferdinands-Anstalt, Schriftsteller, München
Dr. Wilhelm Oehl, Univers.-Professor, Freiburg, Schweiz
Al. Stockmann, Schriftsteller, Frankfurt a. Main
Joh. Zacherl, k. k. Komm.-Rat, Wien
Josef Meixner, k. k. Reg.-Rat, Wien
Georg Baumberger, Chefredakt. der „Neuen Züricher Nachrichten", Schriftsteller, Zürich
August Kirsch, Kaiserl. Rat, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt", Wien
Dr. Friedrich Funder, Chefredakteur der „Reichspost", Wien
Ludwig Auer, Generaldirektor des „Cassianeums", Donauwörth
Friedrich Pesendorfer, Generaldirektor der kath. Preßvereinsdruckereien, Linz
P. Georg Harrasser, S. J., Redakteur der „Fahne Mariens"
Jakob Fried, Generaldirektor des Kathol. Volksbundes und Diözesanpräses der kath. Jugendvereine in der Erzdiözese Wien
J. Schmidinger, Chefredakteur der Jugendzeitschrift „Raphael", Donauwörth
Sebastian Rieger, Redakteur des „Tiroler Volksbote", Hall in Tirol
Leutnant E. Schrönghamer-Heimdal, Schriftsteller, dzt. Neu-Ulm
Dr. Josef Eberle, Schriftsteller, Redakteur der „Reichspost"
Hans Brecka, Schriftsteller, Redakteur der „Reichspost"
Schriftsteller P. Gaudentius Koch, Kapuziner, Meran.
Pfarrer Hermann Binder, Altingen, Württemberg

Arbeiterzeitung

2./II. 1917

* **Ein Buch Professor Foersters verboten!** Wohl zu den feinsten Büchern, die der Weltkrieg hervorgebracht hat, gehört F. W. Foersters Büchlein: Die deutsche Jugend und der Weltkrieg; edler Sinn paart sich hier mit sprachlicher Schönheit. Dieses Büchlein ist nun in Deutschland verboten worden! Der „Münchener Post", die die Mitteilung aus einem Schweizer Blatte übernommen hatte, berichtet Professor Foerster aus Zürich vom 24. Jänner:

Soeben erhalte ich die Nummer der „M. Post" vom 9. Jänner, in der Sie die Nachricht der „N. Z. Z." von dem Verbot meines Buches abdruckten, jedoch Ihren Zweifel an der Richtigkeit der Meldung zum Ausdruck bringen. Es ist jedoch Tatsache, wie ich durch ein Telegramm meines Verlegers erfahren habe, daß durch Verbot des Generalkommandos in Leipzig das weitere Erscheinen meines Buches unmöglich gemacht ist. Ich habe mich mit Bezug auf den äußerst ungünstigen Eindruck, den dieses Verbot im Ausland gemacht hat (eine französische Zeitung brachte einen Artikel mit der Ueberschrift: Wie die deutsche Regierung für den Frieden arbeitet!), beschwerdeführend an den Reichskanzler gewendet; eine Aufhebung des Verbots aber ist bis jetzt noch nicht erfolgt. Die alldeutschen Blätter dürfen weiter erscheinen und den deutschen Geist im Ausland kompromittieren, ein Buch aber, das doch wohl geeignet sein dürfte, das Vertrauen auf ein neues Deutschland zu stärken, wird beschlagnahmt. Was nützt alle „Aufklärung" des Auslandes, wenn solche Mißgriffe nicht sofort rückgängig gemacht werden?

Die „Neue Zürcher Zeitung" knüpfte an das Verbot die Bemerkung, es müsse ein berechtigtes Erstaunen namentlich im Ausland erregen, „daß gerade in diesem Augenblick, wo alles nach unzweideutigen Zeichen von Deutschlands ehrlichem Versöhnungswillen ausschaut, eines der wenigen Bücher verboten wird, das innerhalb der deutschen Kriegsliteratur in völkerversöhnendem Sinne zu wirken sucht. Die ernsten Bemühungen Foersters, der blinden Völkerverhetzung entgegenzutreten, sollten dem Buche, das einen edlen und wahren Patriotismus atmet, eine Deutung fernhalten, wie sie ihm die zensurierende Behörde angedeihen läßt." (Wiederholt aus der Nummer vom 30. Jänner. Weißer Fleck Seite 5, erste Spalte. Man erwäge: diese Notiz, die eine ausschließlich reichsdeutsche Angelegenheit betrifft und die aus einem reichsdeutschen Blatt entnommen ist, die ist in Wien unterdrückt worden! Man erwäge das und urteile dann über diese Zensur!)

Ein Gedenkblatt für Vinzenz Chiavacci.

Anläßlich des Todestages am 2. Februar.

Am 2. Februar 1916 verhüllte die Wiener Volksmuse trauernd ihr Haupt: Einer ihrer besten und treuesten Söhne, Vinzenz Chiavacci, war gestorben. Der bodenständigste, urwüchsigste Wiener Humorist, ein feinsinniger, hochgebildeter Schriftsteller, an dessen liebenswürdig-heiterem Wesen sich nicht nur ganz Wien und Oesterreich, sondern weite Kreise außerhalb der Grenzen unseres Landes ergötzten. Wie Julius Stettenheim, der ihm nun auch im Tode gefolgt ist, eine Berliner, war Chiavacci eine Wiener Spezialität. Er war der unbestrittene, vielgeliebte und gefeierte Vertreter des Wiener Humors und Dialekts in der Literatur.

Mit Stettenheim verband ihn eine auf viele Jahre zurückgehende Freundschaft. Der Briefwechsel, den die beiden Fürsten im Reiche der Fröhlichkeit führten, würde zahlreiche Kapitel geistvoller Heiterkeit und der launigsten Einfälle geben. Der Dritte im Bunde, Karlweis, ist beiden schon vor Jahren gestorben. Innig war auch die Freundschaft zwischen Chiavacci und Ganghofer, und jener erlebte wohl die letzte große Freude, als Ganghofer wenige Wochen vor Chiavaccis Tod für einige Stunden vom Kriegsschauplatz an das Krankenlager seines schwer geprüften Vinzenz eilte. Mit Worten konnte Chiavacci seiner Bewegung nicht mehr Ausdruck geben, denn ein Schlaganfall hatte ihm die Sprache genommen, mit seinen müden, kranken Händen faßte er die Hand Ganghofers, legte sie an seine Wange und streichelte sie ohne Unterlaß. Ganghofer focht einen schweren Kampf in seinem Innern aus, Herr der Erschütterung zu werden, die ihn bei dem Anblick dieses sonst stets lächelnden, lebenslustigen, seelensguten, treuen Menschen niederzubeugen drohte.

Eduard Pötzl ist ihm vor einigen Jahren im Tode vorausgegangen. Mit Chiavacci ist die beste Art des Wiener Humors, welche unserer Stadt auch im Ausland viele Freunde warb, ausgestorben. Keiner ist da, die klaffende Lücke auszufüllen. Ein schmerzlicher Verlust für die Stadt, für das Wiener Schrifttum. Aufrecht blieb er, bis ihm der Tod als Freund und Erlöser nahte. Aufrecht und unerschütterlich auch in seinen freiheitlichen und fortschrittlichen Ansichten. Dem gewinnenden, bescheidenen, sympathischen Wesen seiner Persönlichkeit vermochten sich auch die nicht zu entziehen, welche nicht seiner Ansicht waren. Die Gemeindevertretung Wiens beschloß anläßlich des sechzigsten Geburtstages von Chiavacci, den unnachahmlichen Schilderer und Dichter urechten Wiener Wesens dadurch zu ehren, daß sie sein Bildnis von Künstlerhand für das Historische Museum der Stadt Wien anfertigen ließ. Wie Stettenheim sein Wippchen, Pötzl, mit dem er sich einmal in den Bauernfeldpreis teilen konnte, seinen Nigerl, hat Chiavacci den Herrn von Adabei und seine noch populärer gewordene „Frau Sopherl vom Naschmarkt" geschaffen, ein Weib aus dem Volke, mit dem Herzen und Mund auf dem rechten Fleck, die seit Dezennien allwöchentlich dem Wiener Publikum die von ihm stets mit heiterem Lachen erwarteten „Standreden" hielt, in denen sie sich „frisch von der Leber" über die politischen, lokalen und gesellschaftlichen Ereignisse in ihrer naiven Auffassung äußerte. So lange die Hand ihm noch Dienste tat, hat Chiavacci zeitlebens jeden seiner verschiedenen Wochenaufsätze rechtzeitig abgeliefert, wo immer er auch weilte. Er war ein Held und Philosoph! Und die Leser der „Oesterreichischen Volks-Zeitung" im besonderen, die so viele Jahre lang allwöchentlich die Arbeiten Chiavaccis in unserem Blatte zu ihrer Freude fanden, werden dem Verfasser der zahllosen gemütvollen Arbeiten sicherlich stets ein treues, inniges Gedenken bewahren.

Als er vor vier Jahren zu kränkeln begann, erklärten die Aerzte die Amputation des rechten Fußes zur Erhaltung des Lebens unbedingt nötig. Man wußte nicht, wie Chiavacci dieses traurige Ergebnis des Konsiliums aufnehmen werde, und versuchte, in Redensarten allmählich auf die Sache zu kommen. Chiavacci erleichterte der bestürzten treuen Gattin und den Aerzten die Aufgabe. Aus ihren Mienen las er, was geschehen müsse. Gefaßt sagte er: „Also der Fuß muß weg, gut!" und seine Gattin und Kinder tröstend fügte er hinzu: „Bleibt mir noch der andere; wie viele Menschen, denen es schlechter geht, bringen sich mit einem Fuß durch das Leben", und erzählte dann Geschichten von Einbeinigen! Er verlangte in seine Umgebung erstaunender Ruhe, daß die Operation sofort vorgenommen werde; zwei Stunden später begab er sich in das Sanatorium, rauchte vergnügt eine Zigarre, schrieb dort, während man die Vorbereitungen traf, seinen humoristischen Wochenartikel, damit keine Unterbrechung eintrete, und ließ diesem einige Tage darauf den zweiten heiteren Artikel folgen. Ein Jahr später mußte ihm das andere Bein abgenommen werden. Er ließ es mit der gleichen stoischen Ruhe geschehen und verlor seine gute Laune nicht für einen Augenblick. Nun war er an den Fahrstuhl gekettet, er fühlte die Fesseln aber nicht, denn dieser herrliche Mensch, dieser edle Philosoph hatte in seiner geliebten Feder eine treue Freundin und Stütze, die ihm über alles leicht hinweghalf. Jetzt schrieb er sich den Roman seiner Jugend vom Herzen, „Aus der stillen Zeit", ein gemütvoll-anmutiges Wiener Zeitbild aus dem Volksleben des Vormärz.

Der Frühling war gekommen und man brachte Chiavacci in sein Königreich, auf seinen entzückenden kleinen Landsitz in Sekirn am Wörthersee in Kärnten, wo er vor Jahren inmitten ausgedehnter Obstanlagen ein kleines Sommerhäuschen erworben hatte. „Bei uns z' Haus" nannte er es traulich, pflanzte Obst und Gemüse und freute sich über jedes Blümlein in seinem Garten. Dort tauschte er mit keinem Fürsten, dort genoß er im Kreise von Frau und Kindern ungetrübte Freuden und war herzlicher Gastfreund den Vielen, die ihn oft aufsuchten. Da saß er im stillen, schönen Erdenwinkel, den malerischen See zu Füßen, in der schattigen Weinlaube vor dem Hause in treuem Beisammensein mit seiner Muse, die ihn die Leiden vergessen ließ, und versenkte sich mit seinen Künstleraugen in das Wien seiner Jugend. So entstand eines seiner reifsten und besten Werke von bauerndem kulturhistorischen Werte, der Roman „Aus der stillen Zeit". Und er hatte über die Maßen seine Freude dran. „So hat jedes Uebel doch sein Gutes!" frohlockte er, als die Arbeit fertig war. Zeit meines Lebens will ich diesen Roman meiner Kindheit schreiben und bin nie dazu gekommen. Ohne die Krankheit wäre er nie geschrieben worden!" Nie kam eine Klage über die Lippen, er pries sich vielmehr, daß ihm die Kunst des Schreibens beschieden sei, die ihm stetige Kurzweil und erfreuliche Beschäftigung bringe.

Chiavaccis Lebenswerk füllt eine stattliche Bibliothek aus. Neben Humoresken und Romanen hat er mehrere Volksstücke, Wiener Possen und Schwänke verfaßt, die an vielen Bühnen beliebte Repertoirestücke geworden sind. Nach dem Tode des ihm eng befreundeten Anzengruber veranstaltete er mit Anton Bettelheim und V. K. Schembera die Herausgabe der gesamten Werke des Dichters, mit Ganghofer gab er Nestroys Werke heraus.

Ehe ich es noch ahnen konnte, daß der Beruf uns ein Stück des Lebens zusammen führen, und der wohlwollende, die Jüngeren stets gern Fördernde mich einst mit seiner Freundschaft beglücken werde, habe ich ihn geliebt und bin ihm von den Kindertagen fürs Leben dankbar geworden. Einer, die mir teuer war, hat sein goldener, gemütvoller, köstlicher Humor die letzte Stunde erheitert. Und dafür bleibe ich sein ewiger Schuldner! Ich war noch ein Knabe und konnte den Schmerz nicht verwinden, daß mein gutes Großmütterlein das Augenlicht verloren hatte und die Schönheiten der Welt und der Natur nicht mehr schauen sollte. Auch sie ertrug die Prüfung geduldig. Sie war weit über ihre Zeit gebildet, kannte ihren Goethe, Schiller und Lessing auswendig und wies noch auf die Schönheiten der Dichtung. Mit zärtlicher Liebe hing ich an dem alten Mütterchen. Wie lange ist sie nun schon dahingegangen! Noch immer kann ich es nicht verwinden ... Wenn ich von der Schule nach Hause kam, las ich meiner Großmutter vor, und das machte sie und mich froh. An einem Sommernachmittag saßen wir in der Nähe Wiens draußen im Garten. Großmutter liebte Chiavacci. Ich begann, aus seinen heiteren Geschichten zu lesen, erquickte mich an ihrem leisen Lächeln — da verstummte dieses. Beunruhigt blickte ich auf — mit einem heiteren Gesicht war sie umgesunken. Und dieses schöne, fröhliche Sterben des geliebten Wesens habe ich ihm tausendmal gedankt.

K. L.

Österr. Volkszeitung 2. IV. 1916

Fremdenblatt

2/II. 1917

Ein wahrhaft guter Mensch.

(Zu Vinzenz Chiavaccis erstem Todestage.)

Von Fritz Stüber-Gunther.

Ein wahrhaft guter Mensch — das schreibt sich nicht schwerer hin und spricht sich nicht schwerer aus als irgendwelche andere sechs Silben. Aber wie selten stimmt die Wirklichkeit überein mit den geduldigen Buchstaben! Wie wenige gibt es, die diesen höchsten menschlichen Ehrentitel verdienen, und wie viele, denen wir ihn verleihen zu sollen glaubten, haben uns nachmals in unserem vorschnellen Urteile wankend gemacht!

Vinzenz Chiavacci, der Wiener Humorist, der heute vor einem Jahre die frohen, hellen Augen für immer schloß, glaubte an das Gute und war selbst gut. Leibnizens Philosophie vom „mundus optimus", von der besten aller Welten, hat keinen aufrichtigeren Bekenner und, was mehr ist, keinen unentwegteren Betätiger gefunden. Als sie unserem Chiavacci auf dem Operationstische das eine Bein abgesägt hatten, scherzte er: „Früher war ich ein Spondäus, jetzt bin ich nur mehr ein Jambus." Und als, damit sein arg gequältes Leben verlängert werde, das zweite Bein dem ersten folgte, da dankte er Gott, daß er „kein Vierfüßler" sei. Freilich flößte ihm sein unheilbares Leiden auch Sorge ein, die Sorge nämlich, ob er nicht doch einmal in einem unbeherrschten Augenblicke seine Angehörigen durch Jammern und Uebellaunigkeit behellige. Als ich einst mit der Elektrischen durch die Spitalgasse auf den Alsergrund fuhr, da hatte ich von der Plattform aus einen erschütternden Anblick. Zwei Männer trugen an Bändern, die von ihren Schultern hingen, eine flache, offene Kiste, und in dieser Kiste kauerte — Vinzenz Chiavacci, oder vielmehr der hilflose Rumpf, der nach jener zweimaligen Operation von ihm noch übrig geblieben war. Aber den Kopf hielt er hoch, und das wohlbekannte runde, schnurrbärtige Gesicht schaute so gemütlich wie stets auf Leute und Häuser, als wollte es sagen: Wos kann denn mir g'scheh'n? Mir kann doch nix g'scheh'n!

Vinzenz Chiavacci, der Literatur mit dem weiblichen Namen — neunundneunzig von hundert seiner Verehrer und ein dickes Prozent noch dazu sprachen diesen in anmutiger Aussprechung „Tschiawatschi" und „Tschiawatti" aus, und wenn man richtig „Striawatschi" sagte, wurde man als Snob oder Gigerl verachtet, genau wie einer, der den „Don Juan" nicht „Don Schuahn" nennen will — Vinzenz Chiavacci also gehört eine literarische Seltenheit, die man schon als Sehenswürdigkeit behandeln darf. Was ist aber der Grund? Ein dürftiger Humorist reduziert ihn mit einer dünnen Literatursauce, die mit Seife eingerieben ist — da kratzt hinaus, kann, wenn du in der Mitte bist, dann gute dich und schon, daß du nicht zurück herumrennst! . . Nur die Erinnerung bleibt, flüchtiger Dichtung dies Bild unauslöschlich bergen, nur sie sehen nicht und hören nicht sehen, wachen Blick von glitzernden Literaturen abgelenkt und mit den Füßen gegen die Nachsitzenden strampelt.

Leser? Nun, sagt ein jeder! Ausnahmen bestätigen auch diese Regel. Chiavacci war solch eine Ausnahme. Er konnte nicht Eintracht mit Neid. Er, der berühmte Schmiedlacher, ließ nicht bloß Schauspieler und Komponisten, Maler und Bildhauer neben sich gelten (was ja kein gar so großes Verdienst ist), er, der Erzähler, anerkannte nicht nur Dichter und Dramatiker, sondern er, der Wiener Humorist, schätzte und bewunderte ferner fremde Leistungen auf dem Gebiete des musikalischen Wiener Humors. Und half's ihm ein, zu kurieren, daß er damit sich selber „schaden" könnte.

Die Zeit
4. II. 1917

Die Lektüre in der Kriegszeit.

Aus der Nachfrage bei den Buchhändlern kann man ungefähr den Geschmack des Publikums hinsichtlich der Lektüre in der Kriegszeit beurteilen. Am Anfang des Krieges waren Kriegsromane und Kriegsnovellen sehr gesucht, die Produktion solcher Bücher wuchs daher sehr rasch und mächtig an. Heute ist das Interesse für solche Bücher nahezu erloschen. Von belletristischen Werken werden nur einzelne Autoren viel gefragt, wie zum Beispiel Schönherr, Hofmannsthal, Liliencron, Meyerinck, Schnitzler, Wildgans, Ginzkey („Gaukler von Bologna") usw. Merkwürdigerweise werden jetzt weniger die Unterhaltungsbücher als ernste Werke gesucht. Bücher der pessimistischen Weltanschauung, wie Schopenhauer und Nietzsche, werden viel gefragt, auch Bücher, wie Ewers „Alraun" dann Abhandlungen über Geistererscheinungen und spiritistische Werke werden stark begehrt. Von geschichtlichen Büchern wird die Napoleon-Literatur wieder mehr verlangt; dann Bücher wie K. Renners „Oesterreichs Erneuerung", „Wirtschaftsreform", „Imperialismus im Osten und Oesterreich-Ungarn", ferner Tiszas „Von Sadowa nach Sedan", Bücher von Chamberlain und Friedjung, Naumanns „Mitteleuropa", „Bulgarien" und „Wie wir uns im Krieg verändern" u. a. Im ganzen scheint die Lektüre einen ernsteren Charakter angenommen zu haben. Auch ins Feld wird viel wissenschaftliche Literatur versendet, da viele Studierende sich die Behelfe für ihre Studien, die sie trotz des Krieges nach Möglichkeit fortsetzen, nachsenden lassen.

Österr. Volkszeitung
5./II. 1917

* **Dr. Rudolf Sperling gestorben.** Im „Hotel Bellevue" ist heute in ärmlichen Verhältnissen der bekannte Schriftsteller Dr. Rudolf Sperling gestorben. Ein gebürtiger Mecklenburger, kam er in jungen Jahren nach Wien, wo er unter dem Decknamen „Dr. Spätzle" die beiden Schauspiele „Der Kampf um Byzanz" und „Nausikaa" veröffentlichte. Bekannt wurden auch seine „Lieder eines einsamen Spatzen". Ueberdies war er ein in weiten Kreisen unter dem Namen „Rätseldoktor" durch zahlreiche Rösselsprünge bekannt, die in verschiedenen Blättern erschienen. In Zürich hatte er seinerzeit Architektur studiert, wie er überhaupt ein Mann von universeller Bildung gewesen ist. Seit zwei Jahren war Dr. Sperling Witwer. Seine Frau ist die Tochter eines Berliner Hofpredigers gewesen.

Neues Wiener Tagblatt

5. II. 1917

* (Tod des Schriftstellers Dr. Rudolf Sperling.) Der bekannte Rätselredakteur und Schriftsteller Dr. Rudolf Sperling, dessen Pseudonym Spätzlein in allen belletristischen Zeitschriften Oesterreichs und Deutschlands zu finden war, ist gestern in hohem Alter einsam und in ärmlichen Verhältnissen im Hotel Bellevue gestorben. Doktor Sperling stand ganz allein und ohne Verwandte in der Welt. Geboren im Jahre 1832 in Wrankenhagen in Mecklenburg, war er mit der Tochter eines Schweriner Hofpredigers vermählt. Seit vielen Jahren verwitwet, stand er einsam in der Welt. Er hat zuerst Philologie, dann Architektur in Berlin und Zürich und schließlich Aesthetik und Literatur studiert. Seit 55 Jahren lebte er in Wien und kam dann als Erzieher zu einer Adelsfamilie nach Steiermark. Wieder nach Wien zurückgekehrt, war er hier Mitarbeiter verschiedener Tagesblätter und belletristischer Zeitschriften. Namentlich seine kunstreichen Rösselsprünge fanden lebhaften Anklang bei Rätselfreunden. Er hat auch eine Anzahl von Dramen geschrieben, die wiederholt aufgeführt wurden. In Buchform erschienen „Nausikaa", „Der Kampf um Byzanz", „Fein kombiniert" und auch ein Drama „Vor 3000 Jahren". Seine vielen Gedichte hat er unter dem Titel „Lieder eines einsamen Spatzen" gesammelt veröffentlicht. Trotz seiner emsigen Tätigkeit und seiner hervorragenden Begabung hat es Dr. Sperling niemals zu einer einigermaßen behaglichen Existenz zu bringen vermocht.

Fremdenblatt
5./II. 1918

Die Zensur und die Wiener Presse.

Der Vorstand des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" sah sich neuerlich veranlaßt, die Regierung auf die unerträglichen Zensurverhältnisse zu lenken, die im Wiener Zeitungswesen herrschen. In je einer an den Ministerpräsidenten Dr. v. Seidler und an den Minister des Innern Grafen Toggenburg gerichteten Eingabe wird ausgeführt:

„Nach wie vor gibt es keine Einschränkung der Zensur auf den Stoffkreis, innerhalb dessen man sie als Kriegsnotwendigkeit immerhin tolerieren könnte: auf den Kreis der militärischen und außenpolitischen Angelegenheiten. Nach wie vor werden alle Teile des öffentlichen Lebens, alle Rubriken der Zeitungsberichterstattung einer schrankenlosen Verbotsmanie preisgegeben, die im Verbieten sich schon darum nie genug tun kann, weil der Zensurbeamte leichter die Verantwortung für zehn Striche zu viel als für einen zu wenig trägt.

Die Wiener Journalistik, in deren Vertretung hier die „Concordia" das Wort führt, erfüllt die Aufgaben, die ihr der Krieg stellt, mit der größten Gewissenhaftigkeit und legt sich mit freiwilligem Takt die Beschränkungen auf, die in so schwerer Zeit durch das Staatsinteresse geboten sind. Um so entschiedener muß sie sich gegen eine behördliche Bevormundungssucht wenden, die das Nachrichtenmaterial zuschneidet und die Art der Verarbeitung vorschreiben will, als ob sie es mit einer geistig rückständigen und moralisch minderwertigen Presse zu tun hätte. Wir sind der Meinung, daß wir Journalisten in Wien seitens unserer Regierung dasselbe Vertrauen und Entgegenkommen verdienen, das unsere reichsdeutschen Kollegen bei allen hohen Aemtern Deutschlands zu finden gewohnt sind. Wir nehmen für Wien dieselbe Meinungsfreiheit und dasselbe Recht auf freie Kritik in Anspruch, wie sie in Berlin — unter der Herrschaft des preußischen „Militarismus" — für selbstverständlich gelten. Aus diesem Grunde müssen wir aber auch für Wien den gleich vertrauensvollen Verkehr zwischen Amt und Presse fordern, wie es sich in Berlin während des Krieges nutzbringend eingebürgert hat. Wir wollen nicht von subalternen Organen der Verwaltung Weisungen und Verbote entgegennehmen, deren Grund und Zweck uns unbekannt bleiben."

Hienach wird gebeten, den Vertretern der „Concordia" Gelegenheit zu näherer Aussprache über die in der Eingabe angeregten Fragen und zur Präzisierung der notwendigen Reformen zu geben.

Besprechung im Ministerratspräsidium.

Dieser Bitte der „Concordia" wurde Folge gegeben. Montag den 4. d. fand im Ministerratspräsidium eine Besprechung statt, an der der Ministerpräsident Dr. von Seidler, der Minister des Innern Graf Toggenburg, Sektionschef Dr. Pinschof, Sektionschef Swoboda und Sektionsrat Freiherr v. Ruber, sowie die Vertreter der „Concordia" teilnahmen.

Es kam zu einer offenen und gründlichen Erörterung aller Zensurbeschwerden der Wiener Presse. Der Ministerpräsident und der Minister des Innern anerkannten die Berechtigung der vorgebrachten Reformwünsche und stellten gewisse Verbesserungen in Aussicht, die so rasch als nur möglich in praktische Geltung treten sollen.

Reichspost
6. II. 1917

Schriftsteller Dr. Psenner gestorben.

Ein Veteran der christlichsozialen Bewegung ist heimgegangen! Der alte Dr. Ludwig Psenner, der an der Wiege der Partei gestanden und ihr mit Wort und Schrift unermüdlich gedient hat, ist nicht mehr. Ein Mann, reich an Verdiensten um die Verbreitung der christlichsozialen Reformgedanken in der Bevölkerung, einer, der immer nur an die Ideen und nicht an die Personen, immer nur an das Wohl der Gesamtheit und so wenig an sich selber dachte, daß er in den ärmlichsten Verhältnissen lebte, die sich während der teuren Kriegszeiten, für welche die ihm von der Gemeinde Wien 1911 bewilligte Ehrenpension von 2400 Kronen natürlich nicht langten, bis zur bittersten Not steigerten. Den Geist dieses innerlich knorrigen Mannes, der in unscheinbarer Körperhülle eine wahrhaft große Seele trug, vermochten widrige Verhältnisse niemals zu beugen; er blieb wetterhart, wie eine deutsche Eiche, treu seinen Idealen bis in den Tod. Das große Sterben des Weltkrieges, welcher Dr. Psenner als die von ihm längst vorhergesehene und zahllose Male vorausgesagte Katastrophe der materialistisch-kapitalistischen, widerchristlichen Weltunordnung erschien, forderte auch vom guten alten Dr. Psenner das Opfer seines Lebens. Die christlichsoziale Bewegung verliert an ihm nicht nur ihren Patriarchen, sondern auch den Mann, der zuerst es versuchte, ihre Bestrebungen programmatisch zu formulieren, die vielgestaltige, vom raschen Flusse der Ereignisse diktierte Praxis theoretisch zu begründen und zu vertiefen, als Lehre zu fassen. Viel verbreitet wurden, besonders in den Anfängen der Bewegung, von seinen verschiedenen, noch immer aktuellen und höchst lesenswerten Schriften das „Christlichsoziale Programm", die „Rettung aus dem sozialen Elend", „Der Kernpunkt der sozialen Frage", „Sittlichkeit und soziale Frage", „Die christliche Weltanschauung", „Der Staat der Zukunft", „Die christliche Volkswirtschaftslehre". Die Schriften Dr. Psenners bildeten ehemals, wir denken dabei besonders an die Versammlungen der 90er Jahre, eine Hauptwaffe der christlichsozialen Werbearbeit. Und als bei der ersten Bewerbung des damaligen Magistratssekretärs Dr. Weiskirchner im Bezirk Alsergrund um ein Reichsratsmandat sein liberaler („sozialpolitischer") Gegenkandidat Universitätsprofessor Doktor v. Philippovich gelegentlich einer gegenseitigen Aussprache in einer Versammlung zum Geständnis gebracht wurde, daß er, der Führer der liberalen „Sozialpolitiker", nicht einmal die christlichsozialen Programmschriften Dr. Psenners kenne, da war sein Urteil schon gesprochen; er fiel gegen den christlichsozialen Bewerber „glänzend" durch. Der verkörperte Idealismus und als solcher unpraktisch, verstand es Dr. Psenner nicht, sich aus seiner reichen Schriftstellerei ein entsprechendes Einkommen zu sichern. Auch als Redakteur wirkte er durch Jahre bei dem von ihm herausgegebenen Wochenblatt „Oesterreichischer Volksfreund", wo er den Kampf für die christlichsozialen Grundsätze gegen den damals allmächtigen und höchst unduldsamen und gewalttätigen Liberalismus mit einer Unerschrockenheit führte, die Aufsehen machte. Als Präsident des „Christlichsozialen Vereines", dieses einstigen Mittelpunkts aller zielbewußten christlichsozialen Werbe- und Aufklärungsarbeit, entfaltete er eine überaus rührige Propaganda in Wien und Niederösterreich, aber gelegentlich auch in anderen Kronländern. Dr. Psenner war ein wirkungsvoller, schlagfertiger Redner mit einer mächtigen Stimme, die der Gestalt des kleinen schwächlich gebauten Männleins seltsam widersprach. In den damals noch häufigen Versammlungspolemiken mit den politischen Gegnern überschritt er bei aller sachlicher Schärfe nie die Grenzen parlamentarischer Form.

Nach dem Heimgange des Professors Schlesinger, dem er in manchen persönlichen Zügen ähnelte, meldete Dr. Psenner bei der Partei seine Bewerbung um das Reichsratsmandat seines Wohnbezirkes Josefstadt an, aber das Bezirkswahlkomitee entschied sich unter den vielen angemeldeten Bewerbern für Doktor Heilinger, der das Mandat bis auf den heutigen Tag innehat; heute besteht wohl kein Zweifel mehr darüber, daß das Mandat bei Dr. Psenner in verläßlicherer, parteitreuerer Hand gewesen wäre. Wie Professor Schlesinger, hatte sich auch Dr. Psenner erst in seinem späteren Leben nach heftigen inneren Kämpfen zur christlichen Weltanschauung durchgerungen; seine Schriften zeigen auf vielen Seiten die Spuren dieses Ringens. Die Jüngeren kennen ihn nur mehr als Mann von kindlicher Frömmigkeit. — Den gebürtigen Tiroler konnte Doktor Psenner bis in sein höchstes Alter nicht verleugnen; seine Sprache verriet ihn bei den ersten Sätzen. Er war im Jahre 1834 in Bozen geboren und promovierte im Jahre 1861 in Innsbruck sub auspiciis zum Dr. der Rechte. Er war zuerst Konzeptspraktikant bei der Statthalterei, aber sein unbändiger Drang nach Ellbogenfreiheit ließ ihn bald einen freien Beruf suchen. Er wurde volkswirtschaftlicher Schriftsteller, betätigte sich als Photograph und in verschiedenen Berufszweig bis ihn die christlichsoziale Volksbewegung erfaßte, der er sich mit ganzer Seele anschloß und sein ganzes ferneres Leben widmete. Als die Christlichsozialen die Mehrheit im Gemeinderate erhalten hatten, übernahm er einen Pachtteil des seither aufgelassenen „Franziskanerkellers", der dadurch zu einem Parteiwirtshaus wurde. Im Jahre 1904 wurde ihm das Bürgerrecht von Wien mit Nachsicht der Taxen verliehen und mit Gemeinderatsbeschluß vom 1. September 1911 wurde ihm eine lebenslängliche Ehrenpension in Würdigung seines publizistischen und gemeinnützigen Wirkens zuerkannt. Ehre dem Andenken dieses Edeln!

Neue Freie Presse

6/II. 1917

Moritz Neuda.

Wien, 5. Februar.

Mit aufrichtiger und herzlicher Betrübnis machen wir unseren Lesern die Mitteilung, daß unser lieber Freund und Kollege Moritz Neuda gestern nacht gestorben ist. Mehr als vierzig Jahre hindurch hat Neuda unser Blatt im Gerichtssaale vertreten. Als er zum erstenmal auf der Berichterstatterbank des Schwurgerichtssaales Platz nahm, da hatte die moderne Strafgesetzgebung in Oesterreich kaum erst die Kinderschuhe ausgetreten. Die Institution der Schwurgerichte war noch neu und schier unerprobt, und die reaktionären Gegner jeden Fortschrittes auf dem Gebiete des Rechtswesens lauerten mit Schadenfreude darauf, daß sich die österreichische Oeffentlichkeit für diese umstürzende Reform unreif erweisen solle. Das war die Zeit, in der im Abgeordnetenhause ein klerikaler Redner die Geschwornengerichte einen Apparat nannte, von dem sich jeder redliche Mensch mit Unmut abwenden müsse, und einer seiner Gesinnungsgenossen die Schwäche des Volksgerichtes mit dem Satze begründen wollte, daß der Berufsrichter wie der Soldat ins Feuer gehen müsse, der Bürger aber naturgemäß jedem Terrorismus, sei er politisch oder national oder konfessionell, weiche.

Neuda hat in seinem Wirkungskreise zeitlebens durch die beispielgebende Art seiner Berichterstattung einen Kronzeugen für den reichen Segen der Oeffentlichkeit des strafgerichtlichen Verfahrens gestellt und hat redlich dazu beigetragen, die Hoffnung Julius Glasers zu erfüllen, daß eine freie und unparteiliche Berichterstattung die Fehler, die das Geschwornengericht in einem einzelnen Falle begehen könne, klar aufzeigen werde, was für den Rechtszustand ersprießlicher sei als der Mantel des Amtsgeheimnisses und das freiwillige Geheimnis des Beratungszimmers. Neuda war die große Kunst eigen, ohne ungebührliche Vordrängung des subjektiven Moments jeden einzelnen Fall, über den er zu berichten hatte, aus der verwirrenden Fülle nebensächlichen Zufallsumstände herauszuschälen und ihn in seiner allgemein-menschlichen Bedeutung darzustellen. Seine Gerichtssaalberichte lasen sich wie die Resümees eines weisen und gütigen Richters, dessen natürliche Empörung über Schuld und Frevel niemals das menschliche Verständnis und die Anteilnahme für den zu Fall gekommenen Menschenbruder auszulöschen vermochte.

Neuda hat unter den Augen von Generationen von Richtern, Staatsanwälten und Verteidigern seiner Berichterstatterpflicht genügt. Es war der schönste Lohn seiner Berufstätigkeit, daß in diesen fachlich und sachlich berufenen Kreisen ihm die uneingeschränkte Anerkennung seiner strengen und gerechten Pflichterfüllung, seiner Unparteilichkeit und Unvoreingenommenheit zuteil wurde. Glühende Berufsliebe und ein tiefschürfendes Interesse, namentlich für psychologische und soziale Begleiterscheinungen, die sich so oft im Gerichtssaal dem eindringlichen Blick des sachkundigen Beschauers offenbaren, waren ihm eigen. Seine hohe Auffassung von dem Beruf, dem er sein Leben gewidmet hatte, brachte es mit sich, daß dieser grundgütige, warmherzige und mitleidsvolle Mann sich selbst und seinem journalistischen Schaffen gegenüber der strengste, der unerbittlichste Richter war. Wir sehen ihn heute vor uns, wie er in langen Winternächten über den Schreibtisch gebeugt dasaß, immer wieder feilte und änderte, jede Zeile, die er niedergeschrieben hatte, noch einmal überlas, ob die gewählten Worte auch ganz und restlos den Gedanken zum Ausdruck brächten.

Neuda hat sich bis in sein Greisenalter jugendliche Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit zu wahren verstanden. Er ist zeitlebens ein Idealist gewesen und hat sich mit Stolz einen solchen genannt. Keine Enttäuschung konnte ihm den innigen Kinderglauben an den endlichen Sieg des Guten rauben. Mit der „Neuen Freien Presse", der er sein ganzes journalistisches Dasein geweiht hatte, war er unzertrennlich verbunden. Alle, die mit ihm in beruflichen Verkehr gelangten, rühmten seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine stetige Dienstbereitschaft. Er hat im Laufe seiner Jahrzehnte umfassenden Berufspraxis bescheidene Auskultanten zu einflußreichen Räten und Präsidenten, schüchterne Konzipienten zu berühmten Anwälten emporsteigen gesehen. Der Anfänger und der ans Ziel Gelangte waren ihm gleich, und als die Wiener Anwaltschaft vor wenigen Wochen unserem Kollegen eine solenne Ehrung veranstaltete, da fiel das ebenso ehrende als gerechte Wort, daß Neuda in seiner vierzigjährigen Tätigkeit es immer verstanden hat, allen Parteien gerecht zu werden und damit der Rechtsprechung in Oesterreich unschätzbare Dienste erwiesen habe.

In früheren Jahren hat Neuda sich auch als Theaterkritiker eifrig und gern betätigt. Die Vorzüge, die ihn auch sonst als Journalisten kennzeichneten, hat er auch auf dem Platze des Kunstreferenten nicht verleugnet: Milde und sittlichen Ernst, Verständnisfülle und unantastbare Gerechtigkeit. Moritz Neuda ist 74 Jahre alt geworden. Mustergültig wie sein öffentliches Wirken war auch sein Privatleben. Er führte eine selten glückliche harmonische Ehe. An seiner Bahre trauern die Witwe, die ehemalige hervorragende Opernsängerin und hochgeschätzte Gesangsmeisterin Frau Rosa Neuda-Bernstein, und eine Tochter, die Schriftstellerin Frau Lilly Neuda-Halpern, die Gattin eines angesehenen Kaufmannes. Die Leichenfeier unseres verblichenen Freundes findet Mittwoch um ½11 Uhr vormittags auf dem Zentralfriedhofe statt.

Fremden-Blatt

6. II. 1917

• **(Moritz Neuda gestorben.)** Im Alter von 75 Jahren ist gestern der Altmeister der Wiener Gerichtssaalberichterstattung Moritz Neuda gestorben. Noch vor zwei Wochen war es ihm vergönnt, im intimen Kreise eine Feier zu begehen, die seine Freunde unter den Wiener Verteidigern zu seinen Ehren vorbereitet hatten. Bei dieser schlichten Festlichkeit hat einer der aufrichtigsten Schätzer Neudas, Herr Regierungsrat Dr. Steger, besonders die Rechtlichkeit und Wohlanständigkeit Moritz Neudas gepriesen. Streng rechtlich und wohlanständig in des Wortes bestem Sinne war der Verblichene. Sein durchaus redlicher Charakter duldete keine Zweideutigkeit, kein Zwielicht. Mit geradezu peinlicher Genauigkeit war er auf die Wahrung der Standesehre bedacht und sein persönliches Feingefühl hielt ängstlich auf Würde und Pflichterfüllung. Wie die meisten seiner Kollegen ging Moritz Neuda in seinem Berufe völlig auf, gleich den Besten blieb er auf der Mittellinie, das Schicksal des journalistischen Talents, das in der Kleinarbeit sich erschöpft. Unverdrossen und nie erlahmend hat er während seines ganzen öffentlichen Wirkens sich betätigt. Sein fast ausschließliches Tätigkeitsgebiet war der Gerichtssaal und in diesem wiederum der Strafprozeß. Vierzig Jahre hindurch hat Moritz Neuda für die „Neue Freie Presse" die Berichterstattung über Strafverhandlungen im Wiener Landesgerichte versehen, er war Zeuge all der großen und bedeutenden Ereignisse im Rechtsleben, persönlicher Zeuge des Beginnes der Schwurgerichtsbarkeit. Für ihn war stets die Hauptsache die Psychologie des Falles. Er forschte bei den schier unbedeutendsten Vorkommnissen im Verhandlungssaale nach rein menschlichen Beweggründen, immer bestrebt, den sozialen Strömungen gerecht zu werden, in den kleinen und großen Tragödien des Gerichtssaales die ihnen zu Grunde liegenden persönlichen und politischen Konflikte zu erkennen und bloßzulegen. Solche edle Eigenschaften haben ihm bei Richtern und Anwälten viele Freunde und Schätzer gewonnen und seinen Ruf der Uneigennützigkeit und Pflichttreue fest begründet. Der Verblichene gehörte in seinen jungen Jahren auch der Redaktion des „Fremden-Blatt" an, seine Zeitgenossen von damals sind ihm längst im Tode vorangegangen. Vor fünf Jahren war Moritz Neuda wegen eines Augenleidens in den Ruhestand getreten. Seine Gattin, mit der er in ungetrübter Ehe lebte, und seine einzige Tochter betreuten den journalistischen Veteranen, der in zurückgezogener Beschaulichkeit, umgeben von einer Schar geliebter Enkelkinder, seine Tage verbrachte. Bei dem Liebesmahl der Verteidiger ist ihm ein Lorbeerkranz überreicht worden. Den schönsten Lorbeer hat er sich selbst in seinem arbeitsreichen Leben durch seinen unadeligen, lauteren Charakter geflochten, ein Vorbild und Muster für jüngere Standeskollegen, die den Heimgegangenen in ehrendem Andenken behalten werden.

Neue Freie Presse

7. II. 1919

87

[Anton August Naaff.] Schriftstellerin Luise Hackl schreibt uns: Mit dem Hingange des kürzlich im 68. Lebensjahre verstorbenen Lyrikers und Schriftstellers A. A. Naaff in Wien verliert unsere deutsche Literatur einen hochbegabten Poeten. Seine formschönen, klangreichen Gedichte tragen die Musik schon förmlich in sich, daher sie — manche des öfteren — von fast allen bedeutenden Komponisten wirkungsvoll vertont wurden. Von dem anmutigen Liede „Wenn alle Brünnlein fließen" bestehen nicht weniger als 17 Vertonungen. Seine Poesien, teils im schlichten Tone des Volksliedes gehalten, voll Innigkeit und Zartheit, teils als nationale Gesänge von flammender Begeisterung für die große Sache des deutschen Volkstums zeugend, umfassen sieben Bände. In der Kriegszeit erschienen zeitgemäße Gedichte: „Zwischen den Wettern". Der unselige Ausgang des Krieges warf düstere Schatten auf das eigene Lebenswerk des deutschbewußten Mannes und er verbrachte seine letzte Zeit in tiefer Schwermut. Alles, was er in Dichtung und Tat erstrebt hatte, sah er mit dem Zusammenbruche des Vaterlandes verschüttet. Nach schweren Fiebernächten fand man ihn eines Morgens tot im Bette auf.

Reichspost

7. II. 1917

* **Große Eichertfeier.** Der Reichsbund der christlichen Jugend Oesterreichs (Sekretariat: VII. Kaiserstraße 8) feiert am 11. Februar 1917 um 5 Uhr abends im Sitzungssaale des niederösterreichischen Landtages, I. Herrengasse 13 den 60. Geburtstag des christlichen Streitliederdichters Franz Eichert in überaus festlicher Weise. Der Festprolog stammt von Dr. Rich. v. Kralik. Die Festrede hält Herr Regierungsrat Doktor Rudolf Hornich. Am Vortragstische erscheinen päpstlicher Geheimkämmerer Jakob Schreiner und Redakteur Hans Brecka. Vertonte Lieder Eicherts (von Math. v. Kralik und Vinzenz Goller) wird Chor und Kapelle des katholischen Jünglingsvereines „Maria Hilf" unter Leitung seines Direktors Dominikus J. Peterlini zum Vortrage bringen. Herr Prof. Franz Joch wird selbst vertonte Lieder aus des Dichters „Alpenglühen" vortragen. Den von Math. v. Kralik komponierten Eichert-Festmarsch bringt Hochwürden P. Adalbert Oberhauser O. S. B. am Klavier zum Vortrage. Aus dem gleichen Anlasse gibt der Reichsbund eine Festschrift heraus. Inhalt: Der Festprolog Richard v. Kraliks, eine biographische Skizze von P. A. Innerkofler und eine kleine Auswahl aus den Werken Eicherts von P. Harrasser zusammengestellt. Karten à 4.—, 3.— und 2.— Kronen (samt Festschrift, Programm und Garderobe) sind im Sekretariat zu haben. Der Reichsbund ladet hiemit alle Freunde des Dichters zu dieser Feier ein, damit sich diese zu einer würdigen Ehren- und Dankeskundgebung gestalte.

Österr. Volkszeitung
8./II. 1917

* **Albert Gustav Roncourt.** Morgen, 9. d., begeht der Wiener Schriftsteller und Redakteur Albert Gustav Roncourt in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar entstammt einer Beamtenfamilie in Graz. Nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums besuchte er die Wiener Universität und wurde dann Instruktor im Hause des Generaldirektors Dumba. Ein gediegener Artikel fachtechnischen Inhaltes, den er der alten „Presse" eingeschickt hatte, fand sowohl bei der Publizistik wie in Leserkreisen solchen Anklang, daß er sich der Journalistenlaufbahn widmete. Er lebte sich rasch ein und bildete mit zwei Kollegen die Weltausstellungsredaktion der „Presse", die beim „Bären" im Prater ihren Sitz hatte. 1877 ging er als Vertreter der Wiener Blätter zur Weltausstellung nach Philadelphia und kehrte reich an Eindrücken und journalistischer Erfahrung nach Wien zurück, wo er längere Zeit als Parlamentsberichterstatter im „Schmerlingtheater" fungierte. Im Jahre 1887 übernahm er den „Gerichtssaal" bei der „Wiener Allgemeinen Zeitung". Vier Jahre später trat Roncourt in den Verband der „Oesterreichischen Volks-Zeitung". Später wurde er Theater- und Musikreferent im „Neuigkeits-Weltblatt", welche Stellung er noch heute bekleidet. Umfassendes Wissen, fabelhaftes Gedächtnis, glänzender Stil und Klarheit der Gedanken zeichnen seine journalistischen Arbeiten aus, die ihn mit seinen persönlichen Eigenschaften, der Lauterkeit des Charakters und seinem altösterreichischen Empfinden zu einer Zierde seines Standes machen. Roncourt ist seit Dezennien Mitglied der Concordia und erfreut sich im Kreise seiner Kollegen der allerwärmsten Sympathien. Aus seinem alten Freundeskreis ist die „Igelrunde" in der Naglergasse (Pilsnerhaus Perschill) hervorgegangen, die schon im „Winterbierhaus" bestand und stolz auf ihren Senior ist, dem zu Ehren sie heute einen Festabend veranstaltet. Auch wir entbieten unserem ehemaligen Redaktionskollegen die herzlichsten Grüße mit dem Wunsche, er möge sich noch recht lange der besten Gesundheit erfreuen.

Vossische Zeitung

8/II. 1917

90

K. K. Bezirksschulrat Wien.

Grillparzers Erneuerung.

Von

Emil Ludwig,

Berichterstatter der „Vossischen Zeitung".

* **Wien,** im Februar.

Hundert Jahre nach seiner ersten Aufführung erscheint Grillparzer wieder cyklisch im Burgtheater, und mit der vollen Andacht, die er in Deutschland selten erzeugte, wird er von überfüllten Häusern aufgenommen. Neu einstudiert wurde dieser Tage „Das goldene Vließ" gegeben, und wie man die Trilogie an zwei einander folgenden Abenden hören konnte, verschwand mit der sonstigen dramatischen Isolierung die Unverständlichkeit des dritten Teiles, zugleich aber wurden die Schwächen der beiden ersten deutlicher. Klarer als vor hundert Jahren, da man mit befremdeter Anerkennung diese Stücke zum ersten Male sah, sind heute die Gründe erkennbar, warum demselben Dichter desselben Stoffes zur selben Zeit nur eins voll gelang. Weniger Dramatiker als Schiller, der jeden Mythos oder Vorfall bei erster Formung gleich mit sicherer Hand erfaßte, konnte der nachdenklichere, minder handgreifliche Grillparzer das Seelendrama der Medea, das ihm in seinen Linien von alten und neuen Dichtern vorgezeichnet war, seiner Durchdringung ruhiger entgegentragen, als das Tatendrama des Abenteurers Jason, das überdies bis dahin umgestaltet war und auch an sich notwendig epischer werden mußte. Aber der geheimste Grund für jene größere Kälte und Fremdheit, die von den „Argonauten" herweht, mag doch in der spezifisch dunklen, vornehmlich auf Schicksal und auf Abstieg gerichteten Art dieses Dichters liegen, dem die metallene Helle des Eroberers Jason nicht lag. Selbst der Zauber dieses Vließes wird nirgend zwingend, wenn es als Symbol des Glückes glänzen sollte und der Macht; erst, wo es Fluch bedeutet, wird, genisch und sprachlich, dieses Gold mächtig, umgekehrt wie bei Wagners goldenem Ring. Indem die Urstimmung dieses Dichters auf vier und fünf Akte deutet, mußte ihm besonders der dritte Teil gelingen, „Medea", der ja von Beginn ein abrollendes Schicksal darstellt. So folgen jenen heut schwer erträglichen, peinlich naiven Arien und Duos von Werbung und Liebe dann, von der Mitte des zweiten Teiles ab und während des ganzen dritten, fernab donnernde Rhapsodien von Rache, Haß, Verzweiflung. Damit hängt enge die sprachliche Kunst zusammen, mit der der Dichter wohl das komplizierte Fühlen und Denken der verbrechenden Medea, keineswegs aber die primitive Wildheit der Urmenschen von Kolchis bezwang, wie das Kleist wiederholt gelungen ist. Hier muß die Intellektualität befremden, mit der Grillparzer die Kolcher noch ungerechter belastet, als Hebbel es dogmatisierend seiner Rhodope zugemutet hat. Mit der Dichtung erhob sich von einem Teil zum andern die erneuerte Darstellung. „Der Gastfreund", der einaktige erste Teil, der ermüdend zeigt, was im zweiten mit wenig Versen exponiert werden konnte, litt unter einem unzulänglichen Rhythmus und opernhaften Chören, zugleich aber ließ diese wilde, dunkle, geheimnisreiche Landschaft auf wertvolle Szenerien hoffen, mit denen in der Folge der sehr fähige Herr Holz durch Stil und Geschmack überraschte. Nur hätte die Aehnlichkeit des Beginnes der beiden ersten Teile durch Wiederholung der ersten Dekoration vielleicht nicht noch betont werden sollen; auch riß die Pause in den Argonauten zwei unmittelbar verbundene Bilder dieser Folge auseinander, in der ein epischer Stoff durch dramatische Kontraktionen belebt werden soll. Schön war „Medea" dekoriert, besonders die Bergschlucht am Ende und zuvor diese kahle, leere Säulenhalle, in der zwei hassende, kämpfende Gatten einsam und kalt in die Luft ragten; nur der Opferzug zu Anfang schien peinlich, und Vasen auf Säulen im griechischen Peristil waren nicht stilgerecht.

Von den drei Rollen, die die Trilogie durchziehen, blieben zwei in denselben Händen: Medeas Amme in der stark umrissenen Formung der Maria Mayer, und Jason, den Gerasch mit der Vertiefung der Dichtung schrittweise von der Mitte des zweiten durch den dritten Teil wirksam gestaltete. Medea selbst wird leider nicht mehr von derselben Künstlerin durchgespielt, wie das die Wolter unter Laube tat. Findet man sich aber damit ab, daß heut und morgen zwei verschiedene Frauen dieselbe Frau darstellen, so muß man beide laut rühmen. Mit großem Gelingen war Frau Medelsky die wilde Jägerin, nun schreckte sie zusammen, nun senkte sich Stimme und Haupt und sie ist Priesterin geworden, hold und unhold, gleich schön im Lockenwirbel des Beginnes wie in der kreidebleichen Szene vor der Drachenhöhle. Weniger behende, dunkler und gebannter, schwerer und dämonischer gab Frau Bleibtreu die Verlassene und Rächende. Nur, wie sie etwa im vierten Akte mit einem Tiersprung auf den Zauberkasten zustürzte, schien diese Medea den Gestus jener aufzunehmen. Erstaunlich war vor allem an ihr der Verzicht auf jeden violetten Schrei, auf jedes moderne hektische Umspringen in Stimmung und Stimme. Sie schien vielmehr auf einem dunklen Gefühle zu lagern, das ihr edler Alt von der Klage zur Anklage emportrug, zu Fluch und Mord steigerte und zur Sühne herabtrug. Dazwischen fielen ihre großen stummen Gesten: wie sie im Anfang des 3. Aktes in grünem Kittel mit hängendem Kopf an der Säule stand; wie sie nach dem Mord an den Kindern das rote Tuch um die Schulter schlug; wie sie am Schlusse langsam auf ihrer Brust das goldene Vließ enthüllte. — Oben saß in seiner Loge Graf R. und blickte hinüber. Vielleicht dachte er des Goldenen Vließes, das er gestern, vor seinem kaiserlichen Herrn, am Halse getragen hatte.

Neues Wiener Tagblatt
8/10. 1917

* (Albert Gustav Roncourt.) Morgen begeht der Wiener Musikschriftsteller und Redakteur Albert Gustav Roncourt in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar entstammt einer Beamtenfamilie in Graz, wo er am 9. Februar 1847 geboren wurde. Nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums besuchte er die Wiener Universität und wurde dann Instruktor im Hause des Generaldirektors Dumba. Ein gediegener Artikel fachtechnischen Inhalts, den er der alten „Presse" eingeschickt hatte, fand sowohl bei der Publizistik wie in Leserkreisen solchen Anklang, daß er sich der Journalistenlaufbahn widmete. Er lebte sich rasch ein und bildete mit zwei Kollegen die Weltausstellungsredaktion der „Presse", die beim „Bären" im Prater ihren Sitz hatte. 1877 ging er als Vertreter dreier Wiener Blätter zur Weltausstellung nach Philadelphia und kehrte, reich an Eindrücken und journalistischen Erfahrungen, nach Wien zurück, wo er längere Zeit als Parlamentsberichterstatter im „Schmerlingtheater" fungierte. Im Jahre 1887 übernahm er den „Gerichtssaal" bei der „Wiener Allgemeinen Zeitung", trat vier Jahre später in den Verband der „Oesterreichischen Volkszeitung" und übernahm dann das Theater- und Musikreferat im „Neuigkeits-Weltblatt", in welcher Eigenschaft er heute noch tätig ist. Neben dem Burgtheater und der Hofoper hatte der bühnenkundige und literarisch hochgebildete Mann längere Zeit das Referat über das Volkstheater, dessen wohlmeinender Freund er bis zum heutigen Tage ist. Umfassendes Wissen, fabelhaftes Gedächtnis, glänzender Stil und Klarheit der Gedanken zeichnen seine journalistischen Arbeiten aus, die ihn im Verein mit seinen persönlichen Eigenschaften, der Lauterkeit des Charakters und seinem echt österreichischen Empfinden zu einer Zierde seines Standes machen. Roncourt ist seit Dezennien Mitglied der Concordia und erfreut sich im Kreise seiner Kollegen der allerwärmsten Sympathien. Aus dem alten Freundeskreis ist die „Igelrunde" in der Naglergasse (Pilsnerhaus Perschill) hervorgegangen, die schon im „Winterbierhaus" bestand und stolz auf ihren Senior ist, dem zu Ehren sie heute einen Festabend im Klubzimmer der Pilsenetzer Bierhalle gibt.

Österr. Volkszeitung
8/II. 1917

* **Moritz Reudas Leichenbegängnis.** Unter zahlreicher Beteiligung aus den Kreisen der Berufsgenossen und der Anwaltschaft wurde gestern der Redakteur der „Neuen Freien Presse" Moritz Neuda von der Zeremonienhalle des Zentralfriedhofes aus zu Grabe getragen. Es waren erschienen: in Vertretung des erkrankten Präsidenten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" Vorstandsmitglied Julius Stern mit den Mitgliedern der Verwaltung, eine Abordnung der Redaktion und der Administration sowie des technischen Personals der „Neuen Freien Presse", viele Advokaten, Schriftsteller und Journalisten ꝛc. Namens der „Neuen Freien Presse" nahm Redakteur Dr. Julian Sternberg von dem Dahingeschiedenen, dessen treffliche Charaktereigenschaften er würdigte, in herzlichen Worten Abschied und schloß: In die Geschichte der Entwicklung des österreichischen Rechtslebens hast Du leserlich für jeden, der die Fähigkeit und den guten Willen dazu besitzt, Deinen Namen eingetragen. Uns aber, die wir Dir im Leben näher gestanden sind, bist Du mehr gewesen. Wir verehren in Dir ein Vorbild an Pflichteifer, an sittlichem Ernst und verständnisvoller nachsichtiger Güte. Du bist auch im Alter jung geblieben, glühend vor Begeisterung für alles Gute und ein unerschrockener wehrhafter Kämpfer gegen Niedertracht und Gemeinheit. Der Gemeinplatz der Alten, daß über den Toten nur Gutes gesprochen werden solle, hat an diesem Sarge keine Geltung. Denn auch wo der Name des Lebenden genannt wurde, heftete sich nur Freundschaft an seinen Klang und Verehrung. Moritz Neuda hatte keinen Feind und keinen Neider." Hierauf hielt Vorstandsmitglied Julius Stern namens des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" dem Verblichenen einen Nachruf, in dem er dessen Verdienste um die Wahrung der Interessen des Standes rühmte und sagte: „So wie Du die Rechte unseres Berufes zu wahren verstandest, so tratest Du auch als beredter, als strenger Anwalt der Pflichten unseres Standes und jedes seiner Angehörigen auf. Es sei Dir nicht vergessen, mit welcher Liebe Du bei der Sache warst, wenn es galt, bedürftigen Berufsgenossen oder deren Witwen und Waisen beizustehen. Dein Beruf hatte Dich in den Gerichtssaal geführt, an jene Stätte, da wie in einem Sezierſaal die bösen Triebe bloßgelegt werden. Aber Deine Menschenliebe hat durch all das Häßliche, das Du gesehen, nicht gelitten. Und all die bitteren Empfindungen, die in Dir wogen mochten, sie klärten sich auf der Warte Deiner Betrachtungen zu tiefem Mitleid ab mit den Opfern ihrer selbst, mit den Opfern der Gesellschaft. So lange Hingebung und Lauterkeit in der Berufserfüllung unter uns geschätzt sind, so lange wird Dein Name in unserem Kreise fortleben!" — Nun wurde der Sarg zur letzten Ruhestätte getragen.

9. Nov. 1917

93

— **Vorlesung Georg Teramare.** Der junge Wiener Dichter Georg Teramare las unlängst im kleinen Konzerthaussaal aus eigenen Dichtungen vor. Man hörte Szenen aus „Mutter Maria", Stellen aus dem Roman „Das Mädchen von Domremy" und „Tourainer Balladen". Viel Phantasie ist hier am Werke und sprachliche Gestaltungskunst ist oft zu achtunggebietender Höhe entwickelt. Fast allen diesen Dichtungen aber fehlt letzte Klarheit und nicht ohne Bedauern merkt man wieder einmal, daß manches Zuviel ein Zuwenig ist. Dies mag auch der Grund sein, aus dem sich die Wertschätzung für das Können Georg Teramares doch zumeist auf Literatenkreise beschränkt, während diesem Dichter ein weiter, volkstümlicher Leserkreis bisher versagt geblieben ist. — Teramare ist seinen eigenen Dichtungen ein glücklicher Interpret und erntete für seine Vorlesung vielen Beifall.

Fremdenblatt Abendbl.
9./II. 1917

(Vortragsabend Wilhelm Klitsch.) Es wäre interessant, berechnen zu können, wer kürzlich mehr Kraft aufwendete: die Lungen des Deutschen Volkstheater-Helden oder die Hände der achthundert Backfische, die den mittleren Konzerthaussaal füllten. Jedenfalls gab es einen außergewöhnlich lauten Abend. Klitsch ist am Vortragspult in seinem Element. Da rauschen Wortkaskaden, orgelt edles Pathos, grellt die polterndste Blechmusik, säuseln die leisesten Stimmungen, im zärtlichsten Pianissimo hinausgesprochen in den vollen Saal, der sich nicht darum kümmert, ob die Betonung richtig oder falsch ist, ob der Sprecher den Sinn der Dichtung ausgeschöpft oder nicht... Der nur Worte klingen und singen hören will. Da gab es echtes, in gewundenen Flammen aufflackerndes Feuer, weißglühendes Metall, aber auch Leuchtraketen und bengalisches Feuerwerk... Am besten gelang dem Sprecher, der alle Dichtungen aus dem Gedächtnis frei vortrug, die innige Sehnsucht in Schillers gleichlautendem Poem. „Der Handschuh" hingegen war wohl mehr als Karikatur gedacht. In formschöner Wirkung erklangen auch Goethes „Amor als Landschaftsmaler", Platens „Das Grab im Busento" und Bürgers „Lenore". In einige moderne Dichtungen, besonders in Petzolds „Die Erde und der Krieg", und in einer handschriftlichen Dichtung Ginzkeys: „Wohl um die neunte Stunde" legte der Vortragende reichen Stimmungsgehalt und tiefe Empfindung. Dem Beifall, der nach jedem Gedicht und am Schlusse des Vortrages den Saal durchtoste, den zu verstehen und zu schildern müßte einem Psychiater überlassen werden. Die Platzanweiser und der Kommissär hatten reichlich zu tun, Klitsch vor dem Erdrücktwerden und dem Erstickungstod in Blumen zu behüten. e. h.

Österr. Volkszeitung

10./II. 1917 95

Roncourtfeier. Die am 8. d. zu Ehren des 70. Geburtstages des Schriftstellers Albert Roncourt von der „Igelgesellschaft“ veranstaltete Geburtstagsfeier nahm einen glänzenden Verlauf. Das Klubzimmer der Pilsenetzer Bierhalle konnte die zahlreich erschienenen Festgäste kaum fassen. Neben dem Jubilar saßen an der Ehrentafel unter anderen der Direktor des Wolffschen Bureaus Dr. Mantler aus Berlin, Polizeipräsident Baron Gorup, Feldmarschalleutnante Blenesi und Kohler, Vorstandsstellvertreter Münz vom Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia“, Chefredakteur Kirsch, Waldmeister Prinz vom Stift Zwettl, Kapitän Baier, die Majore Abele und Ullreich aus dem Felde, Gemeinderat Philp, Sektionsrat Györi, Regierungsrat Schandera, die Maler Engelhardt, Kaufmann und Veit, Bildhauer Cassin, Hofburgschauspieler Devrient und Reimers und andere. Hofrat Tischini begrüßte die Festversammlung und richtete an den Jubilar herzliche Worte, die allgemeinen Beifall fanden.

Kapitän Baier überbrachte die Glückwünsche der im Felde stehenden Offiziere aus der Gesellschaft, Gemeinderat Philp verlas ein Glückwunschschreiben des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner, Vorstandstellvertreter Münz gratulierte im Namen der Concordia, kais. Rat Kirsch namens der Redaktionskollegen, Dr. Mantler für die reichsdeutschen Freunde der Gesellschaft, Vorstand Muck für den Verein der Steirer in Wien. Nachdem Hofburgschauspieler Reimers das schwungvolle Festgedicht vom Bezirksschulinspektor Hoffmann vorgetragen hatte, verlas Hofrat Tischini die Zuschriften und Telegramme und überreichte dem Jubilar als Ehrengeschenk der Igelrunde einen antiken Ring. Ebenso hatten sich die Maler und Offiziere der Gesellschaft mit Ehrengaben eingefunden. Der Jubilar dankte für die vielen Beweise treuer Freundschaft, die man ihm auch ferner bewahren möge. Nach dem offiziellen Teil verlas Regierungsrat Schandera die von ihm verfaßte Kneipzeitung, die Heiterkeit hervorrief. Ebenso beifällig wurden die Igelg'stanz'ln von Allram und humoristische Vorträge von kais. Rat Stiebitz, Reimers und Devrient ꝛc. aufgenommen. Es war ein gemütlicher Alt-Wiener Abend, dessen Durchführung in den bewährten Händen der Herren Tischini und Schandera lag.

Österr. Volkszeitung
11. II. 1917

* **Josef Kitir.** Der heimische Dichter Josef Kitir begeht heute, 11. d., seinen 50. Geburtstag. Hauptsächlich Lyriker und als solcher von strengen Kennern hoch eingeschätzt, ist er der großen Menge fast fremd geblieben. Mit seiner Verklärung des Alltäglichsten („Lyrische Radierungen"), besonders aber mit seinen symbolischen Traumgedichten betrat er poetisches Neuland und erhielt für letzteres Werk im Vorjahre einen Preis aus der Fröhlichstiftung. Auch seine Zeitdichtung „Das neue Reich" ist zum Zukunftstraum geworden. Eine Auslese aus seinem Schaffen („Mond am Tag") ist in Vorbereitung.

11. III. 1917 98

* (Sechzigster Geburtstag Friedrich Adlers.) Aus Prag wird uns geschrieben: Dr. Friedrich Adler, der bekannte Prager deutsche Dichter, vollendet am 13. d. sein sechzigstes Lebensjahr. Adler hat sich insbesondere als Lyriker weit über die engere Heimat hinaus einen geachteten Namen geschaffen; seine lyrischen Dichtungen zeichnen sich durch Gedankentiefe und meisterliche Behandlung der Form aus. Nebst lyrischen Gedichten hat er auch einen Band satirischer Sonette unter dem Titel „Vom goldenen Kragen" herausgegeben, in denen er ebenso fein wie treffend seinen Witz an menschlichen Einrichtungen, Schwächen und Kleinlichkeiten übt. Große Erfolge hat Adler auch als Dramatiker errungen. Sein Lustspiel „Zwei Eisen im Feuer", eine freie Bearbeitung nach Calderon, hat sowohl im Wiener Burgtheater (seinerzeit zuerst mit Kainz) als auch auf den meisten großen österreichischen und deutschen Bühnen zahlreiche Aufführungen erlebt. Viel Anerkennung fanden drei Einakter unter dem gemeinsamen Titel „Freiheit". Von seinen späteren Werken ist „Der gläserne Magister" als großangelegte Dichtung hervorzuheben. Vor kurzem hat Adler ein Bändchen „Kriegslyrik" erscheinen lassen, dessen namhafter Reinertrag dem Roten Kreuz zugute kam. Auch als Uebersetzer aus dem Spanischen, Italienischen und Englischen wird er sehr geschätzt. Adler war auch einer der ersten Uebersetzer des tschechischen Dichters Jaroslav Vrchlicky; dieser hat Adlers Dichtung „Pythagoras" ins Tschechische übersetzt und veröffentlicht. In früheren Jahren schrieb Adler Theater- und Kunstberichte für die „Bohemia" und betätigte sich auch als geistvoller Feuilletonist. Einen regen Anteil nimmt er an den schriftstellerischen und journalistischen Standesorganisationen; er gehört seit langen Jahren dem Ausschuß des Vereines deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia" und des Verbandes der deutschen Journalisten in Böhmen an; in dem letzteren Verein ist er derzeit Obmannstellvertreter und Obmann des Pensionsinstituts."

Arbeiterzeitung
14./II. 1917

99

* **Renners „Erneuerung" — verboten ins neutrale Ausland.** Die Preßabteilung des XIX. Armeekorps, stellvertretendes Generalkommando in Leipzig, hat der Wiener Volksbuchhandlung folgendes mitgeteilt: „Die von Ihnen zur Prüfung eingereichte Druckschrift: Dr. Karl Renner, Oesterreichs Erneuerung, ist zur Veröffentlichung freigegeben. Für die Ausfuhr nach dem verbündeten und neutralen Ausland sowie nach dem Generalgouvernement Warschau und Brüssel und dem Gebiet des Oberbefehlshabers Ost ist die Schrift verboten."

Tägliche Rundschau
100
15. II. 1917

Das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn.

Ob man nicht schon zu hoch greift, wenn man behauptet, daß sich im Deutschen Reiche vor dem Weltkrieg — die amtlich dazu Berufenen etwa ausgenommen — höchstens hundert Menschen ernsthaft mit auswärtiger Politik beschäftigt haben? Unter diesen gab es, wie billig, zahlreiche Spezialisten, fast für jede südamerikanische Republik. Verschwindend war aber die Neigung, sich mit der Donaumonarchie zu befassen, dem Lande, mit dem man eine tausendjährige Schicksalsgemeinschaft teilte und mit dem man durch ein Bündnis auf Gedeih und Verderb verbunden war. Das Jahr 1866 hatte die Ehescheidung in einer disharmonischen Ehe bedeutet; der Teil, den die Fesseln am meisten bedrückt hatten, lebte sich jetzt voll aus und wollte an die Vergangenheit nicht erinnert werden. Im übrigen war man ja verbündet, Oesterreich-Ungarn der sicherste Faktor in der deutschen auswärtigen Politik, die zweifelhaften und problematischen Figuren auf diesem Schachbrett hatten viel mehr Anspruch auf Beachtung. Und wenn manches in der Donaumonarchie zu Bedenken Anlaß zu geben schien, war man mit raschem Urteil leicht bei der Hand — auch über die eigenen Stammesgenossen —, wo doch Verstehen und Handanlegen zur Besserung nützlicher gewesen wäre.

Da brach der Weltkrieg aus, in den ersten Monaten standen das Deutsche Reich und Oesterreich allein, und manche Enttäuschung gab wieder Anlaß zu unbilligem Urteil und erstaunten Fragen, die man sich hätte sparen können, wenn man über die Verhältnisse des Nachbarn und Bundesgenossen besser Bescheid gewußt hätte. Bei manchem verständigen Politiker und Publizisten haben diese Erfahrungen den sehr richtigen Entschluß ausgelöst, nun eben Versäumtes nachzuholen und sich mit den politischen und nationalen Verhältnissen an der mittleren Donau eingehender zu beschäftigen. Naumann ist hier mit seinem glänzend geschriebenen, freilich vielfach allzu feuilletonistischen Buche über „Mitteleuropa“ ein guter Anreger gewesen. Er hat jedenfalls Tausende und Tausende gezwungen, zu der Frage irgendwie Stellung zu nehmen. Einer von denen, die sich mit Ernst und Eifer dem Studium unserer Verhältnisse gewidmet haben, ist Dr. Richard Bahr, und eine Frucht seiner bisherigen Bemühungen auf diesem Gebiet liegt in der Schrift: „Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft“ vor mir. Es handelt sich um Aufsätze, die schon in Tagesblättern erschienen und der Ausdruck einer Arbeit sind, die noch reifere Früchte tragen soll. Und gerade deshalb haben diese Aufsätze ihren besonderen Reiz, weil sie in die Werkstatt einen Einblick tun lassen und eine Methode zeigen, die jedermann, der die gleichen Spuren wandeln will, nur wärmstens empfohlen werden kann. Bahr wollte zuerst ein kleines Handbuch über Oesterreich-Ungarn schreiben, in dem alles Wissenswerte über die Monarchie zum Gebrauche des Reichsdeutschen zusammengetragen sein sollte. Aber er erkannte bald nicht nur die Schwierigkeit dieser Aufgabe, sondern auch, wie wenig mit der trockenen Anhäufung des Stoffes hier getan ist, wo es sich um das verwickeltste geschichtliche Gebilde unseres Erdballs handelt. So ging er denn zunächst daran, das Erleben und Erschauen zu der Bücherweisheit zu fügen um schließlich die eigenen Erkenntnisse seinen Lesern anschaulich mitzuteilen. Er ist zweimal bei festlich vorbereiteten Gelegenheiten in Ungarn gewesen, hat einen Empfang der „Waffenbrüderlichen Vereinigung“ in Ofen-Pest mitgemacht und dann eine Journalistenreise durch das Land, die freilich infolge der rumänischen Kriegserklärung jäh abgebrochen werden mußte. Er hat sich durch die bei solchen Gelegenheiten in Ungarn übliche Aufmachung nicht täuschen lassen und einen scharfen Blick hinter die Kulissen getan; gerade so etwas mitgemacht zu haben, gehört mit zu den wertvollsten Beobachtungen, die jenseits der Leitha zu machen sind. Diese Erlebnisse werden dem Verfasser gute Vorarbeit leisten, wenn er sich einmal als unbeaufsichtigter Wanderer in das schöne Land begibt. Ich kenne heute für einen deutschen Politiker und Publizisten kaum eine wichtigere Aufgabe, als die gründliche Kenntnis der ungarischen Verhältnisse; denn je selbständiger Ungarn voraussichtlich in Zukunft in die Politik eingreifen und je wichtiger es sich als Mittelstück des „Berlin—Bagdad-Bundes“ fühlen wird, desto nötiger wird es für Deutschland sein, die Kräfte, die die Politik dieses Landes bestimmen, genau zu kennen.

Was Bahr über die Verhältnisse des Deutschtums in Oesterreich wie in Ungarn sagt, ist meist sehr zutreffend und gut beobachtet; vor allem klingt durch alles ein Ton warmer Anteilnahme und zeugt von jenem Verstehen der deutsch-österreichischen Gefühlswelt, für das er als Balte die günstige Voraussetzung ähnlichen Empfindens in ähnlicher Lage mit sich bringt. Eigenes Erlebnis verschmilzt mit eingehendem Studium, und das Ergebnis beider wird dem Leser in gefälliger Form dargeboten. Ich wünsche dem Schriftchen einen großen Leserkreis und hoffe, daß es nicht der letzte Gruß ist, den der Verfasser zu uns herübersendet, und wir in ihm einen willkommenen Mitarbeiter gewonnen haben, der dauernd um die Aufklärung des Reiches über unsere Verhältnisse bemüht bleiben wird.

Wien. P. Samassa.

Reichspost
15. II. 1917

101

Veränderung an der Spitze des Literarischen Bureaus des Ministeriums des Aeußern.

Wie die Politische Korrespondenz erfährt, scheidet der Leiter des Preßdepartements im Ministerium des Aeußern, Hof- und Ministerialrat Ritter v. Montlong, demnächst von seinem Posten und tritt in den äußeren Dienst über. Die Pol. Korr. vermerkt hiezu: „Anläßlich seines Scheidens aus seinem bisherigen verantwortungsvollen Amte, in dem er sich durch seine aufopfernde, erfolgreiche, in schwierigsten Zeiten geleistete ausgezeichnete Wirksamkeit die vollste Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erwarb, wird ihm die besondere Anerkennung in geeigneter Weise zum Ausdruck gebracht werden. Herr von Montlong gehört dem Preßdepartement des Ministeriums des Aeußern seit Jänner 1910 an und ist im Jahre 1913 mit der Leitung dieser Abteilung betraut worden. Man erwartet von dem im besten Mannesalter stehenden scheidenden Preßchef auch in seinem neuen Wirkungskreise weitere vorzügliche Leistungen."

•

Mit tiefem Bedauern sehen wir diesen hervorragenden Beamten von der Leitung des Literarischen Bureaus unseres Auswärtigen Amtes scheiden. Ritter v. Montlong war der Nachfolger des Hofrates v. Kania nach dessen Entsendung auf den Gesandschaftsposten von Mexiko geworden, nachdem er als dessen Stellvertreter schon die harten Zeiten der Balkankrisen mitgemacht hatte, die an das Geschick und selbst an die physische Leistungsfähigkeit der Leiter des Literarischen Bureaus die höchsten Anforderungen gestellt hatten. Diese Leistungen wurden vor Ausbruch des Weltkrieges und während desselben noch erhöht. Man muß die Spannungen mitgemacht haben, die sich auf kritische Tage konzentrierten, um zu verstehen, mit welcher Aufmerksamkeit zu Zeiten die Vertreter der gesamten Weltpresse, namentlich jener, die heute uns feindlich ist, jedes Wort, jede Bewegung, selbst den Gesichtsausdruck jenes Beamten kontrollierten, der als Vertreter und Dolmetsch der Anschauungen des Auswärtigen Amtes täglich ihnen gegenüber gestellt war. Das heute feindliche Ausland hatte vor dem Weltkriege seine feinsten Köpfe nach Wien geschickt, die sich auf die Kunst des Erfahrens verstanden und nicht selten selbst vollwertige Diplomaten waren. Das war damals ein täglicher Wachtdienst im Angesichte des Gegners. Die vornehme Gewandtheit und zugleich die stolze Energie, mit der Hofrat v. Montlong in diesen Lagen sein Amt führte, wurden oft von unparteiischen Beobachtern bewundert. Dabei zeichnete ihn große Arbeitskraft und Beweglichkeit in der literarischen Formbeherrschung aus. Die gestellten Aufgaben schienen mitunter übergroß für den kleinen Beamtenstand des Literarischen Bureaus und sie wurden dennoch gelöst und gut gelöst. Die Art der Organisation des Preßdienstes unseres Auswärtigen Amtes, wie er sich unter R. v. Montlong enntwickelte, wurde wiederholt — wir wissen dies unmittelbar von auswärtigen Stellen — auch im Auslande anerkannt und als vorbildlich bezeichnet. Dabei darf gerade die unabhängige Presse dem scheidenden Chef des Literarischen Bureaus am Ballhausplatze nachrühmen, daß er die Freiheit ihres Urteiles schätzte und respektierte. Damit wuchs aber auch die Ernsthaftigkeit der publizistischen Vertretung der Monarchie und die Tätigkeit des Literarischen Bureaus selbst gewann eine Bedeutung, an die vor zehn Jahren noch nicht zu denken gewesen ist. Aufrichtige Wünsche begleiten R. v. Montlong in seinen neuen Wirkungskreis, in dem er sicherlich mit ebensolchem Erfolge zum allgemeinen Wohle tätig sein wird.

Österr. Volkszeitung
20./II. 1917

* **Schriftsteller Jenny gestorben.** Aus Graz, 19. d., wird uns telegraphiert: In der Nacht auf Sonntag ist im Allgemeinen Krankenhause der Oberleutnant und bekannte Schriftsteller Rudolf Christoph Jenny im Alter von 59 Jahren gestorben. Er war durch 14 Jahre der Besitzer und Herausgeber des bekannten humoristisch-satirischen freiheitlichen Innsbrucker Wochenblattes „Der Tiroler Wastl". Im Jahre 1913 war Jenny nach Wien übersiedelt, wo er sich weiter schriftstellerisch betätigte. Von ihm stammt eine Reihe von Volksstücken, so unter anderen „Not kennt kein Gebot", „Sünden der Väter", „Der Nonnengünstling", „Das Hoamerle" und das Epos „Fünf Dekorierte". Jenny war auch Mitarbeiter verschiedener Wiener Blätter und der Münchner „Jugend".

Reichspost
21. III. 1917

106

* **Der „Tiroler Wastl" gestorben.** In Graz ist am Sonntag der unter dem Namen „Tiroler Wastl" bekannte Schriftsteller Rudolf Christoph Jenny im 59. Lebensjahre gestorben. In Kastelruth am Schlern in Südtirol geboren, kam er nach kurzen Lernjahren aus der Heimat fort. Er trat dann in die Armee, ein brachte es zum Offizier, nahm seinen Abschied und schlug sich dann auf abwechslungreiche Weise, als Bohemien, Schauspieler, Sekretär u. ä. durchs Leben. Als Sekretär des Berta v. Suttnerschen „Friedensvereins" und „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" erwarb er jene Beziehungen, die erforderlich waren, um seine Volksstücke auf die Bühne zu bringen und einem davon („Not kennt kein Gebot") eine Zeitlang einen Platz im Spielplan zu behaupten. Als in Innsbruck in den Neunzigerjahren die Kulturkämpferei einsetzte, zog er dahin, gründete die Wochenschrift „Der Tiroler Wastl" und schöpfte dort die neue Konjunktur, zunächst gemeinsam mit der durch ihre Herausforderungen der katholischen Bevölkerung berüchtigten Los-von-Rom-Gesellschaft des „Scherer", dann in leidenschaftlicher Konkurrenz mit dieser und schließlich ohne sie in sozialdemokratischer Nachbarschaft, bis zur Neige aus. Er stand im Mittelpunkt einer Reihe von Kulturkampfskandalprozessen, deren letzter nicht lange vor Kriegsausbruch ihn in Tirol unmöglich machte. Als Schriftsteller nicht ohne Begabung, obgleich seine Halbbildung ihn selten das rechte Maß der Dinge finden ließ, durfte er als der Typus eines Entwurzelten, eines dem Wesen seiner Heimat Entfremdeten gelten. Nur so ist der Fanatismus zu erklären, mit welchem er am Tirolertum gerade immer das bekämpfte, was das Charakteristische, Auszeichnende, Köstliche daran ist, ihm selber aber unterwegs abhanden gekommen war. Der Weltkrieg hat wieder allen, die es vergessen hatten, in Erinnerung gebracht, was den Wert des Tiroler Volkes ausmacht: Nicht die realistischen Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten, sondern seine Seele, seine in felsenfestem Glauben wurzelnde Biederkeit, Heimatliebe, Treue, Opferfähigkeit, Hingebung. Die im eigentlichen Sinne des Wortes dekadente Richtung gewisser Neutiroler Schriftsteller, denen auch Jenny beizuzählen ist, obwohl er seine Sonderwege ging, ist durch die Offenbarungen des Krieges völlig überholt und abgetan.

Reichspost Abend
21./V. 1917
107

Der Zeitungspapiermangel.

Der heutige „Az Est" befaßt sich an leitender Stelle mit der Papiernot in Ungarn und kündigt seinen Lesern eine weitere Einschränkung seines Umfanges an; das Blatt bemerkt hiezu:

„Es gibt Papier genug, aber es kommt keines an. Oesterreichische Regierungen giengen, neue kamen: eine jede machte heilige Versprechungen, Papier zu liefern und keine hielt das Versprechen. Die ungarische Regierung duldet es, daß wir kein Papier bekommen und wir sind gezwungen, unsere Seitenzahl zu vermindern. Welch Ueberfluß herrscht dabei in Oesterreich an diesem weißen, knisternden Schatz! Die Wiener Blätter erscheinen auch heute im selben Umfange wie vor dem Kriege. Während wir ärmlich auf einige Seiten beschränkt sind, erscheinen in Wien besonders Sonntags förmliche Papiermatratzen. Wir gönnen getreu der Bundesanhänglichkeit von unserem Brot, von Fett, von allem, was wir haben, an Oesterreich ab. Es könnte uns also auch Oesterreich von den Papiervorräten der Monarchie geben. Die Regierung brauchte nur energisch ihre Stimme erheben. Jetzt, da es keinen Schulbesuch, keine Theater, keine Museen und Bildergalerien gibt, jetzt, da der Krieg begonnen hat, eines entwickelten, gezimmerten Landes Kulturleben zu unterjochen und zu würgen, jetzt will man die ungarische Presse lähmen? Wären ohne die ungarische Presse nicht alle Opfer der ungarischen Helden umsonst, hätte Ungarn diesen wichtigen Platz in der kriegsüberzogenen Monarchie, im Bunde der Mittelmächte eingenommen? Nicht wahr, nein! Wenn die Regierung dies bisher vergessen hat, dann nehme sie jetzt schleunigst ihre Kräfte und ihre Energie zusammen und erzwinge uns den vorhandenen, aber aus Geschäftsschlauheit verborgenen Teil der Papiervorräte, der uns gebührt!

Wenn es dem ungarischen Blatte nicht gefiele, auch bei diesem Anlasse wieder das alte abgewerkelte Lied „Oesterreich hat die Schuld" anzustimmen, wäre über das Thema eine ersprießliche Aussprache zwischen hüben und drüben und eine Verständigung sehr wohl denkbar. Nicht „Oesterreich" hat an dem Verhalten der Papiermühlen, die soeben wieder Berichte über ein glänzendes Geschäftsjahr veröffentlicht haben, die Schuld, ebensowenig wie „Ungarn" die Schuld hat an dem Treiben seiner Preistreiber, Lebensmittelverberger oder -verschmuggler (Neuhäusl!) Wohl aber sind beide, Oesterreich und Ungarn, als Gesamtheit durch die den beiderseitigen Regierungen und Behörden gemeinsame Schüchternheit, mit welcher die großen Verdiener angegangen werden, an den vielen Mißständen schuld. Gewiß ist der große Papierverbrauch einzelner Blätter derzeit ein Luxus, wie uns diesseits manches als Luxus erscheinen will, was man drüben noch immer verzehrt, herüben aber längst entbehrt. Hätte das ungarische Blatt nicht in die falsche Kerbe geschlagen, wie es drüben — gelegentlich auch herüben — regelmäßig auch dann zu geschehen pflegt, wenn das Thema mit dem Verhältnis zwischen den beiden Staaten nicht das geringste zu tun hat, so hätte es für die Sache, die es besprach, vermutlich nirgends bereitwilligeres Verständnis gefunden als gerade in der überwiegenden mitinteressierten Mehrheit der österreichischen Presse. Und dann wäre bei einträchtigem Zusammenwirken wohl auch ein Erfolg nicht ausgeblieben.

Österr. Volkszeitung
22./II. 1917

* **Ernst Lohwag.** Im engsten Familienkreise beging am 16. d. M. der Wiener Schriftsteller Ernst Lohwag seinen 70. Geburtstag. Lohwag ist zu Dobischwald in Ostschlesien geboren und erfreut sich der besten Gesundheit. Mehrere Novellen, Humoresken und Lustspiele aus seiner Feder haben großen Beifall gefunden. Er war längere Zeit Sekretär des Wissenschaftlichen Klubs und hat sich als Kassier des Oesterreichischen Journalistenbundes Verdienste erworben. Gegenwärtig steht er im Redaktionsverband des „Neuigkeits-Weltblatt", wo auch eine kleine interne Feier stattfand. Sein letztes Lustspiel „Der Kometenkongreß" behandelt wirksam einen originellen Stoff und wurde dem Deutschen Volkstheater überreicht. Dem Jubilar kamen von Freundes- und Kollegenkreisen zahlreiche Glückwünsche zu, darunter auch von der „Igelrunde", welcher er seit Jahren angehört.

Pester Lloyd

22./II. 1917

110

An das Publikum!

In der Versorgung der ungarischen Tagespresse mit Papier haben sich abermals große Schwierigkeiten ergeben.

Der Papiervorrat, der für die Budapester Tagesblätter zur Verfügung steht, würde, wenn sie weiter in dem bisher mit großer Mühe behaupteten Umfange erscheinen wollten, ihr Erscheinen nur noch für einige wenige Tage ermöglichen.

Die Tagesblätter haben alles getan, was in ihrer Macht lag, um ihre Versorgung mit Papier in erforderlichem Maße zu sichern. Andauernd haben sie bei den zuständigen Amtsstellen die Kohlenversorgung der einzigen ungarischen Papierfabrik, die sich mit der Erzeugung von Zeitungsdruckpapier befaßt, betrieben. Ihre Bemühungen blieben erfolglos: die Fabrik steht seit Monaten wegen Kohlenmangels fast ständig still.

Die österreichischen Papierfabriken, die 75 Prozent des Papierbedarfes der ungarischen Presse zu decken hätten, lassen es, gleichfalls seit Monaten, an der Erfüllung ihrer Lieferungspflicht der ungarischen Presse gegenüber fehlen; sie liefern nur einen Bruchteil der Menge, zu deren Lieferung sie verpflichtet wären, während sie gleichzeitig die Wiener Tagespresse in einem Maße mit Papier versehen, daß einzelne Wiener Zeitungen jeden Sonntag ihrem Publikum Blätter von einer Seitenzahl zu geben vermögen, die bei den ungarischen Blättern der Seitenzahl einer ganzen Woche entspricht.

Unter solchen Umständen war die ungarische Presse genötigt, sich mit Papier aus dem Deutschen Reiche zu versorgen. Sie hat das mit unerhörten materiellen Opfern getan; sie hat um viele Millionen Kronen mehr für das aus Deutschland eingeführte Papier gezahlt, um Ersatz zu schaffen für den Ausfall, der durch die entfallenen Lieferungen der einzigen ungarischen Papierfabrik und der österreichischen Fabriken entstanden ist. Wenn das Entgegenkommen der reichsdeutschen Behörden und Fabriken diese Einfuhr nicht ermöglicht hätte, würde für die ungarische Presse schon seit Monaten die Möglichkeit des Erscheinens überhaupt aufgehört haben. In jüngster Zeit ist aber auch diese Quelle versiegt. Seit Wochen können wir auch aus Deutschland kein Papier beschaffen, und es ist höchst ungewiß, ob und wann wir jemals wieder in der Lage sein werden, dieses Auskunftsmittel in Anspruch zu nehmen.

Aus all dem ergibt sich für die Budapester Tagesblätter die folgende Lage: Ungeachtet aller Opfer und Bemühungen, sind sie abermals genötigt, ihren Umfang zu reduzieren in der Hoffnung, daß die zuständigen Amtsstellen endlich ihre Pflicht erkennen und erfüllen werden, die Presse mit dem zur ununterbrochenen Ausübung ihres wichtigen Berufs erforderlichen Papier zu versorgen. Im Weltkriege die Nation aufzuklären, zu informieren, die Begeisterung wach zu erhalten, die Opferbereitschaft zu steigern: das ist die Pflicht der Presse. Pflicht der Behörden ist es, die Presse mit den Mitteln auszustatten, ohne die sie ihre Aufgabe nicht zu erfüllen vermag.

Unter dem Drucke der Papiernot müssen die Budapester Tagesblätter von heute angefangen die folgende Reduktion ihrer Seitenzahl durchführen: die im Einzelverschleiß zum Preise von 14 und 12 Hellern verkauften Blätter werden 12 Seiten, die zum Preise von 10 Hellern 10 Seiten, die zu 8 Hellern 8 Seiten, die zu 6 Hellern 6 Seiten, die zu 4 Hellern 4 Seiten, die zu 2 Hellern 2 Seiten stark erscheinen.

Auch bei dem bis zu solchem Grade reduzierten Umfange langt der vorhandene Papiervorrat alles in allem für eine einzige Woche. Wenn bis dahin nicht energische behördliche Verfügungen gründliche Abhilfe schaffen, werden die Blätter ihr weiteres Erscheinen auch durch weitergehende Reduktionen nur noch für ganz kurze Zeit zu sichern wissen.

Wir haben die kritische Lage der ungarischen Presse aufgedeckt, auf die Ursachen hingewiesen und die Verantwortlichkeiten festgestellt, von denen der Presse nicht der geringste Teil zur Last fällt. Wir zählen auf die verständnisvolle Würdigung des ungarischen Publikums und darauf, daß die verantwortlichen Amtsstellen endlich einmal mit der erforderlichen Energie ihre Pflicht tun werden. In dieser Erwartung sehen wir einstweilen davon ab, die der Presse zur Verfügung stehenden und der Erreichung des Zieles dienenden energischeren Mittel in Anspruch zu nehmen.

Budapest, 21. Februar 1917.

Die Budapester Tagesblätter.

Pester Lloyd
23. II. 1917

Zur Papierkrise der ungarischen Presse.

Budapest, 22. Februar.

Das einzige ungarische Unternehmen, das sich mit der Erzeugung von Zeitungspapier beschäftigt, ist die Erste Ungarische Papierfabriks-Aktiengesellschaft. Die Kapazität der Fabriken dieses Unternehmens beträgt 50 Waggons Zeitungsdruckpapier monatlich; durch eine ministerielle Verordnung ist es zur Erzeugung von monatlich 45 Waggons Zeitungsdruckpapier verpflichtet worden.

Im Monat Januar hat das Unternehmen sämtlichen Budapester Tagesblättern insgesamt neun, im Monat Februar aber nur mehr vierundeinhalb Waggons geliefert. Der Betrieb seiner Fabriken hat eben ruhen müssen, weil ihnen die erforderliche tägliche Kohlenmenge nicht zugeliefert worden ist.

Wir fragen die zuständigen Amtsstellen: ist es nicht ein hervorragendes Interesse auch der Kriegführung, daß den Fabriken der Ersten Ungarischen Papierindustrie-Aktiengesellschaft die Kontinuität ihres Betriebes gesichert wird, damit sie ihren Anteil an der Papierversorgung der ungarischen Presse andauernd leisten können? Und ferner fragen wir die Behörden: wäre es nicht möglich, unter dem Regime der Ausnahmegesetze diejenigen ungarischen Papierfabriken, die durch ihre Einrichtung dazu befähigt sind, zur Erzeugung von Zeitungsdruckpapier zu verhalten? Ohne staatlichen Zwang sind die Fabriken hiezu nicht geneigt, da die Erzeugung von Zeitungsdruckpapier den übrigen Papiersorten gegenüber weniger rentabel ist. Ist es aber nicht ein wichtiges Staatsinteresse, durch entsprechenden Druck auf diese Fabriken der Papierkrise ein Ende zu bereiten, deren Fortdauer die ungarische Presse um die Möglichkeit zu bringen droht, ihren in dieser harten Kriegszeit doppelt wichtigen Beruf zu erfüllen?

Die Budapester Tagesblätter.

113

24. II. 1917.

Der Vorkämpfer für „Groß-Oesterreich".

✡ **Wien**, 19. Febr. In Genf ist dieser Tage Aurel Popovici, der Verfasser des Buches „Groß-Österreich" gestorben, das bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen erregt hat. Popovici hat Zeit seines Lebens die Großösterreichische Idee verfochten, d. h. den Gedanken, ganz Österreich und Ungarn in möglichst streng national geschiedene Gebiete zu zerlegen, diesen eine möglichst weitgehende Selbstverwaltung nach dem Vorbilde der Schweizer Kantone und der Vereinigten Staaten von Amerika zu geben und ihre gemeinsamen Interessen, vor allem das Verteidigungswesen, die Zoll- und Handelspolitik und die Vertretung im Auslande einer gemeinsamen Regierung unter dem Zepter der Habsburger und einem gemeinsamen, in der deutschen als gemeinsamer Verkehrs- und Staatssprache verhandelnden Parlamente zu unterstellen. Schon sein erstes Auftreten in diesem Sinne, durch die Flugschrift „Replik", die er noch als Studierender der Medizin namenlos veröffentlichte, brachte ihn mit der heimischen Regierung in Ungarn in Widerstreit und trug ihm eine Verurteilung zu vier Jahren Gefängnis ein. Während seine Berufung gegen dieses Urteil der Erledigung harrte, siedelte er nach Bukarest über und fand dort auf Grund seiner ungewöhnlichen Sprachenbegabung an einem Gymnasium als Lehrer der deutschen Grammatik und Literatur Unterkunft und einen neuen Beruf, indem er namentlich durch seine Deutsche Grammatik für rumänische Mittelschulen Anerkennenswertes leistete. Gleichzeitig war er weiter namentlich durch seine glänzende Beredsamkeit und schriftlich für seine politische Idee und den engen Anschluß Rumäniens an Österreich-Ungarn und Deutschland, und gegen die mit allen Mitteln der Käuflichkeit betriebene Agitation für ein französisch-russisches Vasallentum Rumäniens tätig. Als publizistisches Organ für seine Bestrebungen gründete er sich in Bukarest die Tageszeitung „Minerva". Die unerschrockene, scharf satirische Haltung dieses Blattes wurde den Gegnern bald so unangenehm, daß sie die Aktien des Unternehmens in ihren Besitz brachten und ihn dann vor die Wahl stellten, ihr Soldschreiber zu werden oder aus der Redaktion auszuscheiden. Ohne Bedenken wählte er die zweite Möglichkeit und begab sich nun nach Wien, wo er unter dem mächtigen Schutze des ihm in bezug auf die Gestaltung der Dinge in Ungarn geistesverwandten Lueger eine zweite Heimat und ein reiches politisches Tätigkeitsfeld fand. Er war der Anreger und Organisator der Huldigungsfahrt Luegers und seiner Getreuen nach Rumänien, deren äußerlich glanzvoller Verlauf die Wiener Christlichsozialen zu einer so trügerischen Auffassung der Geistesrichtung des Reichsrumänentums brachte und das Verhältnis zwischen ihnen und dem gesamten Madjarentum aufs äußerste verbitterte. In Wien ließ er sein Buch „Groß-Österreich" erscheinen und gab dann eine ebenso betitelte Zeitschrift heraus. Bei Ausbruch des Weltkriegs siedelte er mit seiner Familie nach Genf über. Als jedoch Rumäniens Haltung den ihm verbündeten Mittelmächten immer feindseliger wurde, begab er sich nach Bukarest, um mit seinen Gesinnungsgenossen in unermüdlicher Arbeit die drohende Katastrophe von Rumänien abzuwenden. Daß all diese Mühe vergeblich war, hat den robusten Mann, dessen äußere Erscheinung etwas Imponierendes hatte, an Leib und Seele gebrochen und ihn jetzt in Genf vor seiner Zeit hinweggerafft.

Pester Lloyd

24./II. 1917

115

Die Papierkrise der ungarischen Presse.

Budapest, 23. Februar.

Der tägliche Papierbedarf der Budapester Tagesblätter beträgt, bei dem gegenwärtigen eingeschränkten Umfange, fünf Waggons. Heute abend steht der ganzen hiesigen Presse ein Papiervorrat von 40½ Waggons zur Verfügung. Binnen acht Tagen wird also der ganze Vorrat aufgebraucht sein und die Presse vor der Unmöglichkeit stehen, ihre Organe überhaupt weiter erscheinen zu lassen.

Der Verband Oesterreichischer Papierfabriken wäre verpflichtet, den Budapester Tagesblättern monatlich 91 Waggons zu liefern. Im Laufe des Monats Februar betrug die von ihm abgelieferte Menge bisher insgesamt 17 Waggons. Und diese Aushungerungstaktik wird von den österreichischen Fabriken der ungarischen Presse gegenüber schon seit vielen Monaten andauernd befolgt, während einzelne Wiener Blätter, wie wir wiederholt betonen müssen, über einen derartigen Papierüberfluß verfügen, daß ihre Seitenzahl an einem einzigen Tage der Woche dem ganzen Wochenumfange der Budapester Blätter gleichkommt.

Dies ist das Ergebnis jener außerordentlichen Opfer, die Ungarns Presse schon seit zwei Jahren bringt, um in dieser historischen Zeit ihre Pflicht der Oeffentlichkeit gegenüber restlos erfüllen zu können.

Um Abhilfe zu schaffen, brauchten die zuständigen Amtsstellen bloß mit der zielbewußten Energie, die sie ja sonst in allen übrigen Belangen aufzubringen wissen, Vorsorge zu treffen, daß der Ersten Ungarischen Papierindustrie-A.-G. die zur Kontinuität ihres Betriebes erforderliche Kohlenmenge regelmäßig zugeliefert, der Verband Oesterreichischer Papierfabriken aber zur gewissenhaften Erfüllung seiner Lieferungspflicht an die ungarische Presse verhalten wird.

Wir haben all dies festgestellt, um vor dem Forum der Oeffentlichkeit jegliche Verantwortung für das Kommende von uns abzuwälzen.

In unserem jüngsten Abendblatte ist die Bemerkung eines französischen Blattes wiedergegeben, die sich auf die den Pariser Blättern drohende Gefahr bezieht, bald wegen Papiermangels ihr Erscheinen einstellen zu müssen. Die Bemerkung des Pariser Blattes lautet:

„Paris ohne Zeitungen, das wäre Frankreich ohne moralischen Halt, Tausende von Arbeitern ohne Arbeit."

Will man es auch bei uns darauf ankommen lassen?

Reichspost

25./II. 1917

116

* **Ein Wiener Preßexzeß.** Zur Mitteilung über die strafweise Einstellung der periodischen Druckschrift „Der Abend" ist richtigzustellen, daß die Einstellung aus dem Grunde des § 64 (Beleidigung eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses) erfolgte. Aus Beamtenkreisen wird uns über den Vorfall geschrieben: Ihre Mitteilung des wirklichen Grundes der strafweisen Einstellung der periodischen Druckschrift „Der Abend" hat berechtigtes Aufsehen hervorgerufen, weil sich das genannte Blatt mit Vorliebe als Beamtenorgan aufspielte und einmal sogar eine ganze Anzahl von Beamtenorganisationen namentlich anführte, von denen es angeblich als Organ gewählt worden sei. Das hat nun wohl ein Ende. Kein Beamter wird sich fürder mit einem solchen Blatt, wenn es sich überhaupt jemals rühmen durfte, Leser in Beamtenkreisen zu haben, auch nur blicken lassen wollen. Der Vorfall lehrt wieder einmal, wie vorsichtig die Beamtenschaftmit Recht gegenüber allen Preßerzeugnissen sein muß, die sich ihm anbiedern. Freilich, eine derartige Entwicklung der genannten Druckschrift konnten wohl die wenigsten voraus-ahnen.

Der Morgen

26. II. 1917

117

Die Wiener Presse ist in der vergangenen Woche haarscharf an einer großen Gefahr vorbeigegangen. Die Papiervorräte einer Anzahl großer Wiener Blätter waren vollkommen erschöpft. Zufuhren neuen Materials waren infolge der Transportkrise unmöglich, so daß das eine oder das andere Blatt an seinem Erscheinen bedroht war. Die Regierung, die die Tragweite einer solchen unfreiwilligen Maßnahme erkennt, hat wirklich das Menschenmöglichste geleistet, um die Schwierigkeiten zu meiden. Fast täglich fanden Besprechungen der Wiener Zeitungsherausgeber statt, an der Vertreter der Regierung teilnahmen, um gemeinsam, im Augenblick wenigstens, die gefährlichsten Klippen zu umschiffen. Man verwies auf das gemeinsame Interesse und die gemeinsame Pflicht, in diesen schweren Tagen zueinander zu stehen. Man appellierte an die Wiener Zeitungsherausgeber, der Papiernot Rechnung zu tragen und den Blättern keinen größeren Umfang zu geben, als unerläßlich.

Gestern, Sonntag, hatten die Blätter, die alle erschienen waren, also wirklich die schwere Gefahr überwunden. Es war eine Leistung verschiedener Faktoren, die nicht hoch genug einzuschätzen ist. Es läßt sich denken, daß deswegen alle, die wissen, wie die Dinge stehen, mit besonderem Interesse gerade gestern die Wiener Blätter zur Hand nahmen. Neugierig vor allem deswegen, weil man wissen wollte, wie weit es jedem der Wiener Blätter gelungen ist, und wie weit der Appell, sich nach Tunlichkeit einzuschränken, beherzigt wurde. Und, — das muß man konstatieren — es war ein Vergnügen, zu sehen, wie einzelne der Wiener Zeitungsherausgeber die Sorge um ihre eigene Wohlfahrt dem allgemeinen Interesse untergeordnet haben. Das „Neue Wiener Tagblatt", das vergangenen Sonntag mit hundert Seiten erschienen war, präsentierte sich gestern in Beherzigung des Appells zur Einschränkung, nachdem sein Vertreter in ungezählten Sitzungen die Verzweiflung einiger Wiener Zeitungsherausgeber mitangesehen, nachdem er mitangehört hatte, welcher Anstrengungen es bedurfte, um die Krise zu überwinden, mit hundertvier Seiten erschien. Also mit vier Seiten mehr, als am vergangenen Sonntag, offenbar, weil die Katastrophe nicht auszudenken gewesen wäre, wenn einige hundert alleinstehende Damen oder Herren, ihre Gelegenheit, anregende Gesellschaft zu finden, erst eine Woche später erreicht, oder wenn einige Automobilfabriken der staunenden Welt eine Woche später mitgeteilt hätten, wie fabelhaft erstklassig ihre Fabrikate sind. Das ist denn doch ein bißchen zu stark und fordert die öffentliche Kritik geradezu heraus. Die Tatsache, daß ein Zeitungsunternehmen sich von der eigenen Papierfabrik nach Belieben bedienen lassen kann, entbindet nicht von der Verpflichtung zur Rücksicht und von der Notwendigkeit der Unterordnung unter das Allgemeininteresse. Und wenn schon die Herrschaften nicht allein so viel Takt und Verständnis besitzen, so muß, so unangenehm das ist, im Interesse der Erhaltung der Presse schlechtweg die Regierung angerufen werden, einem derartig wenig angenehmen Zustand ein Ende zu machen.

Die Zeit
27./II. 1917

„Donauland."

Unter Mitwirkung namhafter Persönlichkeiten wird von dem Wiener Verlag Josef Roller & Ko. binnen kurzem eine neue illustrierte Monatsschrift „Donauland" herausgegeben werden, die „österreichische Kraft im Krieg und im Frieden am Werk" zeigen soll. Das erste, weit mehr als hundert Seiten starke Heft, mit fünfzig zum Teil farbigen Bildern geschmückt, kündigt Beiträge aktuellen Inhalts an von Generalmajor Max v. Hoen, Oberst Alois Veltzé, Richard v. Kralik, Heinrich Friedjung, Fregattenkapitän Lengnik, Major Viktor Hueber, Paul Siebertz und Leo Greiner, literarische Arbeiten von Hermann Bahr, Franz Theodor Csokor, Franz Karl Ginzkey, Irma v. Höfer, Robert Michel, Hans Müller, Emil Alphons Rheinhardt, Rainer Maria Rilke, Artur Rößler, Paul Stefan und Stephan Zweig. Ferner eine Fortsetzung der „Zwölf aus der Steiermark" von Rudolf Hans Bartsch unter dem Titel „Lukas Rabesam". Eine Notenbeilage bringt ein unveröffentlichtes Lied von Erich Wolfgang Korngold. Eine reichhaltige Umschau (Beiträge von Hofrat Dr. Vetter, Alfred Polgar u. v. a.) unterrichtet auf fast allen Gebieten zeitgeschichtlichen und künstlerischen Interesses. Alle Buchhandlungen und der Verlag nehmen schon jetzt Bestellungen entgegen. Gleichzeitig mit der Zeitschrift wird vom Verlag eine „Bücherei Donauland" angekündigt.

Reichspost

27. IV. 1917

119

Papiermangel und Papierunfug.

Die Klage der ungarischen Zeitungen.

Die heute in Wien eingetroffenen ungarischen Zeitungen weisen nur mehr geringen Umfang auf; die im Einzelverschleiß zum Preise von 14 und 12 Hellern verkauften Blätter zählen nur mehr 12 Seiten, die zum Preise von 10 Hellern 10 Seiten, die zu 8 Hellern 8 Seiten, die zu 6 Hellern 6 Seiten, die zu 4 Hellern 4 Seiten, die zu 2 Hellern 2 Seiten. Diese Verringerung ist schon an den sonst sehr ansehnlichen Sonntagnummern der Budapester Presse ersichtlich. Der „Pester Lloyd begleitet die Verkleinerung mit folgenden Aeußerungen an der Spitze des Blattes ein:

„Binnen acht Tagen wird der in Budapest vorhandene ganze Vorrat aufgebraucht sein und die Presse vor der Unmöglichkeit stehen, ihre Organe überhaupt weiter erscheinen zu lassen. Der Verband Oesterreichischer Papierfabriken wäre verpflichtet, den Budapester Tagesblättern monatlich 91 Waggons zu liefern. Im Laufe des Monats Februar betrug die von ihm abgelieferte Menge bisher insgesamt 17 Waggons. Und diese Aushungerungstaktik wird von den österreichischen Fabriken der ungarischen Presse gegenüber schon seit vielen Monaten andauernd befolgt, während einzelne Wiener Blätter, wie wir wiederholt betonen müssen, über einen derartigen Papierüberfluß verfügen, daß ihre Seitenzahl an einem einzigen Tage der Woche dem ganzen Wochenumfange der Budapester Blätter gleichkommt. Dies ist das Ergebnis jener außerordentlichen Opfer, die Ungarns Presse schon seit zwei Jahren bringt, um in dieser historischen Zeit ihre Pflicht der Oeffentlichkeit gegenüber restlos erfüllen zu können. Um Abhilfe zu schaffen, brauchten die zuständigen Amtsstellen bloß mit der zielbewußten Energie, die sie ja sonst in allen übrigen Belangen aufzubringen wissen, Vorsorge zu treffen, daß der Ersten Ungarischen Papierindustrie-A.-G. die zur Kontinuität ihres Betriebes erforderliche Kohlenmenge regelmäßig zugeliefert, der Verband Oesterreichischer Papierfabriken aber zur gewissenhaften Erfüllung seiner Lieferungspflicht an die ungarische Presse verhalten wird. Wir haben all dies festgestellt, um vor dem Forum der Oeffentlichkeit jegliche Verantwortung für das Kommende von uns abzuwälzen."

Der Vorwurf gegen Oesterreich ist leider, wie wir zu unserer Beschämung gestehen müssen, nicht ganz unverdient. Zur Zeit des notorischen Papiermangels, wo Sparen im Interesse der Allgemeinheit patriotische Pflicht ist, protzte zum Beispiel gestern ein Wiener Blatt, das sich als Insertionsorgan der Kettenhändler besondere Verdienste erworben hat, noch mit einem Band von 108 Seiten. Mit den Papiermengen, die in Wien von einigen Blättern verursacht werden, könnte der Tagesbedarf einer Reihe Budapester Blätter gedeckt werden. Ebenso wie wir es empfinden, wenn uns gegenüber sich ungarische Produzenten und Händler rücksichtslos benehmen, verstehen wir es auch, welche Gefühle es in Ungarn erwecken muß, wenn man dort Mangel an Solidaritätsbewußtsein und Nachbarlichkeit wahrnimmt. doch man würde in Ungarn unrecht tun, wollte man dafür überhaupt Oesterreich verantwortlich machen. Die unerfreulichen Zustände auf dem österreichischen Papiermarkte sind durchaus nur zum Nutzen einiger weniger und treffen viele österreichische Zeitungen ebenso wie die ungarischen. So mancher Direktor einer österreichischen Zeitungsdruckerei legt sich heute schlafen, ohne zu wissen, worauf er die Zeitung vielleicht morgen schon drucken soll. Der „Pester Lloyd" zitiert die Aeußerung eines Pariser Blattes: „Paris ohne Zeitungen, das wäre Frankreich ohne moralischen Halt, Tausende von Arbeitern ohne Arbeit." — Wir können uns dem ungarischen Blatt anschließen, wenn es in Anwendung dieses Satzes auf unsere Verhältnisse sagt: Will man es auch bei uns darauf ankommen lassen?

Pester Lloyd

120 1

1./III. 1917

Die Papierkrise der ungarischen Presse.

Budapest, 1. März.

Gegen die österreichischen Papierfabriken, die unter der Deckfirma Papierfabriksverband G. m. b. H. sich zu einem Kartell zusammengeschlossen haben, ist anläßlich der Papierkrise der ungarischen Presse die Beschuldigung erhoben worden, daß sie, wiewohl zur Lieferung von 91 Waggons im Monat nach Ungarn verpflichtet, andauernd nur einen Bruchteil dieser Menge tatsächlich abgeliefert, dagegen ihre Lieferungspflicht an die österreichischen Blätter voll erfüllt haben. Nun erhalten wir vom Papierfabriksverband eine Zuschrift, die das Vorgehen der österreichischen Papierfabriken der ungarischen Presse gegenüber zu rechtfertigen sucht.

Die Zuschrift lautet wie folgt:

Wien, 26. Februar 1917.

„Geehrte Redaktion!

Nachdem in Ihrem geschätzten Blatte vom 24. Februar der Standpunkt eingenommen wird, daß von uns eine Aushungerungstaktik schon seit vielen Monaten andauernd verfolgt wird, während einzelne Wiener Blätter über einen Papierüberfluß verfügen, so sehen wir uns veranlaßt, Sie zu ersuchen, von folgenden Aufklärungen gefälligst Kenntnis zu nehmen und dieselben auch Ihrem Leserkreise nicht vorzuenthalten.

In der ersten Hälfte Februar ist von unseren sämtlichen Fabriken nur eine einzige in Betrieb gewesen, alle übrigen mußten teilweise infolge Kohlenmangels, teilweise wegen Zellulosemangels, infolge Ausbleibens der von Ungarn zugesagten Zelluloselieferungen und auch aus anderen technischen Gründen den Betrieb einstellen. Es war uns dadurch weder möglich, den österreichischen noch den ungarischen Zeitungen die erforderlichen Quantitäten Druckpapier zuzustellen. Hiezu kam noch, daß der Betrieb der Bahnen eingestellt und an die Fabriken weder Rohstoffe befördert, noch das fertige Papier verladen werden konnte. Es konnten daher die in den Fabriken für die ungarischen Zeitungen vorrätigen Papiere ebensowenig zur Versendung gelangen wie für die österreichischen.

Was nun die einzelnen Wiener Blätter anbetrifft, die in unverminderter Seitenzahl erscheinen, so ersuchen wir gefälligst zur Kenntnis zu nehmen, daß dieselben nicht von uns mit Papier bedient werden und wir daher auf deren Umfang keinen Einfluß ausüben können, dies um so weniger, als sich diese Blätter reichliche Vorräte aus Deutschland beschafft haben. Abgesendet und in den Fabriken für die ungarischen Zeitungen angefertigtes Papier sind bis zum 24. Februar 64 Waggons. Demnach ist in Betracht des oben angeführten Stillstandes von unseren Fabriken weit mehr, als den Produktionsverhältnissen entsprochen, geliefert worden.

Indem wir bitten, zur Steuer der Wahrheit von dieser Aufklärung Kenntnis zu nehmen, empfehlen wir uns

Hochachtungsvoll

Papierfabriksverband Gesellschaft m. b. H.

Robert v. Fuchs. Vielguth."

Der Papierfabriksverband möchte in seiner Rechtfertigung die Sache auf ein Nebengeleise schieben; er führt Entschuldigungsgründe für die säumige Lieferung im Monat Februar an. Ließe man auch alle diese Gründe gelten, so würde noch immer die Frage unbeantwortet bleiben: Was hat den Papierfabriksverband gehindert, im Verlaufe des ganzen verflossenen Jahres, als der jetzt vorgeschützte Kohlen- und Zellulosemangel und die jetzt als Ausflucht herbeigezerrten Bahnverkehrsstockungen nicht vorhanden waren, seine Lieferungspflicht den ungarischen Blättern gegenüber zu erfüllen? Der Monat Februar ist eine Sache für sich gewesen. Aber die vielen Monate vor Februar sind es eben, die den Ausschlag geben. An die österreichischen Blätter hat der Verband andauernd die vereinbarten Mengen geliefert; die Folge davon ist, daß die Februarstockung in der Wiener Presse keine Beschränkung des Umfanges erfordert hat, die Wiener Blätter vielmehr nach wie vor in dem früheren Umfange erscheinen können. Die ungarische Papierkrise aber geht darauf zurück, daß die österreichischen Fabriken nach Budapest nie die vorgeschriebene Menge abgeliefert und dadurch eine derartige Erschöpfung der Vorräte verschuldet haben, daß schon die hemmenden Umstände eines einzigen Monats den gegenwärtigen unerhörten und unhaltbaren Zustand herbeiführen mußten.

Den Einwand, daß die beiden mit unverminderter Seitenanzahl erscheinenden Wiener Blätter nicht von dem Verband mit Papier bedient werden, können wir gleichfalls nicht gelten lassen; unseres Wissens bezieht eines der in Betracht kommenden Wiener Blätter einen Teil seines Papierbedarfes von Fabriken, die zum Verband gehören, während das andere zwar von einer einzigen Fabrik bedient wird, die jedoch gleichfalls dem Kartell angegliedert ist.

Die Zuschrift des Verbandes spricht von 64 Waggons Zeitungspapier, die in den österreichischen Fabriken bis zum 24. Februar für die ungarischen Zeitungen angefertigt worden seien. Wir können diese Angabe nicht kontrollieren; was wir aber bestimmt wissen, das ist, daß bis zum 27. Februar alles in allem 24 Waggons Papier aus Oesterreich nach Ungarn gekommen sind, also noch nicht einmal so viel, wie der Rückstand der österreichischen Fabriken aus dem Monat Januar ausmacht.

Die gegen den Verband erhobene Beschuldigung hat gelautet: die österreichischen Fabriken haben ihre Pflicht, monatlich 91 Waggon Papier an die ungarische Presse zu liefern, niemals erfüllt. Die Beschuldigung ist durch die Zuschrift des Verbandes nicht entkräftet. Der wesentlichste Anteil an der Papierkrise der ungarischen Presse bleibt nach wie vor zu Lasten des österreichischen Papierfabriksverbandes.

*

An dieser Stelle möchten wir noch einen Druckfehler im Reichstagsberichte unseres Morgenblattes berichtigen. In der Begründung, die der Abgeordnete Wilhelm Sümegi seiner Interpellation über die Papierkrise vorausschickte, wird der Papierbedarf der Budapester Tagespresse mit „250 bis 260 Waggons täglich" angegeben; richtig soll es heißen: „Der Papierbedarf der Budapester Tagesblätter beläuft sich auf 150 bis 160 Waggons monatlich."

Pester Lloyd

Abendbl. 121

2./III. 1917

Kurt Sternheims „Hose" an der Neuen Wiener Bühne.

(Telegramm des Pester Lloyd.)

Wien, 1. März.

Kurt Sternheims bürgerliche Komödie „Die Hose" wurde heute an der Neuen Wiener Bühne zum ersten Male gespielt. Die Entrüstung, die das Stück in Deutschland erregte, hat sich längst in die Erinnerung an gewisse geniale Züge, witzigen Dialog und ziemlich derb ekelhafte Deutlichkeit verwandelt. Bei uns ist aber noch die Entrüstung neu, obgleich unsere Schwäche für Wedekindsche Späße mit dem Geschlechtstrieb und der niedrigen Gesinnung des Durchschnittsphilisters auch die Schlösser der Sternheimschen Seele aufschließt. Man sagt, daß Kurt Sternheim das deutsche Philisterglück verhöhnen will, daß er das deutsche Behagen zu treffen und die Erbärmlichkeit des kleinen Lebens aufreizend zu zeigen wünscht. Um irgend etwas zu bessern? Um den Bewohnern des Parketts einen Spiegel vor die Fratze zu halten? Lohnt es, ihnen Grobheiten zu sagen?

Sicher ist, daß bei dieser Art Gewissenserweckung nicht viel herauskommt, nichts Bleibendes, nichts, was schließlich zwingt, zu sagen: er hat recht.

Ein Beamter, seine Frau und zwei Zimmerherren. Aktschlüsse: die kleine blonde Frau entkleidet sich und wartet auf den einen Zimmerherrn, einen sehr schwatzhaften und sehr degenerierten Dichter. Aber der Dichter vergißt und kneipt mit dem Ehemann; oder: der Gatte tritt ein, während die beiden Zimmerherren um die Hausfrau buhlen, und sagt mit tiefer Stimme: Mahlzeit, meine Herren! oder: der Gatte, der kleine Beamte, der seiner Frau soeben versichert hat, daß man jetzt, bei vergrößertem Einkommen, darangehen kann, „ein Kind zu machen" (wörtlich!), der Gatte, also, hat Bauchschmerzen, reißt die Zeitung an sich, die er soeben gelesen hat, und eilt hinaus.

Zwischendurch vergnügt sich dieser teutonische Ekel (Herr Sternheim verhöhnt das Teutonische, obgleich nirgend erwiesen ist, daß es unter dem Sternheimschen steht) mit der Nachbarin, einer alten Jungfer, während seine kleine Frau in der Kirche ist. (Denkt Euch!)

Zwischendurch wird, weiter, über Nietzsche gesprochen, eine Damenhose gezeigt und die Natur der Schwindsüchtigen erörtert.

Zwischendurch endlich tritt ein dritter Mieter ein, von dem wir erfahren, daß er wissenschaftlich arbeitet und an Stuhlverstopfung leidet.

Es geht gegen die Romantik; gegen das erbärmliche Zufriedensein der kleinen Leute, gegen blonde Haare und Mondschein. Möglich, daß es viele so gemeine Kerle gibt, wie diese Figuren, die im Grunde doch nur den Sinn haben, zu zeigen, wie geistreich Herr Sternheim ist, wie kundig und wie lebenserfahren, und wie er, fröhlich, auf die Achtung und die Zustimmung der Leute pfeift.

In Berlin ward diese lästige Komödie mit Einfalt und Humor gespielt. Die Neue Wiener Bühne macht ein Theaterstück daraus, ohne an feinere Absichten zu denken, gibt aber doch Wirksames, Satirisches. Berlin mag recht haben; aber ist es wirklich eine literarische Angelegenheit, wenn ein kleiner Beamter Bauchschmerzen hat?

Hans Liebstoeckl.

Neues Wiener Tagblatt
4./III. 1917

* **(Eine türkische Kriegszeitung.)** Zu den interessantesten publizistischen Erscheinungen, die dem Weltkrieg ihre Entstehung verdanken, gehört das vom kaiserlich ottomanischen Kriegsministerium in Konstantinopel herausgegebene „Harb Medjmouassi", „Die türkische Kriegsschau". Diese illustrierte Halbmonatschrift wird in der Zukunft ein ebenso wertvolles Dokument für die Beurteilung der Leistungen der tapferen ottomanischen Armee während des Weltkrieges sein, wie sie schon jetzt einen außerordentlich wichtigen Einblick in die nationale Eigenart und Kampfesweise unsres türkischen Verbündeten gewährt. Der „Harb Medjmouassi" ist eine illustrierte türkische Kriegsrevue, die den Hauptwert auf treffliche photographische Reproduktionen der verschiedensten Kriegsbegebenheiten, bei welchen türkische Truppenkörper beteiligt waren, sowie auch Porträts türkischer Helden und ottomanischer Heerführer legt. „Die türkische Kriegsschau" ist natürlich in erster Reihe für das ottomanische Publikum bestimmt, wo sie nicht nur in der türkischen Armee anspornend und anfeuernd, sondern auch in der Zivilbevölkerung als Quelle der Begeisterung und willkommenen Belehrung wirken soll. Es wäre aber auch wünschenswert, wenn der „Harb Medjmouassi" (der mit einer Bildererläuterung in deutscher und französischer Sprache erscheint) auch bei uns zu Lande allgemein gelesen würde. Interessenten erhalten bereitwillig von dem kaiserlich ottomanischen Obersten Reschid Halil-Bei in Wien, 18. Bezirk, Semperstraße Nr. 41, jede erwünschte Auskunft. Nicht oft genug kann betont werden, daß auch nach dem Krieg unser Verhältnis zur Türkei ein inniges und vertrauensvolles bleiben wird und daß wir daher alle Ursache haben, uns über die Eigenart des ritterlichen türkischen Volkes bestmöglichst zu unterrichten. Es ist noch gar nicht lange her, daß in der Türkei unter dem früheren absolutistisch-theokratischen System das Bilderverbot scharf gehandhabt und das Erscheinen jeder illustrierten Zeitung streng verboten war. Die in der Türkei seit dem Triumph des Jungtürkentums herrschende aufgeklärte Richtung hat mit dem zelotischen Bilderverbot, das weder vom Koran noch vom Scheri gefordert wird, energisch aufgeräumt und benützt jetzt das vervielfältigte Bild, wie dies nicht nur im „Harb Medjmouassi", sondern auch in andern illustrierten Zeitungen der Fall ist, zur Belehrung und zu Bildungszwecken des Volkes. L. M.

5./III. 1917

Hugo v. Hofmannsthal über Oesterreich.

Am Sonnabend plauderte Hugo v. Hofmannsthal in der Sezession über „Oesterreich im Spiegel seiner Dichtung". Er beschwor das eigentümliche Seelenklima, in dem die Kunst der Grillparzer, Raimund, Nestroy, Stifter, Anzengruber, Rosegger wuchs und gedieh. Oesterreichs Geist ist Geist der Musik; Heiterkeit, Seligkeit des Seins ohne Ekstase; Spiel, das die Schwere des Daseins rhythmisch löst. In den Melodien der Haydn, Mozart, Schubert erfüllte es sich zuerst, und in dieser mit Musik geschwängerten Welt steht seine Dichtung. Dieser Geist aber ist Geist des Volkes. Um Oesterreichs Kunst herum schließt sich eine bestimmte Kulturatmosphäre, die das ganze soziale Gewebe durchdringt und es einheitlich zusammenschließt. Oesterreich hatte in der Restaurationszeit ein Theater, an dem das ganze Volk Anteil hatte, lückenlos ver-

---

ständlich für jedermann und vollkommene Spiegelung des Allgemeinen. Aus dem Volkstümlichen sogen die Dichter ihre beste Kraft, und die Seele, die sie in einer Kunst der Musik, des harmonischen Maßes, zur Erscheinung bringen, ist die der Gesamtheit; in ihrem Grundwesen idyllisch, romantisch, traditionell. Die hochgespannte Geistigkeit des Nordens berührt hier fremd. Als aber die Romantiker nach Wien kamen, fühlten sie sich hier wie zu Hause. Oesterreich hat die Romantik als Programm, als die Sehnsucht der Zerspellten, nie gekannt. Ebenso hat es in diesem Sinne nie die Bewegung der Heimatkunst gekannt. Wie es die Romantik auf eine ganz natürliche Weise im Blute hatte, so besaß es auch von je die Heimatkunst. Die Landschaft hat hier, durch politische und wirtschaftliche Entwicklung, selbständige Geltung. Es ist etwas Zeitloses um Oesterreich herum; eine Luft, in der Vergangenes noch gedeiht und die dem Eigenbrödlerischen, der Entwicklung des Sonderlingstums günstig ist. Das Volkswesen ist naturhafter, bodenhaft verwurzelter als in Großdeutschland, und dieses Verhältnis spiegelt sich in der Verbundenheit der Dichter mit der Scholle, mit der Landschaft. Um das Ganze aber ist diese zeitlose Atmosphäre, das Verspielte und Verträumte, das Idyllische, das Deutschland längst von sich abgetan, und das sich am restlosesten in der Musik löst. Ein rührendes früheres Gesicht, ein älteres Deutschland ist es, das sich hier zeigt und das Phänomen Oesterreich kennzeichnet. Zweimal ist man in Deutschland diese Erscheinung gewahr geworden. Einmal in der Zeit der Romantik, die diesen Dingen ein ästhetisches Interesse entgegenbrachte. Die andere Berührung brachte der Weltkrieg; aber das Verhältnis ist diesmal ethisch-politischer Art. Es ist ein Wiederfinden zweier Brüder, aus dem Zukünftig-Fruchtbares entstehen mag, wenn beide ihr Bestes austauschen: die Energie, die Deutschland beseelt, und die Gabe des Maßes, die Oesterreichs schönster Besitz ist.

In einem leichten anmutigen Plauderton entwarf Hofmannsthal diese Porträtskizze des österreichischen Gesichtes. Man mochte, vom deutschen Standpunkt aus, finden, daß er allzusehr Gegensätze verwischte und das Bild zu österreichisch-gemütvoll malte. Um so stärker aber wirkte der ästhetische Reiz des Vortrages; die feine musikalische Kunst des Wortes, mit der er den Zuhörer umspann. Es war ein Genuß, sich dem Zauber seiner melodiösen Sprache hinzugeben und sich an ihrem schillernden Farbenschimmer zu freuen.

P. H.

Neues Wiener Tagblatt
5./III. 1917

* (**Oesterreichischer Fachschriftstellerverband.**) Dienstag, den 27. Februar, fand die 24. Generalversammlung des Oesterreichischen Fachschriftstellerverbandes statt. Präsident C. J. Pappenheim eröffnete die Versammlung mit einer Begrüßung und widmete den Toten des Jahres, Hofrat v. Grimburg, Hofrat Professor Winternitz, Großindustriellen Friedrich Böhler und andern verdienten Mitgliedern, einen warmempfundenen Nachruf. Hierauf erstattete der Schriftführer Ignaz Rippel, Obmann der Sektion der Zeitungsherausgeber, den Bericht über das abgelaufene Verbandsjahr. Trotz mannigfaltiger Bedrängnisse, die der Krieg dem Verband und seinen Angehörigen gebracht hat, konnte der Referent über eine Reihe tatkräftiger Aktionen berichten, unter denen die Lösung der Approsionierungsfrage, des aktuellsten Problems der Zeit, vollauf gelang. Von andern Bestrebungen, die noch im Zuge sind, aber auch vollen Erfolg erwarten lassen, sei die Aktion zur gemeinsamen Papierversorgung hervorgehoben. Der Berichterstatter schloß mit einem Appell, für die Hebung des Standes, welchem im Deutschen Reich längst eine wichtige Rolle im Wirtschaftsleben zuerkannt wurde, tätig zu sein. Denselben Zweck verfolgt eine Unternehmung des Verbandes, die die Heranziehung der Fachpresse zur Mitarbeit an den volkswirtschaftlichen Aufgaben der Regierung bezweckt und in deren Verfolg detailliert begründete Propositionen an die zuständigen Zentralstellen gerichtet wurden. Der Kassabericht weist trotz starker Inanspruchnahme für humanitäre und andre Verbandszwecke eine erhebliche Vermehrung des Verbandsvermögens auf. Auf Antrag des Vorstandes ernannte die Versammlung Herrn Hans Böshauer, Chefredakteur der „Neuen Zeitung", in dankbarer Würdigung seiner Verdienste um die wirtschaftliche Förderung des Verbandes einstimmig zum Ehrenmitgliede. Bei den darauffolgenden Wahlen wurden die ausscheidenden Mitglieder wiedergewählt. Neugewählt wurden unter andern Karl Löwenstein, Zeitungsherausgeber. Nach einem Referat des Vizepräsidenten Viktor Steiner wurde die Höhe der Krankenunterstützung, des Reliktengeldes und des Maximalbetrages von Darlehen im bisherigen Maße beibehalten. Nach einem Appell an die Mitglieder im Sinne intensiverer Mitarbeit an den Aufgaben des Verbandes schloß Präsident C. J. Pappenheim die Sitzung.

Neues Wiener Tagblatt

5. III. 1917

Illustrierte Monatsschrift. Verlag Josef Roller u. Comp., Wien.

Eine großzügige neue Zeitschrift für Oesterreich unter dem bedeutsamen Titel „Donauland" wird demnächst zu erscheinen beginnen. Sie stellt sich eine große Aufgabe: sie will in Kunst, Kultur, Wissenschaft, in Krieg und Frieden die österreichische Kraft am Werke zeigen, sie will in Bild und Wort jene Vielfalt und Buntheit der Landschaft wiedergeben, die Oesterreich unter den Nationen einzig macht, sie will dem pulsierenden Leben der Gegenwart mit ihren vielfältigen, durch den Krieg aufgerüttelten Problemen und zugleich der zeitlosen Kunst dienen. Dabei soll in „Donauland" nichts von vornherein ausgeschieden sein, keine Meinung, keine Gattung, keine Art der Kunst und Diskussion, doch vor allem nur das Beste und Wesentliche geboten werden. Schon das in den nächsten Tagen zur Ausgabe gelangende erste Heft dieser Monatsschrift wird beweisen, daß sie alle Vorbedingungen hat, um dieses Programm in Erfüllung zu bringen. Dieses Heft wird folgende Beiträge umfassen: Rudolf Hans Bartsch: „Lukas Rabesam", Roman; Heinrich Friedjung: „Die Balkanpolitik Bismarcks und Kalnokys"; Paul Stefan: „Kaiser und Kaiserin"; Richard v. Kralik: „Polen"; Max R. v. Hoen: „Die Presse im Kriege"; Paul Siebertz: „Einige Gedanken zur Jugendfürsorge"; Leo Greiner: „Siebenbürgen"; Hermann Bahr: „Die Schwestern", Novelle; Franz Karl Ginzkey: „Feindlicher Flieger", Gedicht; Rainer Maria Rilke: „Sankt Christophorus", Gedicht; Hans Müller: „Nachtwandler", Gedicht; Emil Alfons Rheinhardt: „Ode an die toten Jünglinge", Gedicht; Franz Theodor Csokor: „König Salomon verfällt dem Weibe", Gedicht; Artur Rößler: „Ein neuer Künstler"; Irma v. Höfer: „Uebers Jahr", Novelle; Artur Lengnick: „Was hat uns der Seekrieg gelehrt?"; Alois Veltzé: „Unsre Heerführer"; Viktor Hueber: „Ungarn im Weltkrieg"; Stephan Zweig: „Eine Donaufahrt vor 200 Jahren"; Erich W. Korngold: „Liedesmut", Komposition.

Auf gleicher Höhe werden die nächsten Hefte stehen, die Aufsätze und Arbeiten von Raoul Auernheimer, Hofrat Albert Frankfurter, GM. Max Ritter v. Hoen, Hugo v. Hofmannsthal, Emil Kläger, Max Morold, Engelbert Pernerstorfer, GM. Stanislaus v. Puchalski, Artur Schnitzler, Hofrat Dr. A. Vetter, Regierungsrat J. v. Winternitz, G. d. J. Emil Freiherrn v. Woinowich, Major Karl Zitterhofer enthalten werden. An illustrativen künstlerischen Beiträgen erscheinen in den nächsten Heften in Tondruck, Kupfertiefdruck, Drei- und Vierfarbendruck, Reproduktionen von Radierungen, Holzschnitten, Aquarellen und Oelgemälden erster Künstler Oesterreich-Ungarns und Deutschlands. Ferner ist eine Anzahl von Sonderheften geplant, die Oesterreich-Ungarns und der verbündeten Länder Städten und Provinzen gewidmet sind. Als erstes dieser Reihe wird ein Heft „Unsre Adria" erscheinen.

Aus dem ersten Hefte lassen wir nachstehend ein Gedicht von Franz Karl Ginzkey folgen, das ein Erlebnis aus diesem Kriege mit wundervoller Bildhaftigkeit und ergreifender Zartheit der Gesinnung wie der Empfindung vorführt:

Feindlicher Flieger.

Drüben ob den aufgewühlten Landen
Schraubt sich einer in des Abends Duft.
Wall und Graben sind ihm nicht vorhanden,
Freund wie Feind umschlingt die gleiche Luft.
Höchster Walstatt freudig auserkoren,
Wagt er kurtig seine Schlacht allein.
Ganz gewonnen oder ganz verloren
Soll sein einsam Schicksal sein.

Wie sein Nahn die Rufer nun verkünden,
Wird der Grimm der Unsern aufgestört.
Da begrüßt aus hundert Feuerschlünden
Ihn ein Todesjubel unerhört.
Aber er, in seiner Abendhelle,
Auf den Schwingen purpurkühlen Glanz,
Schlingt die weißen Wölkchen der Schrapnelle
Sich ums Haupt wie einen Freudenkranz.

Kreisend in azurnen Einsamkeiten,
Hochgenut mit offenem Visier,
Grüßt sein Wappen uns wie einst vor Zeiten
Wackrer Ritter kühne Helmbüschzier.
Gläsern hell wie durch Libellenflügel
Blitzt es fordernd uns zu Häupten auf.
Donnernd spenden wir von Horst und Hügel
Eisenantwort seinem Lauf.

Seltsam, wie er so im Abendglaste,
Ruhig kreiset über Not und Tod,
Dünkt uns fast, er sei bei uns zu Gaste,
Mehr von uns gefeiert als bedroht.
Aber sieh, da hat mit einem Male
Eine Feuersäule ihn umrafft,
Wirbelt ihn und schmettert ihn zu Tale,
Ach, zur letzten Landung grauenhaft.

Wie wir den Versunknen dann umstehen
Fühlen wir: für Feindschaft bleibt kein Raum.
Uns entwaffnet seines Leids Geschehen
Und des Todes brüderlicher Traum.
Seinem armen Erdenreste neigen
Wir uns stumm, von Ehrfurcht übermannt.
Einer betet laut. Und Gottes Schweigen
Ist darüber ausgespannt.

Franz Karl Ginzkey.

Der Morgen
5. III. 1917

126

Einschränkung der Zeitungen.

Im Laufe dieser Woche wird die angekündigte Verordnung des Handelsministeriums erscheinen, mit welcher der Papierverbrauch der Zeitungen eingeschränkt wird. Nach den Bestimmungen der neuen Verordnung wird der Papierverbrauch perzentuell vom Durchschnitte des bisherigen Papierverbrauches reduziert. Diejenigen Zeitungen, die bisher einen Verbrauch von 10 Waggons Papier monatlich hatten, werden um 20 % gekürzt, jene, die mehr als 10 und weniger als 20 Waggons verbrauchten, um 25 %, und jene Unternehmungen, die mehr als 20 Waggons verbrauchten, um 30 %. Bezüglich der Seitenzahl wird verfügt, daß jene Zeitungen, die einmal täglich erscheinen, wöchentlich zusammen 70 Seiten, jene, die zweimal täglich erscheinen, insgesamt 96 Seiten stark erscheinen dürfen. Diese Seitenzahl richtet sich aber nicht nach dem Format des betreffenden Blattes, sondern als Grundlage der Berechnung wurde das Format wie das des „Morgen" angenommen, so daß eine entsprechende Umrechnung vorgenommen werden muß. An Sonntagen dürfen die Blätter samt Inseraten nicht stärker sein als doppelt so stark wie an Wochentagen, beziehungsweise doppelt so stark als der auf einen Wochentag entfallende Durchschnitt ist. Für Übertretungen dieser Verordnung sind Strafen von 5000 Kronen, beziehungsweise sechs Monaten Arrest vorgesehen.

Die Festlegung der Seitenzahl von 70, beziehungsweise 96 Seiten wöchentlich darf nicht überschritten werden, auch wenn die zugewiesene Papiermenge eine reichere Ausstattung des Blattes gestatten würde. Sollte die zugewiesene Papiermenge nicht ausreichen, die festgesetzte Seitenzahl herauszubekommen, so werden die Unternehmungen unter diese Grenze gehen oder aber die Auflage einschränken müssen. Die Verordnung wird unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Kraft treten.

Neue Freie Presse
6./III. 1917

— Nach langem schweren Leiden ist hier gestern der ehemalige volkswirtschaftliche Redakteur der „Wiener Allgemeinen Zeitung", Herr Karl Beer, im 48. Lebensjahre gestorben. Karl Beer hatte sich nach Absolvierung seiner Studien dem Bankfach gewidmet und trat später in die Redaktion der „Wiener Allgemeinen Zeitung" ein, deren Verband er durch eine Reihe von Jahren angehörte, bis eine schwere, unheilbare Krankheit seiner journalistischen Tätigkeit ein jähes Ende setzte. Seine Arbeiten zeichneten sich stets durch tiefgehende Sachkenntnis und durch eine überaus klare Darstellungsweise aus. Karl Beer erfreute sich bei seinen Freunden und Berufskollegen, namentlich auch in Wiener musikalischen Kreisen, ganz besonderer Sympathien. Das Leichenbegängnis findet Mittwoch den 7. d., halb 11 Uhr vormittags, von der Zeremonienhalle des Zentralfriedhofes (israelitische Abteilung) aus statt. —

Reichspost Abendtl

7. III. 1917

128

* **Schriftsteller Karl Wanka gestorben.** Gestern abends um 10 Uhr ist vor dem Hause, I. Köllnerhofgasse 6 der bekannte Militärschriftsteller Karl Wanka vom Herzschlag getroffen tot zusammengestürzt. Wanka hat mehrere militärwissenschaftliche Werke verfaßt, unter denen ein im Jahre 1912 erschienenes Buch über Oesterreich-Ungarns Flottenpolitik besondere Beachtung fand. Sein Hauptwerk ist eine großangelegte Arbeit über die Entwicklungsgeschichte des Kriegswesens, die nach Beendigung des Weltkrieges erscheinen sollte. Außer diesem seinem Lebenswerk hatte Wanka bereits vor dem Krieg ein Werk uber das „Rüstungsproblem" verfaßt und in der Akademie der Wissenschaften hinterlegt, worin er auch hinsichtlich des Verlaufes des europäischen Krieges eine außerordentliche Voraussicht bewies. Der früh Verstorbene, in dem auch die „Reichspost" einen geschätzten Mitarbeiter verliert, besaß neben seinen umfassenden und tiefgründigen Wissen einen lauteren Charakter und ein überaus bescheidenes einfaches Wesen. Sein plötzliches Hinscheiden hat bei allen, die ihn kannten, aufrichtiges und tiefes Bedauern hervorgerufen.

Die Zeit

Abend
8./III. 1917
129

Verbotene Druckschriften.

Die Verbreitung der nichtperiodischen Druckschrift „Histoire générale de la culture physique et de la gymnastique médicale“ in Lausanne, der Nummer 2 der periodischen Druckschrift „Alpina“ in Bern, der periodischen Druckschrift „La Revue mensuelle“ in Genf, der Nummer 6 der periodischen Druckschrift „Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“ in Zürich, der Nummer 3 der periodischen Druckschrift „L'Ukraine“ in Lausanne, der Nummer 52 der periodischen Druckschrift „Le Mouvement Féministe“ in Genf und der periodischen Druckschrift „La semaine littéraire“ in Genf wurde eingestellt.

Österr. Volkszeitung
9./III. 1917

* **Die Papiernot der Zeitungen.** Aus Graz wird uns vom 8. d. telegraphiert: Der Grazer Journalistenverein „Concordia" hat folgende Entschließung gefaßt: 1. die Regierung zu ersuchen, den Preistreibereien der Papierindustriellen Einhalt zu tun und dafür Sorge zu tragen, daß endlich ein erträglicher Höchstpreis für Rotationsdruckpapier auf die Dauer eines Jahres festgestellt werde; 2. die Regierung zu ersuchen, die Papierfabriken in der Erzeugung des Rotationsdruckpapiers zu überwachen und ihnen die Erzeugung sowie den Transport des Papiers zu ermöglichen. Die Entschließung wurde dem Ministerpräsidenten, Finanz- und Handelsminister übersendet.

Pester Lloyd Abendbl 131
10./III. 1917

(Einführung der obligatorischen Sonntagsruhe im Zeitungsgewerbe.) Durch eine in der heutigen Nummer des Amtsblattes verlautbarte Regierungsverordnung wird bestimmt, daß fortab in Ungarn von Sonntag früh bis Dienstag früh die täglich einmal erscheinenden Tagesblätter nur eine, die täglich zweimal erscheinenden aber nur zwei Ausgaben veröffentlichen dürfen. Mithin entfallen beim Pester Lloyd die Abendausgabe an Sonntagen und die Morgenausgabe an Montagen. Die der Sonntag-Frühausgabe folgende nächste Nummer wird das Montag-Abendblatt sein. Die gleiche Regierungsverordnung setzt ferner auch den Höchstumfang der Tagesblätter für die Kriegsdauer fest; danach wird das Morgenblatt des Pester Lloyd an Wochentagen höchstens 16, an Sonn- und Feiertagen höchstens 32 Seiten stark sein können; der Höchstumfang des Abendblattes ist mit acht, beziehungsweise 16 Seiten festgesetzt. Ferner verfügt die Verordnung, daß den bei der technischen Herstellung der Tagesblätter beschäftigten Arbeitern der Lohn für die entfallende Sonntagsarbeit in entsprechendem Maße durch den Verleger des Blattes, beziehungsweise durch das Druckereiunternehmen zu vergüten ist.

Neue Freie Presse
11./III. 1917

[Eine Begegnung mit Marie Ebner v. Eschenbach.] Aus Berlin schreibt uns eine Dame: „Es war im Sommer 1906 im Hotel Penegal auf der Mendel, wo die Ebner mit Begleitung, unangemeldet von einer Feier kommend, Rast machte. Da das Hotel überfüllt war, mußte die alte Dame ein so kleines Stübchen nehmen, daß die Koffer auf dem Vorflur standen. Um in mein Zimmer oder aus demselben zu kommen, mußte ich immer bei der in den Sachen kramenden Zofe vorbei, wobei ein sich entwickelndes Gespräch unvermeidlich war. Ich sagte ihr gleich auf den Kopf, wer ihre Dame sei, sie wollte es erst nicht wahr wissen, gab es dann aber zu mit der Bitte, sie nicht zu verraten. Bei Tisch saß mir die Ebner gegenüber, und als sich zwischen meinem Nachbarn und mir ein angeregtes Geplauder entspann, hörte die Ebner angeregt zu und bat mich dann um ein Plauderstündchen, dem viele folgten. Es war herrlich, so viel mütterliche Liebe und Güte, verbunden mit edelster Selbstlosigkeit, werde ich wohl kaum mehr finden. Sie wahrte ihr Inkognito, nur als ich ihre Werke streifte, erhellten sich ihre Züge. Beim Abschied drückte sie mir ein geschlossenes Kuvert, ihr Motto, zur Beherzigung in die Hand. Es lautet:

Von jeher schien mir auf Erden,
Der Ziele höchstes muß sein,
Verfolgt ingrimmig zu werden
Von allen und jeden Partei'n.
Und nichts erscheint mir auf Erden
So niedrig und so gemein,
Als höflich gepriesen zu werden
Von allen und jeden Partei'n.

E. E."

11./III. 1917

134

— Der Schriftsteller Dr. Koloman v. Lukáts ist im hiesigen Garnisonsspital Nr. 2 gestorben. Er war im Februar 1915 eingerückt und als nicht felddiensttauglich zum Pressebureau des Kriegsministeriums kommandiert worden, wo er als Uebersetzer der ungarischen Ausgabe der „Feldzeitung" tätig war. Doktor v. Lukats hat ein Alter von 36 Jahren erreicht; er hinterläßt eine Witwe. Seine bescheidene, liebenswürdige Art hat ihm viele Freunde erworben. —

Die Zeit

13./III. 1917

Einschränkung des Zeitungsumfanges.

Wöchentlich höchstens 94 Seiten bei 20 bis 30 Prozent Papierverminderung.

Amtlich wird verlautbart:

„Die Notwendigkeit, alle vorhandenen Arbeitskräfte und Produktionsmittel in weitestgehendem Maße dem Zwecke der Kriegführung dienstbar zu machen, hat dahin geführt, daß die Erzeugung von Rotationsdruckpapier trotz der in den einzelnen Zeitungsbetrieben bereits freiwillig eingeführten Beschränkungen des Umfanges und der Auflage der Blätter nicht mehr ausreicht, um das Erscheinen aller österreichischen Zeitungen im bisherigen Ausmaß zu sichern.

Da zudem auch für die Deckung des Bedarfes der ungarischen Zeitungen und für Papierlieferungen an Blätter, die in den uns verbündeten Staaten erscheinen, Vorsorge getroffen werden muß, hat sich die Notwendigkeit ergeben, Einschränkungen des Papierverbrauches der Zeitungen zu verfügen, zugleich aber Vorsorge für eine gleichmäßige Verteilung der verfügbaren Papiermenge an alle Zeitungen zu treffen.

Diesen Zwecken dienen eine morgen im Reichsgesetzblatt und in der Wiener Zeitung erscheinende, vom Handelsminister im Einvernehmen mit den beteiligten Ministern erlassene Verordnung sowie eine auf ihr fußende Kundmachung des Handelsministers. Der Hauptinhalt dieser Verfügungen besteht in der Schaffung einer Verteilungsstelle für Rotationsdruckpapier, die in erster Linie dafür zu sorgen hat, daß jede einzelne Zeitungsunternehmung jenen Anteil an der verfügbaren Papiermenge zugewiesen erhält, der auf Grund der für jedes einzelne Blatt amtlich ermittelten Quote auf sie entfällt. Weiter wird in der erwähnten Kundmachung der zulässige Verbrauch von Druckpapier der einzelnen Zeitungen gegenüber der ermittelten Quote prozentuell derart eingeschränkt, daß im Monat März Zeitungen bis zu einer Monatsquote von 10 Waggons um 20 Prozent, solche bis zu einer Monatsquote von 20 Waggons um 25 Prozent, endlich solche mit einer Monatsquote von mehr als 20 Waggons um 30 Prozent weniger Papier verbrauchen müssen, als die betreffende Quote beträgt. Außerdem wird der Umfang des textlichen Teiles der Zeitungen auf wöchentlich höchstens 70 Seiten des Normalformats (Satzgröße 43 : 27 Zentimeter = 1161 Quadratzentimeter) bei täglich einmaligem Erscheinen, auf wöchentlich höchstens 94 Seiten desselben Formats bei täglich zweimaligem Erscheinen festgesetzt.

Endlich wird bestimmt, daß die Sonn- und Feiertagsnummern nicht stärker erscheinen dürfen als im doppelten Umfang des Wochentagsdurchschnittes."

Neue Freie Presse

13./III. 1917

136

An unsere Leser.

Wien, 13. März.

Heute ist eine Verordnung des Handelsministers über die Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen kundgemacht worden. Der Text eines zweimal täglich erscheinenden Blattes darf vierundneunzig Seiten in der Woche nicht überschreiten. Der Verbrauch an Druckpapier wird um dreißig Prozent herabgesetzt.

Die „Neue Freie Presse", die seit Jahrzehnten bemüht ist, den politischen, literarischen, chronikalen und wirtschaftlichen Inhalt des Blattes durch Artikel, Berichte und durch die Mitarbeit bedeutender Männer des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft, der Kunst und aller schöpferischen Berufe so reichhaltig zu gestalten, daß unser Blatt keiner der großen europäischen Zeitungen darin nachsteht, ist von diesen Maßregeln besonders hart getroffen. Jede Verkürzung des Textes ist für die „Neue Freie Presse" sehr empfindlich.

Wir haben jedoch zu unseren Lesern nur selten von den Opfern und Sorgen, die der Krieg unserem Blatte auferlegt, gesprochen. An Tagen, an denen mancher Kummer uns aufs Herz fiel, haben wir dennoch die vaterländische Pflicht erfüllt, eine Stütze der Zuversicht zu sein, den inneren Glauben auf das Publikum zu übertragen und den Feinden, welche die „Neue Freie Presse" auch im Krieg sorgfältig lesen, die Ungebrochenheit unseres Mutes selbst in den schwierigsten Augenblicken zu beweisen.

Die Leser der „Neuen Freien Presse" werden trotz der uns auferlegten Einschränkung erkennen, daß der Dienst des Blattes im Wesen unverändert geblieben sei und daß ihnen nichts entzogen werden solle, was zur Kenntnis und zur Beurteilung der mit den großen Weltereignissen zusammenhängenden Vorgänge nötig ist.

Auch das Lieblingswerk der „Neuen Freien Presse" und zugleich ihr Sorgenkind im Kriege, die Sammlungen für die Armee und zur Linderung der Kriegsnot, werden mit der gleichen Hingebung gepflegt werden.

Die Beschränkung unserer Arbeit kann nicht verfügt werden und wird nicht stattfinden. Die Redaktion der „Neuen Freien Presse" wird auf dem engeren Raume ein Blatt herstellen, von dem sie hofft, daß es Zeugnis geben werde für den Ernst, mit dem sie ihr Verhältnis zum Lande und zum Publikum auffaßt, für den Wunsch, die österreichische Presse in der Welt zu Gehör zu bringen, und für den Ehrgeiz, einem rühmlichen Frieden und einer fortschreitenden, durch die politische und geistige Kraft des Bürgertums ihr Ansehen befestigenden Monarchie dienstbar zu sein.

Die Redaktion der „Neuen Freien Presse".

Neues Pester Journal

13./III. 1917

137

An das Publikum!

Das Exekutivkomité der Zeitungspapier-Centrale hat bis auf Weiteres nachstehende Reduktion der auf Grund der Regierungsverordnung Z. 960/1917 M. E. festgestellten täglichen Höchstseitenzahl angeordnet:

Diejenigen Zeitungen, deren jährlicher Abonnementspreis weniger als 18 Kronen beträgt, können an Wochentagen 4, an Sonn- und Feiertagen 4 Seiten stark,

deren Abonnementspreis 18 Kronen und darüber, jedoch weniger als 20 Kronen beträgt, können an Wochentagen 4, an Sonn- und Feiertagen 6 Seiten stark,

deren Abonnementspreis 20 Kronen und darüber, jedoch weniger als 24 Kronen beträgt, können an Wochentagen 6, an Sonn- und Feiertagen 8 Seiten stark,

deren Abonnementspreis 24 Kronen und darüber, jedoch weniger als 28 Kronen beträgt, können an Wochentagen 8, an Sonn- und Feiertagen 10 Seiten stark,

deren Abonnementspreis 28 Kronen und darüber, jedoch weniger als 36 Kronen beträgt, können an Wochentagen 8, an Sonn- und Feiertagen 12 Seiten stark,

deren Abonnementspreis 36 Kronen und darüber, jedoch weniger als 38 Kronen beträgt, können an Wochentagen 12, an Sonn- und Feiertagen 14 Seiten stark und

deren Abonnementspreis 38 Kronen und darüber beträgt, können an Wochentagen 12 und an Sonn- und Feiertagen 16 Seiten stark erscheinen.

Budapest, am 12. März 1917.

Dr. Béla Agai,
Präsident.

Arbeiterzeitung
13./III.1917

* **Pernerstorfer über moderne Arbeiterdichter.** Im großen Saale der „Urania" sprach gestern Engelbert Pernerstorfer zu Gunsten der Beckmann-Stiftung für notleidende Bühnenangehörige „Von drei Arbeiterdichtern". Er sagte: Die drei Männer, von denen ich sprechen will — Alfons Petzold, Heinrich Lersch, Karl Bröger — sind nicht Arbeiterdichter im herkömmlichen Sinne des Wortes. Wenn auch Petzold und Bröger (von Lersch weiß ich es nicht bestimmt) auf dem Boden des modernen Sozialismus stehen, so sind sie doch keine Tendenzdichter, wie es die älteren Arbeiterdichter waren. Aber alle drei sind aus dem Arbeiterstand hervorgegangen. Petzold hat heute nicht nur bei uns, sondern auch in Deutschland einen Namen als Lyriker. Er zeigt sich als Lyriker auch in seinem Roman und in seinen Erzählungen. Sein Leben, er hat es uns selbst geschildert, ist ein Proletarierleben in des Wortes ernstester Bedeutung; er hat viel außerordentlich Trübes erlebt und sich eine tiefernste Lebensanschauung gebildet: nicht ein Experiment, sondern eine Aufgabe ist ihm das Leben. Unbewußt, aber immer deutlicher spricht er in seinen Dichtungen die Sehnsucht nach dem großen Leben aus (was etwas anderes ist, als das Leben der Großen). Dieser kranke, schwache, verlassene Mensch greift mit innerer Kraft nach den Sternen und er hat das Recht dazu. Wie er der zartesten Stimmung, der innigsten Naturempfindung Ausdruck leihen kann, das erhebt ihn hoch über die modernen Neutöner, die nach neuen Inhalten und neuen Formen jagen und dabei vor den gewagtesten Bluffs nicht zurückschrecken. Wenn von ihnen längst nicht mehr die Rede sein wird, wird noch manches schlichte Lied von Petzold leben. Wie verhält sich dieser stille Mensch, der zugleich ein „vaterlandsloser Geselle" ist, da der Krieg in sein Leben tritt? Mächtig flammt in ihm das Gefühl der Volkheit auf, in ihm, der bisher nur international im gewöhnlichsten Sinne des Wortes gewesen ist. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er dieser Stimmung nicht treugeblieben ist, daß er manches Friedensgedicht gemacht hat. Aber dieser Vorwurf ist unberechtigt. In jedem von uns leben zwei große Gedanken, der Gedanke an das eigene Volk und der Gedanke an die Menschheit und es ist selbstverständlich, daß das zu einem Zwiespalt führt. Wir alle wollen den Sieg unseres Volkes, aber wir scheuen auch zurück vor den Greueln des Krieges. Und dieser Widerspruch drückt sich eben auch in den Dichtungen Petzolds aus. Ebenso in denen von Lersch. Das wenige, was ich von dessen Leben weiß, verdanke ich Petzold. Lersch ist Kesselschmied. Er hat im Jahre 1912 in Wien gearbeitet und damals im Volksheim, das auch in der Geschichte Petzolds eine große Rolle gespielt hat, dessen Bekanntschaft gemacht. Damals hat er auch seine Gedichte zum erstenmal vorgezeigt. Er hat eine ganz merkwürdige Art. Oft erinnert er an Walt Whitman. In seinen Dichtungen steckt ungeheuer viel Gewalt, er ist einer der Begabtesten in der heutigen Dichtergeneration. Er hat den Krieg mitgemacht (ebenso Bröger; und auch Petzold wäre gewiß in den Krieg gezogen, wenn er nicht krank wäre), er gehört also nicht zu jenen, die den Krieg im Hinterland besingen, er kennt dessen Schrecknisse aus eigener Anschauung und dennoch ist er von dem Gedanken der absoluten Notwendigkeit unseres Notwehrkampfes erfüllt: „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen." Diese Stimmung kommt auch in den Dichtungen Karl Brögers zum Ausdruck. Bröger ist ein echter Proletarier und hat ein echtes Proletarierleben gelebt. Es hätte ihm leicht begegnen können, daß er als Walzbruder auf der Landstraße zugrunde gegangen wäre. Aber er hat sich emporgearbeitet. Er war vor dem Kriege Redakteur des sozialdemokratischen Blattes in Nürnberg. Sein „Bekenntnis", das bekannteste seiner Gedichte, hat durch seine letzte Zeile — „daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war" — die Junker verstimmt. Sie meinen, daß sie nicht weniger treu zum Vaterland stehen wie die Proletarier. Sie übersehen, daß ein Unterschied ist zwischen der Treue, die Opfer bringt, und der Treue, der materielle Vorteile winken. — Der Vortrag, in dem Pernerstorfer zahlreiche charakteristische Proben aus den Werken der drei Arbeiterdichter gab, wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Neues Wiener Tagblatt
16. III. 1917

* (Dr. Ludwig W. Abels.) Der bekannte Wiener Schriftsteller Dr. Ludwig W. Abels begeht heute seinen fünfzigsten Geburtstag, und ein Komitee, an dessen Spitze der Maler John Quincy Adams, Erica d'Albert, der Dramaturg am Deutschen Volkstheater Heinrich Glücksmann, Dr. Theodor Heinrich Mayer, kaiserlicher Rat Ludwig Kraus, August Schmidt und Advokat Dr. Otto Rechert stehen, bereitet eine kleine Feier vor, die heute von 5 bis 7 Uhr abends in den Gesellschaftsräumen von Hopfners Parkhotel, 13. Bezirk, Hauptstraße Nr. 12, stattfindet. Die Persönlichkeit Dr. Abels' ist trotz jahrelangen unermüdlichen Wirkens auf novellistischem, dramatischem und lyrischem Gebiete in der großen Oeffentlichkeit zu wenig anerkannt, obwohl seine unter dem Pseudonym „Plein-air" geschriebenen Abhandlungen und Feuilletons viel beachtet und geschätzt worden. Dr. Abels ist seit jeher für die Pflege heimatlicher Kunstüberlieferungen eingetreten und hat in dem vielverbreiteten Werke „Altwien" die Geschichte der Wiener Kunst früherer Zeiten in anmutiger und doch übersichtlicher Art behandelt. Auch praktisch betätigte sich Dr. Abels durch Begründung der Zeitschriften „Das Interieur", „Erdgeist", „Das Narrenschiff" und „Die Kunstwelt", durch Vorträge und namentlich durch die Veranstaltung der Kunstwanderungen in intensiver Weise, wobei er stets die künstlerischen Errungenschaften über materielle Vorteile stellte.

Die Zeit
17. III. 1917

Wie die Neue Freie Presse ihre Leser informiert.

Ein Leser unseres Blattes schreibt uns: Erlauben Sie einem Leser Ihres geschätzten Blattes, der auch andere Wiener Zeitungen zu lesen pflegt, das Publikum in Ihren Spalten darauf aufmerksam zu machen, wie ein Wiener Blatt, die Neue Freie Presse, ihre Leser informiert. Am Tage, ehe die Nachricht von der erfolgreichen Revolution in Rußland in Wien eintraf, am 14. März, widmete dieses Blatt seinen Leitartikel den Verhältnissen in Rußland. Der Artikel begann mit den Sätzen: „Kaiser Nikolaus hat die Duma weggeschickt, das ist ein Hieb mit der Reitpeitsche ins volle Gesicht, eine rücksichtslose Erniedrigung nicht bloß vor Rußland, sondern auch vor den Verbündeten, die den Zaren zwingen wollten, die jetzigen Minister zu entlassen und parlamentarisch zu regieren." Zu der Zeit, wo diese Phrasen auf dem geduldigen Papier erschienen, waren die Minister des Zaren nicht von ihm, wohl aber von der Revolution entlassen, und das russische Parlament, die Duma, hatte die Regierung selbst in die Hand genommen. In dem Artikel geht es dann in demselben Stil und Ton weiter, immer der Zar als der große Mann, die Duma von ihm gezüchtigt, Frankreich und England von ihm beschämt. Ueber die Duma selbst heißt es in dem Leitartikel: „Die jetzige Duma... war längst wurzellos. Wer könnte ein Parlament, das eine wirkliche Volksvertretung... ist, so anfassen, wie es die Duma jetzt ertragen muß, ohne daß eine Hand sich für sie rührt." Tatsächlich hat sich gezeigt, daß die Bevölkerung und Armee hinter der Duma stehen und daß nur die russische Autokratie, für die die Neue Freie Presse so sehr schwärmt, wurzellos ist. Es müssen sich sehr viele „Hände" für die Duma „gerührt" haben, wenn es ihr gelungen ist, binnen zwei Tagen das russische Gewaltregime zu beseitigen, für diese Regierung aber und für Seine Majestät den Zaren hat sich tatsächlich keine „Hand gerührt". Doch lesen wir weiter. Der Leitartikel der Neuen Freien Presse erzählt noch, daß die Duma „vom Zaren zwischen den Händen zerdrückt wird". „Deshalb — heißt es — konnte der Zar sich dem Parlament als Selbstherrscher entgegenstellen, es abschütteln und Europa, den Verbündeten und auch den Feinden zeigen, daß er allein Herr über Krieg und Frieden sei." Ist das nicht zum Lachen? Der Zar, der sich nach der Neuen Freien Presse „dem Parlament entgegenstellt", tatsächlich aber vor dem Parlament ins Mauseloch kriecht und auf alle seine Würden als oberster politischer und geistlicher Machthaber aller Reußen verzichtet. „Der Zar, der — immer nach der Neuen Freien Presse — allein Herr über Krieg und Frieden ist", tatsächlich aber, wie es sich gezeigt hat, niemandes anderen Herr ist als etwa der Lakaien, die in seinen Diensten stehen. Zu diesen gehört offenbar auch der hochgeschätzte Leitartikler der Neuen Freien Presse. Die Herrschaften sind einander würdig.

Reichspost Abendz
17./III. 1917

141

* Einstellung der Verbreitung von Druckschriften. Die Verbreitung der nichtperiodischen Druckschrift: „Die südslavische Frage im Habsburgerreiche" von R. W. Seton-Watson (Scotus Viator) wurde von der k. k. Polizeidirektion in Wien eingestellt.

18./III. 1917

142

Die Papierfrage und die Zeitungen.

Um die Versorgung der Tageszeitungen mit allen erforderlichen Betriebsmitteln zu fördern und die in dieser Richtung bestehenden Schwierigkeiten möglichst rasch zu beheben, wurde im Handelsministerium eine Amtsstelle für alle wirtschaftlichen Angelegenheiten des Zeitungswesens geschaffen. Das bezügliche Referat wurde dem Seltionsrat dieses Ministeriums Dr. Ernst Stadler v. Wolfersgrün übertragen. Als Mitarbeiter aus dem Kreise des bestehenden Zeitungsbeirates wurden dem Genannten Chefredakteur Hans Bösbauer und Chefredakteur Dr. Oskar Reichenauer beigegeben.

Die Zeit
22. III. 1917

Der Umfang der Zeitungen am Ostersonntag.

Wie wir erfahren, hat der Handelsminister angesichts der unverändert fortbestehenden Notwendigkeit von Ersparungsmaßnahmen beim Verbrauch von Rotationsdruckpapier festgesetzt, daß der Umfang der am Ostersonntag erscheinenden Tagesblätter — soweit dies die zulässige Höchstverbrauchsgrenze gestattet — das anderthalbfache Ausmaß des durchschnittlichen Umfanges der Sonntagsnummern vom 18. und 25. d. sowie vom 1. April d. J. nicht überschreiten darf.

Die Zeit
22./III. 1917

Wie die Neue Freie Presse ihre Leser informiert.

Aus akademischen Kreisen wird uns geschrieben: „Zu dem von Ihnen im Morgenblatt vom letzten Samstag angeregten Thema ‚Wie die Neue Freie Presse ihre Leser informiert', über das noch sehr viel zu sagen wäre, möchte ich Ihnen einen kleinen Beitrag liefern. Denjenigen Lesern, die die Winddeutelei der redaktionellen Leitartikel dieses Blattes bereits durchschaut haben, trachtet sie durch Heranziehung von sogenannten Autoritäten, Professoren usw., Sand in die Augen zu streuen. Für russische Angelegenheiten bildet diese Autorität der ‚Professor an der Berliner Universität und Lehrer an der preußischen Kriegsakademie', wie er sich pompös nennt, Herr Dr. Otto Hoetzsch. Es ist bezeichnend, welche Art von wissenschaftlichen Autoritäten die Neue Freie Presse sich aussucht. Wir wollen hier ganz davon absehen, daß Prof. Hoetzsch der ständige politische Artikelschreiber des reaktionärsten aller in deutscher Sprache erscheinenden Blätter, der preußischen Kreuzzeitung, ist, und es jedenfalls ein bezeichnendes Licht auf den Liberalismus der Neuen Freien Presse wirft, wenn sie sich just von der Kreuzzeitung ihre politischen Mitarbeiter ausleiht. Prof. Hoetzsch ist in jüngster Zeit gerade auf dem Gebiet, auf dem ihn die Neue Freie Presse als Spezialautorität benützt, auf dem Gebiet der Geschichte und Politik Rußlands, als leichtfertiger Ignorant und tendenziöser Fälscher entlarvt worden. Den Leser, der dafür Interesse hat, verweisen wir auf eine kürzlich erschienene Broschüre des Tübinger Historikers Prof. Dr. Johannes Haller ‚Die russische Gefahr im deutschen Hause' (Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart), in der das dicke Buch Hoetzsch' ‚Rußland, eine Einführung auf Grund seiner Geschichte' Stück für Stück und Schritt für Schritt in seiner ganzen Hohlheit bloßgestellt wird. Sehr treffend sagt Haller von Hoetzsch, daß er ‚nur in den Augen aller derer, die nichts von Rußland wissen, zur Autorität in russischen Dingen geworden ist'. Prof. Haller weist Hoetzsch in dessen Darstellung der Geschichte Rußlands und seiner gegenwärtigen Politik die ärgsten Fehler, Widersprüche, Auslassungen sowie positive Unkenntnis der Quellen, Flüchtigkeit und Nachlässigkeit in deren Benützung nach. Was aber besonders interessant ist und den Zweck der Arbeit Hallers bildet, ist der weitere Nachweis, daß Hoetzsch' ganze Darstellung darauf hinausläuft, das zarische Rußland, das eben jetzt zusammengebrochen ist, gegenüber den die Autokratie bekämpfenden freiheitlichen Kräften zu verteidigen, wobei er ungeniert Tatsachen, die ihm nicht in den Kram passen, totschweigt, andere Tatsachen verkehrt darstellt oder direkt in einem falschen Zusammenhang einreiht. Haller nennt Hoetzsch geradezu den ‚Kronanwalt Rußlands', und da er Hoetzsch nur als den Wortführer der russophilen preußischen Reaktion ansieht, soll seine Schrift eine Warnung sein vor der ‚russischen Gefahr im eigenen Hause'. Immer in sorgfältiger, quellenmäßiger Begründung weist Haller Hoetzsch' ‚grausamen Dilettantismus' nach, den man selbst ‚bei dem historisch gebildeten Laien nicht für möglich halten sollte'. Und diesen reaktionären Geschichtsfälscher sucht sich die Neue Freie Presse aus, um ihr Publikum von der ‚hohen Warte der Wissenschaft' aus, wie es in ihrer Phraseologie heißt, über Rußland zu informieren!"

Der Abend

145

23./III. 1917.

Schmutzliteratur.

Es gibt Laster, die die merkwürdige Eigenschaft haben, daß es einen von Zeit zu Zeit überkommt, als ob man sie durchaus loswerden müßte; aber der Wunsch ist stärker als die Tatkraft, und nach kurzem Anlauf zur Tugendhaftigkeit bleibt es bei dem alten Laster. Zu diesen gehört die Schund- und Schmutzliteratur. Der Krieg hat wie für alle Geschlechtskrankheiten auch da den Versuch einer Bekämpfung gebracht, aber wer spricht heute noch davon? Das Allergrößte könnten die Zeitungen leisten, aber sie tun das Allerwenigste; das Allergrößte unter den Zeitungen könnten die vom Volke in Massen gelesenen kleinen Blätter tun, aber sie tun von allen am allerwenigsten. Ihr Anteil an dem Verbrechen der Volksvergiftung mittels Druckerschwärze ist deshalb am verwerflichsten und sträflichsten.

Es freut uns, die wir so viel zu tadeln gezwungen sind, daß wir heute Anlaß haben, eine Ausnahme zu loben. Eines dieser billigen Massenblätter hat den kühnen Versuch gemacht, anstatt der „Totenglocke um Mitternacht" oder der „Kaiserin Katharina und ihre Liebhaber" oder wie das täglich am frühesten Morgen verabreichte Volksgift sonst heißen möge — schreckt es doch sogar nicht vor dem patriotischen Mantel zurück und kommt als eine Liebesgeschichte des großen Volkskaisers —, den Lesern gesunde literarische Kost zu bieten, und zwar gleich von der allerbesten. Es sei sofort gesagt, daß der Versuch über alles Erwarten gelungen ist; wie wir mit wahrer Freude erfahren, hat der Leserkreis der „Neuen Zeitung" den Scheffelschen „Ekkehard" nicht nur nicht abgelehnt, sondern es zeigt sich, daß die Leute dieses Meisterwerk der geschichtlichen Erzählung mit Genuß lesen und schon jetzt verlangen, daß man ihnen nach Abschluß dieser Erzählung ähnlich Schönes biete. Sie wollen keinen Schund mehr. Damit ist wohl auf das überzeugendste erwiesen, wie wenig die Geschäftsleute, die die Druckerschwärze-Industrie betreiben, ihre Kunden kennen; während sie bis zum Stutzigmachen behaupteten, das Volk, ihr Volk, vertrage keine gute, gesunde Literatur, man müsse ihm Schund bieten, zeigt schon der erste Versuch, den ein vertrauensvollerer und klügerer Verleger macht, mit zwingender Gewalt, daß sie diesem Volke wie in anderen Dingen auch hier bitter unrecht getan haben; nicht das Volk verlangt nach Unbildung, sondern die, die so viel für seine Bildung tun könnten und sich so schwer an ihm versündigen.

Es schien uns eine doppelte Pflicht zu sein, diese wichtige Tatsache des „Ekkehard", der die Leser eines billigen Blattes entzückt, zur allgemeinen Kenntnis zu bringen; zunächst, damit den Männern von der „Neuen Zeitung" die Anerkennung werde, die ein so mutiges Bahnbrechen verdient; hauptsächlich aber, damit endlich der Aberglaube zerstört werde, daß für das Volk gerade das Schlechteste gut genug sei. Das wird nun nicht länger gelogen werden können, und wenn sie nicht aufhören, ihre Leser mit Schundromanen zu bedienen, so wird man wissen, daß in dieser Presse, die so viel Schlechtes bringt, doch noch immer die Herausgeber das allerschlechteste sind.

Selbstverständlich gilt das nicht nur für den Roman; ebenso groß, ja vielleicht noch größer sind die Pflichten gerade dieser Blätter in Bezug auf den übrigen Inhalt, und auch hier zeigt das Beispiel der „Neuen Zeitung", daß die Leser meistens besser als die sind, die sie bedienen. Die „Neue Zeitung" hat den Mut gehabt, mit dem Vorurteil zu brechen, daß dieser Leserkreis keine Meinungsäußerung vertrage und mit den verdummendsten Albernheiten gefüttert werden müsse; sie bringt kurze, klar geschriebene Aufsätze, in denen Tagesfragen, und nicht einmal die allereinfachsten, in leicht verständlicher Sprache, aber ohne Liebedienerei für die große Menge behandelt werden; man hörte gar nicht selten eine eigene Meinung zu Worte kommen, und der Erfolg des Blattes scheint zu beweisen, daß auch diese Neuerung Anklang findet. Wenn sich die Schriftleitung des Blattes ihrer hohen Aufgabe bewußt bleibt, so kann sie zur Lösung einer der wichtigsten Kulturfragen ein gewichtiges Stück beitragen. Sie dazu anzueifern, indem wir anerkennen, was schon geleistet wurde, ist der Zweck dieser Zeilen; wie jeden Mitstreiter im Kampfe um die Befreiung des niederen Volkes begrüßen wir auch die „Neue Zeitung", ohne für den Augenblick zu erwägen, daß uns ernste Unterschiede der Anschauungen trennen: wer sich wie sie von bösartigen Überlieferungen so zu befreien verstand, wird, dessen sind wir sicher, auf halbem Wege nicht stehen bleiben wollen. Der „Ekkehard" in den Spalten eines billigen Blattes ist eine Verheißung; hoffentlich wird sie bald eine Erfüllung sein.

Arbeiterzeitung
24. III. 1917

Der „politische" Artikel.

Im „Prager Tagblatt" lesen wir unter diesem Titel: Ein Grazer Blatt, das in letzter Zeit die Aufgabe übernommen hat, die offiziöse Politik des Nationalverbandes zu verteidigen, bringt einen Artikel, den man als Muster unserer deutsch-offiziösen „Politik" hinstellen kann. Das Blatt will beruhigen und sagt, daß die „Neuordnung" sehr viel Zeit brauche, man also noch werde lange, lange warten müssen, eine Entdeckung, die wir vor zwei Jahren vorausgesagt haben. Die Art, in welcher sich die offiziöse Presse um die Dinge herumdrückt, ist doch sehr charakteristisch. Es gibt schon einen eigenen deutsch-offiziösen Stil. Man braucht nicht mehr zu denken, braucht weder einen politischen Willen noch politischen Instinkt zu haben, nichts, gar nichts, sondern reiht einfach die bekannten Worte: Stellungnahme, Schwierigkeiten, Durchberatung, Vorbereitung, Belange ꝛc. aneinander und der „politische Artikel" ist fertig. Im vorliegenden Falle ergibt sich mit Hinweglassung der Zeitwörter, Artikel und Fürwörter folgender Erguß:

Entscheidendes Stadium ... Maßnahmen ... Anbahnung. Regelung der Sprachenfrage ... Belange ... genaueste Ausarbeitung, Durchberatung, Vorbereitung ... Schwierigkeiten der Verhandlung ... Standpunkt ... Kabinettschef ... Hindernisse Rechnung tragen ... alle Hindernisse aus dem Weg räumen ... vorbereitende Arbeiten ... Vorlagen fertigzustellen ... Belange ... glättender Hand bedarf ... Schwierigkeiten ... nochmalige Durchberatung ... Stellungnahme ... Arbeitsfähigkeit des Hauses ... Schwierigkeiten ... schwerster Teil der Vorberatung überwunden ... Standpunkt ... Sachlage ... Vorlage ... Standpunkt.

Indem sich diese Satire damit begnügt, das Original selbst reden zu lassen, wird sie erst recht eine Satire ... Jenes Grazer Blatt ist die Grazer „Tagespost" und schon an diesem Namen kann man die ganze Entartung des deutschen Bürgertums in Oesterreich erkennen. Die Grazer „Tagespost" war einmal — es ist freilich lange her — der Stolz der deutschösterreichischen Provinzpresse, ein tapferes, unabhängiges, mannhaftes Blatt. Heute treibt dort nur Speichelleckerei und politische Unredlichkeit ihr Unwesen; jeder Mächtige kann es gewinnen. Ueberhaupt ist es das Muster der verkappten Offiziösen. Als Koerber demissionieren mußte, weil er sich weigerte, sich zu verpflichten, den Ausgleich zu oktroyieren, begann der Artikel in der Grazer „Tagespost" mit den Worten: Eine Freudenkunde geht durch das Reich ... nämlich die, daß Herr v. Spitzmüller damit betraut sei, ein Kabinett zu bilden. Der „politische Artikel", von dem oben die Rede ist, ist auch sonst bemerkenswert als ein Muster politischer Korruption. Er behauptet nämlich,

daß die Oeffentlichkeit, sei es durch willfährige Preßorgane, sei es durch eifrig betriebene mündliche Ueberlieferung, fortgesetzt über Krisen im Kabinett, in den einzelnen Ministerien, mit neuen Ministerlisten und so weiter in Atem gehalten wird, in der ausgesprochenen Absicht, die neuen Männer, die die Krone berufen hat und denen sie ihr Vertrauen schenkt, in der Oeffentlichkeit zu diskreditieren und ihrem an und für sich schweren Werk besondere Schwierigkeiten in den Weg zu legen, mit einem Worte, eine satte Atmosphäre der Mißstimmung zu schaffen und auf diese Art und Weise zu verhindern, daß das Werk der Neuordnung gedeihe.

Nun erwäge man, daß wir eine Zensur haben, die das Recht hat, jedes Wort, das einem Minister unangenehm sein könnte, rücksichtslos zu unterdrücken, und frage sich danach, was an einer Behauptung Wahres sein könne, die darin gipfelt, daß gegen den ganzen Bestand des Kabinetts eine heftige und rücksichtslose Kampagne geführt werde! In Wirklichkeit ist natürlich von allem dem nichts sichtbar geworden; weder von Krisen noch von Ministerlisten ist irgendwo ein Wort zu lesen gewesen. Ueberhaupt hat die Zensur dafür gesorgt, daß innerpolitische Betrachtungen schon zu den allergrößten Seltenheiten gehören; gewährt sie doch nur jenen Raum, die das Parlament angreifen. Die Lügerei von der „satten Atmosphäre der Mißstimmung", die kunstgemäß erzeugt werde, will der Offiziosus nun verdecken, indem er sich auf „Gerüchte" wirft. Im echten Schnock- und Revolverstil: „Es genügt aber nicht allein, diese Tatsache festzustellen, sondern es muß wohl auch endlich offen der Ursprung dieser Gerüchte und Machenschaften gekennzeichnet werden." Wer verbreitet also „diese" Gerüchte? Natürlich zuerst Herr Dr. Sieghart (der ist für korrupte Leute sehr brauchbar: sie greifen ihn an und fühlen sich moralisch gereinigt), dann „aus der Umgebung des Dr. v. Koerber, der sich fortgesetzt als im Mittelpunkt neuer Kombinationen stehend erklärt" (man betrachte den Revolverstil), „ferner aus der Mitte der Christlichsozialen, besonders des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner"; diese drei also betreiben „mit Mitteln der Couloir- und Hintertreppenpolitik Brunnenvergiftung, um jede Neuerung und Besserung zu verhindern". Der Trick ist zu durchsichtig: jeden, der an der Regierung Clam-Spitzmüller öffentlich Kritik übt, als einen Intriganten hinzustellen, und es wird wohl genügen, dieses verkappte Offiziösentum einmal zu beleuchten, um es unschädlich zu machen. Denn daß der Graf Clam-Martinic an dieser Art Korrumpierung des öffentlichen Geistes mitschuldig werden wollte, halten wir für ausgeschlossen.

Tägliche Rundschau
24./III. 1917

Erklärung.

Im Rahmen einer Geschäftsordnungsdebatte des Reichstages hat während der gestrigen Verhandlungen ein nationalliberaler Abgeordneter die Anfrage an den Präsidenten gerichtet, warum in den großen Berliner Tageszeitungen die Rede des Staatssekretärs Dr. Helfferich nicht abgedruckt worden sei. Auf diese Anfrage erklärte Staatssekretär Dr. Helfferich, daß so die Unzufriedenheit der betreffenden Zeitungen mit der Papierzuteilung durch die Kriegswirtschaftsstelle zum Ausdruck gekommen sei, und daß es sich um einen Druck der Zeitungsverlage auf das Reichsamt des Innern handele.

Den Mitteilungen des Staatssekretärs haben wir zur Klärung der Sachlage folgendes hinzuzufügen:

Die mangelnde Zuteilung an Papier verhindert uns allerdings, unseren öffentlichen Pflichten der Berichterstattung über die Verhandlungen des Parlaments in ausreichender Weise nachzukommen. Wenn wir nicht in der öffentlichen Darlegung unserer Klagen eine Schädigung des Vaterlandes gesehen hätten, so würden wir bereits vor einigen Tagen den für die Presse gegebenen Weg gewählt haben, die Angelegenheit vor der Oeffentlichkeit zu behandeln. Da dieser Weg für uns nicht gangbar war, mußte dieser Zustand natürlich schließlich seinen Ausdruck finden. Unsere nach unserer Meinung berechtigten Klagen haben wir aber bereits in einer Eingabe vom 6. März dieses Jahres niedergelegt, die leider bisher unbeantwortet geblieben ist.

Den Reichstagsabgeordneten haben wir diese Eingabe, die das ausführliche Material enthält, zugänglich gemacht. Wir entsprechen damit dem gestern von mehreren Rednern ausgesprochenen Wunsche, über die Frage eingehend unterrichtet zu werden.

Berlin, den 23. März 1917.

„Berliner Abendpost." „Berliner Abendzeitung." „Berliner Allgemeine Zeitung." „Berliner Blatt." „Berliner Lokal-Anzeiger." „Berliner Morgenpost." „Berliner Morgenzeitung." „Berliner Tageblatt." „Berliner Volkszeitung." „B. Z. am Mittag." „Der Tag." „Deutsche Tageszeitung." „Tägliche Rundschau." „Vossische Zeitung."

Der Abend
24. III. 1917

148

Eine Verordnung als Ostergeschenk.

Der Handelsminister hat der Bevölkerung ein willkommenes Ostergeschenk gemacht. Er hat nämlich angesichts der unverändert fortbestehenden Notwendigkeit von Ersparungsmaßnahmen beim Verbrauche von Rotationsdruckpapier die sehr vernünftige Anordnung getroffen, daß der Umfang der am Ostersonntag erscheinenden Tagesblätter — soweit dies die zulässige Höchstverbrauchsgrenze gestattet — das anderthalbfache Ausmaß des durchschnittlichen Umfanges der Sonntagsnummern vom 18. und 25. März sowie vom 1. April laufenden Jahres nicht überschreiten darf.

Damit ist dem höchst ärgerlichen Unfug, den namentlich die „N. Fr. Pr." und das ihrer würdige „N. Wr. T." getrieben haben, ein Ende gemacht. Es wird dieses Mal nicht angehen, Osternummern von hundert Seiten und mehr zu verbrechen, in denen Literatur und Wissenschaft als Vorspann für das Inseratengeschäft mißbraucht werden und die Erpressung am hellichten Tage Triumphe in Gestalt ganzseitiger Anzeigen feiert.

Nicht ohne einige Schadenfreude mag man übrigens auch an die Schriftsteller von Rang und Einkünften denken, die sich so weit prostituierten, Beiträge für die Textbeilagen zu den Anzeigen-Feiertagsnummern zu liefern. Dies gilt natürlich nur von unseren heimischen Literaten; die ausländischen Schriftsteller können keine Ahnung davon haben, daß sogenannte große Blätter so schmachvollen Mißbrauch treiben.

Fremdenblatt
28./III. 1917

* (Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen im April 1917.) Angesichts der noch fortbestehenden Knappheit an Rotationsdruckpapier hat der Handelsminister mit einer heute im Reichsgesetzblatt und in der „Wiener Zeitung" zur Verlautbarung gelangenden Kundmachung vom 24. März 1917 auf Grund der Ministerialverordnung vom 12. März 1917 angeordnet, daß die mit der Kundmachung vom 12. März 1917 für den Monat März verfügten Beschränkungen des Rotationsdruckpapierverbrauches der Zeitungen unverändert auch für den Monat April 1917 zu gelten haben. Nur für die auf den Ostersonntag entfallende Nummer wurde die bereits angekündigte Ausnahmsverfügung in der Richtung getroffen, daß diese im anderthalbfachen Ausmaße des Durchschnittes der Sonntagsnummern vom 18. März, 25. März und 1. April erscheinen darf, insoweit dies im Rahmen des zulässigen Papierverbrauches möglich ist.

Reichspost
Abendbl
28./III. 1917

150

Die Gegenwartssorgen der Morgenländerpresse.

Nahrungssorgen sind es nicht. So etwas gibt es für die Gattung von Menschen, für welche und von welchen die Morgenländerpresse geschrieben wird, nicht. „Was kochen w i r?" fragt das „N. W. Journal" täglich und gibt täglich bereitwillig Auskunft. Für morgen, Donnerstag, gibt es in seiner heutigen Nummer folgenden Speisezettel seiner Leut' (das sind „unsere Leut'" !) bekannt:

E i n f a c h e (!) Speisenfolge:

M i t t a g s: Gemüsesuppe, Lammsbrust mit Wruken und Eiernockerln.

A b e n d s: Frankfurter mit Wruken.

B e s s e r e Speisenfolge:

M i t t a g s: Falsche Suppe mit geriebenem Gerstl, Selchkarree mit Kraut, Makronentorte mit Kompott.

A b e n d s: Eingemachtes Huhn mit Schwarzwurzeln.

Das Volk des „N. W. J." hat, wie man sieht, keine Ahnung davon, was heute das übrige Volk, dem der Erdäpfeleinkaufstag zum Festtag geworden ist, kochen muß. Dafür ist das Volk des „N. W. J." von andern Sorgen geplagt. In der gleichen Nummer bringt es einen Aufsatz von einem Siegmund S c h l e s i n g e r unter der Ueberschrift „Ersatz". Schreibt er über die vielen Ersatzmittel, mit der sich die Volksernährung heute behelfen und der Magen der unbemittelten Massen abfinden muß? Ach nein, für einen Schlesinger, für das Volk der Morgenländerpresse spielt dies keine Rolle; wer am Donnerstag Gemüsesuppe, Lammsbrust, Eiernockerln, Frankfurter, Selchkarre, eingemachtes Huhn und ähnliche Dinge auf seinem Tisch stehen hat, braucht sich um Ersatzmittel nicht zu scheren, es wäre denn, daß er als Fabrikant oder Händler von Ersatzmitteln für andere sich unter den Verdienern der Kriegszeit befindet. Also tut Schlesinger die Ersatzmittelsorgen der Bevölkerung mit einer geringschätzigen einleitenden Bemerkung ab und breitet dann sein eigenes oder seiner Leute (das sind „unsere Leut"!) ewiges Weh und Ach aus; wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, wenn wir zur Kennzeichnung der Morgenländerkriegssorgen uns gezwungen sehen, vom Schlesinger-Schmutz des „N. W. J." hier eine Probe wiederzugeben:

Nur für ein u n e n t b e h r l i c h s t e s L e b e n s b e d ü r f n i s sieht es mit dem Ersatz bedenklich aus, nicht weil ein solcher schwer herbeizuschaffen wäre — im Gegenteil pflegt er immer zur Stelle zu sein — und der Gebrauch desselben stößt auf einige heikle Hindernisse und sieht sich f o g a r unter gerichtliches Verbot gestellt. Das ist der E r s a t z für den abgängigen Ehemann, der nicht einmal durch eigene, oder der Gattin Veranlassung, dieser entzogen ist, sondern ihr von der Dienstpflicht weggeholt. Freilich fehlt auch sie ihm, aber es ist eine ziemlich bekannte Tatsache, daß es bei den Männern mit den Ersatzfreuden unvergleichlich rascher geht und daß bei ihnen und für sie eine weit weniger rigorose Behandlung der Sache obwaltet. Wird nun eine solche häusliche Entbehrerin, die darunter leidet, noch dazu inne, daß sie an dem Gatten nicht einmal einen Leidensgenossen hat, sondern daß er sich mit dem genügenden S u r r o g a t versehen, daß er nichts entbehrt, so mag sie sich zu der Erwägung gereizt fühlen, ob ihr nicht das gleiche Recht oder Unrecht zugebilligt werden müsse und sie sich nicht auch ihrerseits um einen Ersatz für diesen ihr entzogenen lebendigen Existenzbedarf umsehen könne.

Und so eine ganze Spalte lang! Vorstehende Kostprobe gewährt nur eine schwache Vorstellung von dem Sauherdenton und der entsprechenden Gesinnung der ganzen ekelerregenden Schmiererei. Und d a m i t d i e B e v ö l k e r u n g i n s o l c h e r Z e i t t ä g l i c h m i t s o l c h e m S c h m u t z b e s p r i t z t w e r d e n k ö n n e, w i r d d e r e r n s t e n P u b l i z i s t i k d a s P a p i e r g e d r o s s e l t! So wie man den Säuglingen den Gummilutsch fast unerreichbar und unerschwinglich machte, weil das Rohmaterial von den Fabrikanten der sogenannten „Pariser Gummiartikel" gebraucht wird, die von zahllosen Händlern in jeder Gasse und von Hausierern auf Schritt und Tritt angeboten werden, wie die täglichen Sensationen des „N. W. J.". Muß das alles so sein?

Der Abend.

28./III. 1917.

28

151

Die ernsten, sachlichen Blätter und der „Abend".

Es ist seit einiger Zeit Mode geworden, gegen den „Abend" loszuziehen, allerdings ohne ihn zu nennen; man sagt ganz allgemein „Dieses demagogische Blatt" oder nicht minder deutlich „Die demagogische Presse" Offenbar meint man, den „Abend" dadurch in der öffentlichen Meinung herabzusetzen; aus dem Umstande, daß wir den Vorwurf ohneweiteres auf uns beziehe, geht hervor, daß wir weit davon entfernt sind, ihm als etwas ehrenkränkendes anzusehen, denn er bedeutet ja schließlich doch nur, daß wir Preistreiberei und was damit zusammenhängt nicht mit der abgeklärten Ruhe der Wissenschaft beurteilen, sondern temperamentvoll, wie wir nun schon einmal sind, Hinz Hinz, einen Wucherer einen Wucherer und einen Preistreiber ohne Ansehen des Standes und Besitzes Preistreiber nennen. Wenn das Demagogie ist, so wollen wir sie uns in Gottesnamen vorwerfen lassen; mindestens bietet es den Vorteil, daß es die verstehen, um deren Wohl und Wehe es sich handelt. Gehen wir doch sogar soweit, strenge Strafen als abschreckndes Beispiel und als Sühne für das beleidigte Rechtsgefühl des Volkes zu verlangen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Grundsatz, ein höherer Nutzen sei strafbar, dem Moralempfinden der kapitalistischen Wirtschaft zu sehr widersprechen könnte. Wir schreiben eben nicht für die kapitalistische Wirtschaft, und ihr Moralempfinden, an dessen Bestehen wir trotz einiger Schwierigkeiten nicht zweifeln wollen, ist deshalb so ziemlich die letzte unserer Sorgen. Es gibt zur Zeit dringendere.

Nein, mit dem Vorwurfe solcher Demagogie wird man uns nicht abschrecken, der Wortführer der wirtschaftlich Schwachen zu sein, die nicht nur unentbehrliche Lebensmittel, sondern auch Vertreter ihrer Angelegenheiten nicht bezahlen können. Irgendjemand muß sie aber doch vertreten — ist es kein bezahlter, so einer, der es umsonst tut — und deshalb schreibt der „Abend" nicht für die gelehrte Welt noch für die „am andern Ufer", sondern für die, denen es bisher an Anwälten in der bürgerlichen Welt gemangelt hat. Der Geschmack ist eben verschieden und ebenso die Aufgabe, die sich Einer stellt; der eine fühlt sich zum Anwalt des zahlungsfähigen Besitzes berufen, der andere tritt für die ein, die keine Zeit haben, über volkswirtschaftliche Erwägungen nachzudenken, weil sie sich um einen Sack Kohle oder ein Kilo Erdäpfel anstellen müssen, oder darüber nachsinnen, wie man ein festes Einkommen mit den so beweglich gewordenen Preisen in Übereinstimmung bringe. Wir begnügen uns mit der Anerkennung dieses Leserkreises und überlassen unseren Kritikern, die sicherlich lohnendere Dankbarkeit derer, die auf der Höhe der volkswirtschaftlichen Erfolge stehen.

Schließlich ist es Wenigen gegeben — und wir bilden es uns nicht ein, zu diesen Bevorzugten zu gehören — immer und unter allen Umständen die Grenzlinien haarscharf einzuhalten; wenn aber schon überschritten sein muß, dann überschreiten wir vom „Abend" lieber im Kampfe gegen die Wucherer, als bei ihrer Verteidigung.

Die Gefahr, vor der dieser Tage von hochgestellter aber etwas zu vorsichtig abwägender Seite gewarnt wurde, scheint uns nicht gar so groß zu sein: so diokletianisch ist die Verfolgung noch nizt, daß eines Tages die ganze Industrie erklären würde, es freue sie nicht länger und sie spiele unter solchen Umständen nicht mehr mit. Und wenn dieses Unwahrscheinliche Ereignis würde? Wer ist denn diese Industrie, die so zartbesaiteten Gemütes wäre, daß man sie vor der Demagogie behüten muß, die gegen übertrieben hohe Gewinne Strafen verlangt? Wer denn? Wenn sich die Schwerindustrie und die Erzeuger der unentbehrlichen Lebensmittel zu der Unwahrscheinlichkeit des Streikens entschlössen, so hätte das vielleicht mehr Gutes als Übles zur Folge; es erinnerte wenigstens sehr nachdrücklich daran, daß es ein Gesetz der Notwehr gibt, die es schwerlich dulden würde, daß die Erzeugung eingestellt würde, weil die Erzeuger nicht mehr soviel wie bisher profitieren könnten.

Wenn es also eine demagogische Forderung ist, Preistreiberei schonungslos zu ahnden, so werden wir darin fortfahren, solange nicht „die Herren Preistreiber den Anfang machen", ja wir stehen nicht gut dafür, daß wir nicht noch strengere Strafen fordern werden. Die Kritik der mildergestimmten Presse wird uns nicht abhalten, solange uns das eigene Empfinden und ganz unverkennbare Zeichen sagen, daß die Haltung des „Abend" ihre Wirkung tut, und zwar nicht nur auf unsere Leser, sondern auch auf unsere Preistreiber. Diese wissen nämlich ganz genau, ohne die geringste Kenntnis der volkswirtschaftlichen Theorien wissen sie was Preistreiberei ist, worin sie besteht und wo sie anfängt strafbar zu sein; sie wissen es ebenso genau wie die von ihnen Ausgebeuteten und — glücklicherweise — auch wie die Gerichte. Es gibt nämlich ein Rechtsgefühl, das den Mangel an volkswirtschaftlicher Bildung ausreichend ersetzt, wenn es sich um Preistreiberei und verwandte Künste handelt. Wir erfahren mit begreiflicher Genugtuung, daß schon manches aussichtsreiche Geschäft unterblieben ist, weil sie sich fragten, was der „Abend" dazu sagen würde, und wohl auch, weil man weiß, daß der „Abend" nicht allein vom niederen Volk gelesen wird, sondern trotz seiner „Demagogie" oder vielleicht gar ihretwegen an Stellen, wo man auf das Schicksal der Preistreiber und ihrer Mitarbeiter einigen Einfluß zu üben imstande und auch gewillt ist. Deshalb läßt uns diese Kritik recht kalt und wir trösten uns auch darüber, daß die augenblickliche Windströmung gewissen Betrachtungen, wie wir sie gerne und unter vielseitiger Zustimmung anzustellen pflegten, nicht günstig ist, aber wir sind ganz ungesorgt; für alles kehrt die Zeit wieder; sie wird auch für das Schreiben über diese Dinge wiederkehren, und dann soll niemand zu kurz kommen; weder unsere Leser, die wir jetzt warten lassen müssen, noch die, die sich einbilden, daß gewisse Erörterungen jemals den Reiz des Zeitgemäßen und Volkstümlichen verlieren könnten, während sie doch ganz im Gegenteil durch das Älterwerden nur an Feuer und Blume zunehmen, wie alter Wein. Vorausgesetzt allerdings, daß sie im richtigen Keller aufbewahrt werden. Aber das ist ja der Fall, denn unser Gedächtnis — dessen mögen sich die Preistreiber und sonstigen Volksfeinde versichert halten — ist ein ausgezeichneter Aufbewahrungort; aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und es wird nichts verloren gehen und nichts vergessen oder ihnen geschenkt werden.

„Donauland."

Das erste Heft dieser neuen österreichischen Monatsschrift liegt vor uns, vornehm ausgestattet und wohl die erfreulichste Neuerscheinung in unsrer Zeitschriftenwelt. In diesen Tagen, da das verjüngte Oesterreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen emporsteigt, ist die Gründung einer vaterländischen illustrierten Monatsschrift, die noch dazu alles Gewöhnliche weit hinter sich läßt, ganz besonders zu begrüßen. Denn sie ist ebensowohl ein Symbol kraftvoller Einigkeit und begeisterter Vaterlandsliebe wie des heimischen Könnens und künstlerischen Wirkens. Stolz können wir in diesem wohlgelungenen Anfang einer sicherlich glänzenden Reihe von Heften einen Aufschwung unsrer belletristischen und dem Heimatsgefühl dienenden Publizistik begrüßen und der Erwartung Ausdruck verleihen, daß „Donauland" den mehr als bemerkenswerten Platz, den es sich mit einem Schlage errungen hat, in alle Zukunft behalten wird.

Ein außerordentlich gutes Porträt unsres Kaisers und ein liebliches und ernstblickendes Bildnis der Kaiserin sind dem Vorwort beigegeben, das den Satz enthält: „Aus Oesterreich heraus schaffen und verkünden — dieses ist der Wille der neuen Monatsschrift." Gibt es zu solchem erfreulichen und starken Wort ein schöneres Geleite als die Bilder des Kaiserpaares, das an der Spitze des ganzen Volkes bereit ist, Leid und Freud mit allen zu teilen, an erster Stelle mitzuwirken an dem großen Werk, in dem diese Zeitschrift ein kleines Rädchen sein will, am Werk der Schaffung eines neuen, starken, mächtigen und der ungeheuren Vielheit seiner Kräfte bewußten Donaureiches? „Kaiser und Kaiserin" heißt der erste Artikel, den Oberleutnant Dr. Paul Stefan geschrieben hat. Das ganze Leben des hohen Paares zieht beim Lesen der ersten Seiten, schlicht und warm erzählt, an uns vorüber. Wie eine Lichtgestalt aus dem Lande der Barmherzigkeit grüßt das Bild der Kaiserinmutter Erzherzogin Maria Josefa, wie ein goldlockiges Engelchen aus glücklichen Zukunftstagen lächelt uns der kleine Kronprinz entgegen, und als ein Vorbild mitleidiger Menschenliebe erscheint der edelschöne Kopf der Schwester Michaela, der Erzherzogin Maria Therese. Wir sehen unsern Kaiser als Thronfolger bei den Truppen im Felde auf den felsigen Höhen von Vielgereuth, das heldenkühne Vorgehen seiner Truppen verfolgend. Sie, die Soldaten, kennen ihren Allerhöchsten Kriegsherrn schon lange aus Situationen, in denen weder äußere Ehren noch Würden den Ausschlag geben, in denen nur Mannesmut und Geschlossenheit von Wert sind. Und mit dem kaiserlichen Prinzen schon hat sie gemeinsames Schicksal und gemeinsame Tat innig vereint. Bildchen, wie dieses, erklären mehr als alles die ungeheure Liebe und Begeisterung, mit denen die im Schlachtendonner hartgeschmiedeten Frontsoldaten bedingungslos an ihrem höchsten Führer hängen, den sie so oft in ihrer Mitte gesehen haben, furchtlos, gütig, soldatisch streng gegen sich selbst und doch strahlend in jener herzgewinnenden Freundlichkeit, die keiner vergißt, der in schweren Kampfestagen dem Kaiser nahe war. Das ist eben die hohe Gabe des Schicksals, die diesen beiden Auserwählten, Karl und Zita, zuteil wurde: den Widerschein ihrer gütigen und alle Welt mit hilfreicher Liebe umfassenden Herzen zur Schau zu tragen, ohne es selbst zu wissen, Sonntagskinder auf dem Thron zu sein.

„Nachtwandler" heißt ein tiefempfundenes Gedicht vom Dichter der „Könige", Hans Müller. Ueber „Die Balkanpolitik Bismarcks und Kalnokys" weiß Dr. Heinrich Friedjung viel Neues und Interessantes zu sagen. Ueberaus lesenswert ist die „Donaufahrt vor zweihundert Jahren" von Stephan Zweig, mit einer ganzen Serie wenig bekannter alter Pläne und Ansichten aus jener Zeit. Oberst Alois Veltzé hat über „Unsre Heerführer" in seiner präzisen und fesselnden Art geschrieben. Das Bildnis unsres Conrad v. Hötzendorf, das Brustbild des ruhmvollen Heeresfrontkommandanten Generaloberst Erzherzog Josef, des Armeekommandanten v. Köveß und des damaligen Armeekommandanten G. d. J. Arz v. Straußenburg schmücken diesen gediegenen Artikel. Sehr hübsch ist das Gedicht „St. Christophorus" von Rainer Maria Rilke in dunkler Umrahmung. Eine Meisternovelle von Hermann Bahr, „Die Schwestern", wird den Lesern großen Eindruck machen. GM. v. Hoen plaudert in seiner gewandten Art über „Die Presse im Krieg". Das vollendet schöne Gedicht von Franz Karl Ginzkey, „Feindlicher Flieger", ist ein Juwel des Heftes. Artur Rößler macht uns mit einem neuen Rodierer, dem Künstler

Neues Wiener Tagblatt
28. III. 1914
152

Berner Bund

31. III. 1917

Hugo von Hofmannsthal

Heute Samstag abend wird im Burgerratssaal zu Bern Hugo von Hofmannsthal einen Vortrag halten über „Die europäische Idee". Daß es sich dabei nicht um Politik, sondern lediglich um Literatur handelt, wird man bei diesem Dichter als selbstverständlich voraussetzen. Aus Zürich, wo Hofmannsthal am Donnerstag im Hottinger Lesezirkel über „Oesterreich im Lichte seiner Dichter" sprach, wird uns telegraphiert, daß Hofmannsthal sich mit seinem Vortrag „einen Erfolg errang, wie er kaum je einem Redner zuteil ward. Gehalt, Diktion und Vortragskunst waren vollendet; ein feinster Mensch von weitestem Horizont trat aus allem hervor, so daß man seinem Berner Vortrag über die europäische Idee mit größter Spannung entgegensehen darf."

Hugo von Hofmannsthal, ein reifer Mann von 43 Jahren, ist unbedingt der vornehmste und feinsinnigste Dichter des heutigen Oesterreich. Er ist Wiener und als solcher ein ausgesuchter Vertreter alter edler österreichischer Kultur. Schon als Siebzehnjähriger zeigte er mit seiner dramatischen Studie „Gestern" die Grundzüge seines Dichterwesens: reife, vornehme Anmut und aristokratische Kunstform. Er ist kein Naturalist, im Gegenteil läßt er seine Helden mit Vorliebe in künstlicher Atmosphäre, in gesteigerten Gefühlen leben, in adeliger Entfernung vom alltäglichen Strom der Welt. Von seinen Werken, deren einzelne bereits auch in Bern aufgeführt wurden, nennen wir nur etwa: das tiefsinnige dramatische Fragment „Der Tor und der Tod", die drei Einakter „Theater in Versen" und andere unter dem Titel „Kleine Dramen" gesammelte dramatische Stücke. Sein Trauerspiel „Elektra" sowie sein „Rosenkavalier" und seine „Ariadne auf Naxos" sind bekanntlich von Richard Strauß komponiert worden. Sein „Oedipus und die Sphinx" und sein „altes Spiel" „Jedermann" machten ebenfalls Epoche, um von seinen feinen Gedichten und geistvollen Prosaschriften ganz abzusehen.

Wir werden also einen ganz hervorragenden Dichter und Geist zu hören bekommen und heißen daher Hugo von Hofmannsthal herzlich in Bern willkommen.

Fremdenblatt

31./III. 1917

154

* (**Direktor Sigmund Gollmann gestorben.**) Vorgestern ist in Wien der ehemalige Chef der Administration der „Wiener Allgemeinen Zeitung" Direktor Sigmund Gollmann im 77. Lebensjahre gestorben. Direktor Gollmann, der vor einigen Jahren als 73jähriger Mann in den wohlverdienten Ruhestand getreten war, zählte zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten der Wiener Zeitungswelt. Er gehörte zuerst dem Beamtenstab des „Fremden-Blatt" an und übernahm dann im Jahre 1894 die Leitung der Administration der „Wiener Allgemeinen Zeitung". In dieser Stellung verblieb er volle 18 Jahre. Eine Zeit lang war er gleichzeitig administrativer Beirat der „Wiener Zeitung". Direktor Gollmann wurde in der Wiener Zeitungswelt als ein Fachmann von ganz außerordentlichen Qualitäten geschätzt, seine Arbeitsfreude, Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit waren überall bekannt, und die Nachricht von seinem Tode wird überall mit tiefer Betrübnis aufgenommen werden. Direktor Gollmann hinterläßt eine Witwe, eine Tochter und zwei Söhne. Das Leichenbegängnis findet Sonntag den 1. April um 12 Uhr mittags vom Zentralfriedhofe (israelitische Abteilung) aus statt.

Sozialpolitische Wochenplauderei.

Der Eselstritt.

(Ein Leitartikel der „Neuen Freien Presse".)

Die uralte, ewig junge Fabel vom sterbenden Löwen, dem der lebende Esel — wie lange hatte er ihm mit dem schwungvollsten „I ah" gehuldigt — einen Fußtritt versetzt. Nur daß dieses Mal der Löwe gar nichts vom Löwen, sondern viel mehr von der Hyäne hat, und Herr Moriz Benedikt sicherlich alles, nur kein Esel ist. Aber stimmt es mit den Bestien nicht, so um so mehr mit der Moral. Fabula docet:

„Der Mann, der Samstag mittags im Gerichtssaale verhaftet wurde, war Einzelprokurist und Generalbevollmächtigter des Hauses Reitzes; er war Gebieter über viele von ihm abhängige Menschen, als mächtiger Leiter einer großen Bank und einer Firma, die mit ihrem riesigen Vermögen zu den reichsten in der Monarchie gehört."

So beginnt die „N. Fr. P." ihren Nachruf; sie erzählt begreiflicherweise nicht, daß dieser Mann den Tag, bevor er unter zweifacher schwerer Anklage verhaftet wurde, schrankenlos über die öffentliche Meinung gebot, weil er Geld hatte. Es gab kein Geschäft, möge es ein Meta- oder ein Syndikatsgeschäft gewesen sein, das nicht diese öffentliche Meinung nach festem Tarif von Fall zu Fall vereinbarter Bezahlung, als volkswirtschaftliches Ereignis begrüßt und dem leichtgläubigen Leser angepriesen hätte, und es ist wahrlich nur ein Zufall, daß sie nicht heute statt der Verhaftung des Großaktionärs und leitenden Verwaltungsrates, die Ausgabe neuer Aktien der Depositenbank ankündigen mußte. Sie hätte es sicherlich lieber getan, denn wahrscheinlich ist es heute das erstemal, daß sie Herrn Adolf Schönwald nennt, ohne dafür bezahlt zu werden. Allen voran selbstverständlich dieselbe „Neue Freie Presse", die aus Anlaß der Verhaftung eines höchstgeschätzten Geschäftsfreundes einen Leitartikel schreibt, der die allgemeinen finanziellen Sitten tadelt und die Geschäfte des Hauses Reitzes rügt, weil „die kaufmännische Ehrbarkeit undurchsichtige Geschäfte nicht zuläßt". Das schreibt das Blatt, das den undurchsichtigsten Schleier seines volkswirtschaftlichen Teiles über jedes Geschäft wirft, wenn es bezahlt wird; und schreibt es an einem Tage, wo das System zusammenbricht, dessen stärkste journalistische Stütze diese „Neue Freie Presse" war.

Allerdings ist es schwer, ernst zu bleiben, wenn eine „Neue Freie Presse" Sätze wie die folgenden schreibt: „Nach dem Ausbruche der großen Krise wurden so viele Tränen vergossen, daß der Glaube berechtigt war, sie hätten viel von dem finanziellen Geröll, von den Gebrechen einer ausgelassenen Zeit weggeschwemmt." Hält sie das öffentliche Gedächtnis wirklich für so schlecht, daß es schon vergessen haben könnte, wer die ärgste Schuld an der Enttäuschung trägt, daß immer wieder alle Tränen vergossen werden?

In diesem Leitartikel, den ein späterer Sittenschilderer als Beweis dafür anführen wird, was man der bürgerlichen Welt unserer Zeit straflos bieten durfte, steht ein Satz, mit dem wir einverstanden sind: „Das Strafgericht muß verbessern, was durch unbezwingliche Verhältnisse schlecht geworden ist." Die „Neue Freie Presse" ahnt höchstwahrscheinlich nicht, wie prophetisch diese Worte sind. Das Strafgericht kommt. Aber sie glaube nur ja nicht, daß es sich mit den Schönwalds begnügen und die Benedikts verschonen könnte. Herrn Benedikt mag es unwahrscheinlich vorkommen, aber es gibt auch ein Strafgericht des erwachenden sittlichen Volksbewußtseins.

Was uns diese letzten Tage gezeigt und gelehrt haben, kann nicht ohne Wirkung bleiben. Ich bin sicher, daß schon heute die Ansichten über geschäftlich Erlaubtes und Verbotenes wesentlich geläutert oder doch wenigstens geändert sind, seitdem man wahrnehmen mußte, daß die Gerechtigkeit vor keinem Bankpalaste Halt macht. Auch die Anschauungen über das für Zeitungen Zulässige werden sich nun ändern, weil sie sich ändern müssen. Man hat jetzt gesehen, was eine Zeitung vermag, keine von denen, die der abergläubische Respekt vor der Druckerschwärze die „großen" nennt, weil ihr Revolver sechzehnseitig ist. Ein Blatt, noch keine zwei Jahre alt, kümmerliche vier Seiten stark und damals, als der Kampf begann, sicherlich nicht das an Auflage bedeutendste, ein wahrer David der Tagespresse, fällt einen Riesen Goliath der Hochfinanz und schlägt ein Philisterheer von Bankpräsidenten und Direktoren, allen Hindernissen zum Trotz, unwiderstehlich stark, nur, weil es von niemand etwas erwartet und nichts will, als den Schwachen gegen die Starken beistehen und die Unehrlichkeit und die Lüge bekämpfen. So viel, Herr Benedikt, vermag der Idealismus, über den man so schwungvoll schreibt und so herzlich lacht. Damit ist auch die Ausrede zerstört, als wäre die Übermacht des Finanzkapitals so groß, daß jeder Kampf von vornherein aussichtslos bleiben müßte; denn das ist ja der Vorwand, wenn sie mit allen Händen Geld nehmen: daß sie doch nichts verhindern könnten, soll eine Entschuldigung sein. Auch dieser — sicherlich in jedem Sinne faule — Vorwand ist ihnen nun genommen.

Da aber die Benedikte begreiflicherweise wirklich nicht recht die Eignung haben, auf ihre alten Tage als Hirtenknaben David gegen die Riesen Goliath und Reitzes auszuziehen, so werden es andere an ihrer Statt tun müssen; denn der Riese Goliath hat schon zu viel Schaden in Israel — und außerhalb angerichtet, und da es notwendig und höchste Zeit ist, ihn unschädlich zu machen, Herr Benedikt es aber nützlicher findet, seine Generalversammlungen und Subskriptionseinladungen als ganzseitige Anzeigen und das Lob seiner Geschäfts-

Der Abend 2. III. 1912

157

Fremdenblatt
Abendbl
3./IV. 1917
158

* **(Ein österreichischer Auslands-Aufklärungsdienst.)** Im Niederösterreichischen Gewerbeverein hielt Dr. Friedrich Leiter einen Vortrag, in dem er u. a. ausführte: Oesterreich und die Oesterreicher sind im Ausland nicht gekannt. Wen sein Weg nach dem Ausland geführt, konnte hievon drastische Beweise erhalten. Die absolute Passivität, mit welcher wir geruhsam die uns abträgliche Verkennung im Ausland walten ließen, wurde uns zum Fluche. Man bemüht sich in Berlin und nicht minder bei uns, seitdem man erkannt, daß manches Versäumnis der Friedenszeit gutzumachen ist, das Tätigkeitsgebiet der telegraphischen Agentur, in Deutschland das Wolffsche Bureau, auszugestalten und zu kräftigen, erfreulicherweise nicht ohne anerkennenswerten Erfolg. In Oesterreich versieht den telegraphischen Nachrichtendienst, der uns mit der Publizistik der Welt verbindet, ein staatliches Bureau. Die staatliche Einrichtung bringt es aber zugleich mit sich, daß weitestgehende Erwägung und Ueberlegung geübt werden muß, ehe ein Ereignis in österreichischer Darstellung zur Verbreitung gelangt. Einem Bureau unter staatlicher Firmierung haftet unvermeidlich eine gewisse Beengung an, die eine Einschränkung in der Verwendung des Nachrichtenapparats mit sich bringt. Im staatlichen Charakter des Telegraphenbureaus mag es ferner gelegen sein, daß sein Wirkungskreis sich hauptsächlich auf die Politik beschränkt, wogegen für eine angemessene Propagierung wirtschaftlicher, sozialpolitischer und kultureller Vorgänge unter österreichischem Gesichtspunkt, zur Förderung österreichischer Interessen, eine autoritative, systematisch funktionierende Organisation bei uns fehlt. Hier müßte der Aufklärungsdienst in erster Linie einsetzen, und in dieser Richtung hätte er auch ein umfassendes, bedeutsames Programm zu erfüllen, um Oesterreich im Ausland in Ansehen zu bringen. Zur staatlichen Institution müßte demnach, mit derselben kooperierend, eine private Einrichtung treten, aber direkt von den Interessenten aktiviert und von ihnen ausschließlich geleitet, keineswegs aber Erwerbsunternehmen eines Einzelnen, den naturgemäß Profittendenzen bestimmen würden. Hierin läge eine Gefahr, die vermieden werden müßte. Der publizistische Aufbau hätte den Dienst hinsichtlich des einlangenden wie des ausgehenden Materials zu organisieren und namentlich die Verbreitung des letzteren vorzukehren. Die Propagandaaktion hätte sich ferner das gesprochene Wort wie die Illustration und den Film dienstbar zu machen; immer in möglichster Anpassung an Land und Leute und unter Vermeidung des Schablonisierens. In anderen Staaten, den feindlichen sowohl, mit denen wir im Kriege stehen, als in Deutschland, sind mannigfache Bestrebungen am Werke, die Auslandspropaganda zu entwickeln und zu vervollkommnen. Wir in Oesterreich dürfen am allerwenigsten zurückbleiben, und es wäre genau so, wie es in Deutschland und den feindlichen Staaten geschieht, ausschließlich Sache der privaten Initiative, namentlich der Industrie- und der Finanzwelt, die Lücken und Mängel in der Auslandspropaganda, worunter wir so viel gelitten, zu beheben. Denn der Erfolg müßte sich in der Folge in Kronen und Heller für die heimische Volkswirtschaft ausdrücken.

Frankfurter Zeitung

4/IV. 1917

Buchreihen.

Seit die beiden Verleger Langewiesche mit ihren erfolgreichen 1.80 Mark-Bücherreihen hervortraten, ist im Buchhandel eine starke Vorliebe bemerkbar, die Bücher nicht mehr einzeln, sondern reihenweise auf den Markt zu bringen. Diese Erscheinung behandelte Dr. Carl Christian Bry in einer Broschüre „Bücherreihen. Fortschritt oder Gefahr für den Buchhandel?" (Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1917), die zu einigen allgemeineren Bemerkungen Anlaß gibt. Bry behandelt die Reihenbildung vom buchhändlerischen Standpunkt aus und sieht in ihr, obwohl er als den höchsten Zweck des Buchhandels die Vertreibung des rein individuellen Buches bezeichnet, vor allem ein wertvolles Mittel für die Organisation des Buchmarktes und Konsums. Unter den etwa 30 000 Büchern, die jährlich bei uns erscheinen, verschwindet naturgemäß das einzelne Buch vollkommen, so daß auch demjenigen, der sich einen Ueberblick über die Produktion zu wahren sucht, und wie viel mehr dem Durchschnittskäufer viele und oft gerade wichtige Bücher entgehen. Vom Standpunkt des Buchhändlers aus ist es unter diesen Verhältnissen ein naheliegender Vorteil, das einzelne Buch nicht mehr für sich auf den Markt zu bringen, sondern die Bücher reihenweise unter einem gemeinsamen Namen und in gleicher Ausstattung herauszubringen, so daß schon das äußere Bild des Buches den Käufer an die bekannte Serie erinnert und ihm eine Orientierung gibt, wo das Buch hingehört. Auch der Bücherkäufer kann damit durchaus zufrieden sein, denn wenn man schon von außen den Ullstein- oder Borngräberband zu erkennen vermag, so weiß man gleich Bescheid. Allein die Erleichterung der Orientierung über die Produktion durch dieses Mittel hebt sich bald von selber wieder auf, wenn die Verleger, wie es tatsächlich vielfach der Fall ist, diese Betriebsform, bei der jedes Buch als Reklame für ein anderes benutzt wird, dazu mißbrauchen, ohne Risiko nur immer größere Büchermassen herauszubringen. Denn von einem gewissen Punkt an ist es ebenso unmöglich, sich in den Bücherreihen auszukennen wie vorher in den Einzeltiteln, und die Verwirrung steigert sich dadurch nur noch mehr. Allein das betrifft nur die buchhändlerische Betriebsform als solche; viel ernster, auch vom Standpunkt des Buchhändlers, ist etwas anderes, obwohl das keine Frage des Absatzes ist. Die Buchhändler hätten guten Grund, sich gegen das Ueberhandnehmen der Reihenanordnung zu wehren, denn dadurch wird ihre Arbeit (wie diejenige der Apotheker durch die Ueberschwemmung mit Spezialmitteln) mechanisiert und entwertet. Der Buchhändler läuft Gefahr, die Vorzugsstellung, die er als Vermittler des individuellen Buches vor dem Kaufmann besaß, einzubüßen und zum Verkäufer von Spezialitäten, von „Literatur in Originalpackung", herabzusinken. Die Vorliebe des Buchhandels für die Buchreihen zeigt eine Tendenz zur Industrialisierung und Kapitalisierung. An Stelle des Buchtitels als Symbol eines geistigen Gehalts tritt eine vom Verleger oder seinem Buchbinder gewählte Handelsmarke. Dadurch wird aber auch das Buch selber seinem Ansehen und seiner Funktion im geistigen Leben nach entwertet. Seinem Ansehen nach, indem es in immer weiteren Kreisen seinen Eigenwert als individuelles, von einer Persönlichkeit ausgehendes und von ihr vertretenes geistiges Erzeugnis verliert. Seiner Funktion nach, indem es seine Wirkung, d. h. die Möglichkeit, geistige Werte einer größeren Anzahl von Lesern zu vermitteln, einbüßt. Tatsächlich ist es auch jetzt schon einem Buch allein durch seinen Eigenwert, ohne Zuhilfenahme der Reklame, kaum mehr möglich, irgend einen Einfluß zu erlangen. Freilich darf dafür nicht der Buchhändler allein verantwortlich gemacht werden, sondern mehr als er das Publikum und die Autoren, die fürs Publikum schreiben. Hier liegen die tieferen Gründe, die den Buchhändler zur Anwendung merkantiler Betriebsformen zwingen, die im Widerspruch stehen zum Wesen des Buches. Der gewissenhafte Verleger, der sich seiner Verantwortung als Organisator der geistigen Arbeit bewußt ist, wird aber darum auch nicht die Reihenbildung als merkantilistisches Hilfsmittel mißbrauchen, sondern wird sich die damit verknüpften Gefahren vor Augen halten. Wenn der Verleger und Buchhändler zum bloßen Kaufmann wird, müßte für die Literatur, die auf sachlichen Eigenwert Anspruch macht, eine andere Organisation geschaffen werden. Denn Bücher, die nicht für den Gebrauch, sondern nur um der Sache willen geschrieben sind, rentieren sich erfahrungsmäßig nicht, weder für den Verleger noch für den Autor. Der Kaufmann, für den die Bücher nur Handelsware sind, kann also mit ihnen nichts anfangen. Das heißt also, daß geistige Arbeit im Rahmen der bloß volkswirtschaftlichen Bedingungen nicht möglich ist, weil sie ihrem Wesen nach keine Ware sein kann. Es müßte also neben den Buchhandel eine Organisation der geistigen Arbeit treten, die nicht auf Rentabilität und Gewinn angewiesen ist und die sich von Anfang an von den wirtschaftlichen Bedingungen der Preisbildung befreit. Auch in diesem Sinne „allen Tüchtigen freie Bahn" zu schaffen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Nationalökonomie des geistigen Lebens.

Hermann Herrigel.

Der Abend.

160

5./IV. 1917.

Was die „große" Presse verschweigt.

Gestern gab es die Generalversammlung der Verkehrsbank. Die große Presse, zu deren guter Kundschaft diese Bank gehört, berichtet darüber mit zehn Zeilen. Zwei beachtenswerte Zwischenfälle werden auf das Sorgfältigste verschwiegen. Der Abgeordnete Hummer rügte es scharf, daß die Verkehrsbank durch die Erwerbung von Aktien von Zeitungsunternehmungen Einfluß auf das politische Leben zu gewinnen trachte. Ferner beanständete er die Häufung von Verwaltungsratsstellen, deren zum Beispiel der leitende Direktor Philipp Broch nicht weniger als 28 inne hat (nebenbei gesagt, ist das noch keineswegs die Höchstleistung, es gibt Bankleute, die das Kunststück bis zu 36 und 40 solcher einträglicher Ehrenämter zustande bringen). Der Aktionär Dr. Rudolf Langrod stellte anknüpfend an diese Ausführungen den Antrag auf Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung, die die Satzungen in dem Sinne zu ändern hätte, daß „den Verwaltungsräten und Mitgliedern der Direktion jede Kumulierung von Verwaltungsratsstellen untersagt werde, bzw. daß ein Verwaltungsrat oder Direktor dieser Bank gleichzeitig nicht mehr als eine Verwaltungsratsstelle innehaben darf." In der Begründung bezog sich der Antragsteller teilweise auf die Ausführungen des Abgeordneten Hummer, teilweise darauf, daß die Verbindung vieler einträglicher Verwaltungsratsstellen in einer Hand außer der physischen Unmöglichkeit, der übernommenen Pflicht gewissenhaft nachzukommen, auch aus ethischen Gründen verwerflich ist. Der Antrag wurde selbstverständlich von der Versammlung unter Entrüstungszurufen sämtlicher Strohmänner rundweg abgelehnt, nachdem einige von diesen ihn ebenso entrüstet bekämpft hatten.

Das Bemerkenswerteste unter den Ereignissen dieser Generalversammlung ist aber das, was sich nicht ereignete. Nicht ein Aktionär, merkwürdigerweise auch der Vertreter des Aktionärvereines nicht, fand es angebracht, Auskunft über die soviel besprochene Geschäftsbeziehung der Verkehrsbank zu ihrem derzeit bedeutendsten Kunden Herrn Siegmund Bosel in Firma Bosel & Rosenbaum zu erbitten. Ein geistreicher französischer Schriftsteller hat das Wort geprägt: Dumm wie ein Aktionär! Vielleicht kommt übrigens noch die Zeit, wo es Nichtaktionären gestattet sein wird, sich mit dieser interessanten Geschäftsverbindung etwas wirksamer zu beschäftigen, als durch bloße

Doch warum Dinge, die einer dem anderen als frohe Nachricht zuflüstert, nicht bei ihrem wahren Namen nennen? Soll jedermann im Staate Anspruch auf Anerkennung haben, wenn seine Tat sie verdient, und nur der nicht, dessen Taten um so verdienstvoller sind, weil seine Untätigkeit so großen Schaden stiften könnte? Und uns, die wir demokratisch genug sind, auch den Höchststehenden nicht über Lob und Tadel erhaben zu finden, sollte es zukommen, nur die volkstümliche Tat zu loben, nicht aber auch den, dessen Verdienst sie ist? Dieser müßte schweigend übergangen werden? Wir, die wir, wenn schon nicht wissen, so doch vermuten können, was heißen mochte, der Gerechtigkeit jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen und der Öffentlichkeit volle Freiheit zu schaffen, wir erklären freimütig, daß sich der Kaiser durch sein Eintreten für Recht und volles Licht ein hohes Verdienst um den Staat und das Volk erworben hat. Der Sieg vom 4. April über den inneren Feind wird unvergessen bleiben; das Volk hat keine Auszeichnung zu verleihen, und hätte es sie, so stände es ihm hier nicht zu; aber in Tagen, wo es ernst wird, zeigt es, für wen es dankbar empfindet. Wir leben in solchen Zeiten; es gibt kein stärkeres Band zwischen Volk und Thron als das Bewußtsein, daß das Schwert in der Hand des Herrschers im Kriege der Tapferkeit, im Frieden der Gerechtigkeit dient.

Dies zu sagen, ohne jeden Zweifel im Sinne des demokratischen Wien, das zu diesem Blatte hält, scheint uns Pflicht und Recht zugleich. Wir wollen, daß der Kaiser immer mehr werde, als was ihn seine Taten bisher gezeigt haben. Wir brauchen für die schweren Zeiten, denen wir entgegengehen, einen Kaiser, wie wir vorahnend, einiges wohl auch wissend, schon vor einiger Zeit sagten und heute wiederholen, wo es in so hohem Sinne Wirklichkeit geworden ist, daß im Namen des Kaisers Recht gesprochen wird: die Zeit, die so sichtbarlich kommt, braucht ein verjüngtes, auf neuen Grundlagen aufgebautes Österreich und einen demokratisch-sozialen Volkskaiser.

Wenn das wahr ist, was man sich über die Vorgeschichte des Prozesses Kranz erzählt, so haben wir diesen Volkskaiser. Es wird von nun an nicht mehr heißen: Unde habeas nemo quaeret, sed oportet habere; zu besitzen wird nicht länger genügen, seitdem gefragt wird, woher man es habe.

Es ist eine traurige Zeit, in der wir leben, und der

Fragen an die Direktion der Verkehrsbank, die noch immer nur durch vornehmes Stillschweigen beantwortet werden. Keine Antwort ist allerdings auch eine Antwort, aber es wäre doch erwünscht, wenn man nach dem Prozeß Kranz nicht länger nur auf diese nicht ganz ausreichende Antwort angewiesen bliebe, wo man doch endlich den Wert der vollen Öffentlichkeit erkannt haben sollte.

Österr. Volkszeitung
Z./IV. 1917

161

Die „negerhafte" Freude am Luxus.

Ein Wort über Walther Rathenaus neues Buch.

An Walther Rathenaus neuem Buche, das soeben unter dem Titel „Von kommenden Dingen" bei S. Fischer erschien, interessiert in hohem Maße die Persönlichkeit des Verfassers. Wenn ein Mann, den das Schicksal an die Spitze einer der machtvollsten industriellen Unternehmungen Deutschlands geführt hat, und der seit einer langen Reihe von Jahren schon durch vielfältige Veröffentlichungen zeigte, daß er den Geist der Zeit mit ungewöhnlich geschärftem Auge zu erfassen vermag, wenn ein solcher Mann über die soziale Zukunft der Menschheit redet, so können, wie schon angedeutet, bei der Beurteilung des Werkes die Lebensumstände dieses Mannes nicht außer Ansatz bleiben.

Vorweg mag eines gesagt sein: Wer hier das politische und soziale Glaubensbekenntnis des modernen Großindustriellen und Großkapitalisten vermutet, der irrt sich. Viel eher scheinen die Gedanken, die in diesem Buche mit bedeutender Ueberzeugungskraft vorgetragen werden, einem geschworenen und geborenen Feinde des Großkapitals zu entstammen; und die Tatsache, daß ein Führer der Großindustrie solche Gedanken als eine Art von politischem und sozialem Glaubensbekenntnis niederlegen konnte, diese Tatsache ist ebenso von überragender Bedeutung wie der Inhalt des Werkes selbst.

Dieser Inhalt bedeutet — soweit sich das in einer kurzen Formel ausdrücken läßt — die denkbar gesteigertste Loslösung von den allgemein gültigen sozialen Empfindungen unserer bürgerlichen Gesellschaft. Mit Leidenschaft wird die Ansammlung großer Vermögen, wird die heutige Form des Erbwesens, wird die Neigung unserer Tage zum schönen Schein bekämpft.

„Eine Zeit wird kommen," sagt Rathenau, „in der jeder Mensch gegen Not und Elend so geschützt ist wie heute gegen Raub und Mord." Diesen Idealzustand heraufzuführen, bedürfe es aber der Abschüttlung all dessen, was heute noch Millionen von Menschen als höchste Lebensgüter empfinden. Rathenau meint, daß der Verzicht auf all das, was wir heute unter dem Begriff Luxus zusammenfassen, genügen würde, um die Menschheit auf dem gedachten Wege ein gutes Stück vorwärts zu bringen. Und mit einem tiefinnerlichen Zorn zieht er gegen die Luxusneigungen unserer Zeit zu Felde. Und nicht zum wenigsten, meint er, trägt an den Uebeln der Zeit die Haltung unserer Frauen schuld, die freilich bedingt ist durch die tiefere Schuld des Mannes. „Er (der Müßiggänger und Verweibte von heute) trägt die Schuld, daß negerhafte Urgelüste im Frauenleben unserer Zeit emporgestiegen sind, deren Schande und Not die Enkel entsetzen wird."

Weiter entwirft das Werk in großen Umrissen das Bild einer kommenden Gesellschaftsordnung. Es geißelt scharf unser soziales und gesellschaftliches Empfinden und möchte am liebsten alles in Grund und Boden verdammen, was irgend mit Luxus zusammenhängt. Rathenau erklärt die Freude am Schmuck jeder Art schlechthin für „negerhaft", und er meint, daß dieselben Kräfte, die heute all den „ekelhaften Tand" erzeugen, imstande wären, Werte zu schaffen, die das Schicksal der Menschheit freundlicher gestalten könnten. Ganz besonders deutlich wird das in der schroffen Abweisung aller der Dinge, die dem Wechsel der Mode unterworfen sind, und die schon durch ihre rasche Wandelbarkeit ihren Unwert dartun. Mit großer Schärfe bekämpft Rathenau das Luxusweib und tritt für das innere und äußere Spartanertum ein und verdammt die Freude an zwecklosen Dingen.

Was ist am Ende aller Luxus anderes als Zwecklosigkeit? Wenn wir von dem zahlreichen modischen Plunder endgültig befreit würden, so wäre das gewiß sehr erfreulich; ebenso wenn die überflüssigen und scheußlichen Zwecklosigkeiten, die sich immer noch und immer wieder in unserem Hausrat finden, durch schöne und künstlerisch einwandfreie ersetzt würden.

Wenn hier bei dem Thema „Luxus", das in Rathenaus Werk nur einen kleinen Teil ausmacht, etwas ausführlicher verweilt wurde, so geschah das, weil gerade dieses Gebiet so außerordentlich bezeichnend ist. Auf die großen politischen und sozialen Ideen, die das Buch enthält, weiter einzugehen, ist an dieser Stelle nicht der rechte Ort. Nur so viel mag gesagt sein, daß das Werk viele kühne, fruchtbare Anregungen bringt.

Vossische Zeitung

13./IV. 1917

Das norwegische Pressegesetz.

Von

Niels Hoyer,

Berichterstatter der Vossischen Zeitung".

* **Christiania, im April.**

Die norwegische Regierung ist mit der Haltung der norwegischen Presse, soweit sie sich mit nicht-norwegischen Dingen oder mit Dingen beschäftigt, die nicht lediglich norwegische Angelegenheiten sind, nicht zufrieden. Denn sonst hätte der norwegische Justizminister Herr Urbye nicht einen Gesetzvorschlag eingebracht, wonach „jeder norwegische Redakteur mit Geldstrafen bis zu 100 000 Kronen oder mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit beidem bestraft werden soll, der öffentlich zum Haß gegen ein fremdes Land oder dessen Regierungsleiter aufhetzt oder öffentlich ein fremdes Land, dessen Staatsoberhaupt, Staatsleitung oder Gesandten in Norwegen auf eine Weise bespricht oder darstellt, die störend auf das freundschaftliche Verhältnis zu dem betreffenden Lande wirken kann." Es ist bereits telegraphisch gemeldet worden, daß die ganze norwegische Presse Front gegen diesen Gesetzvorschlag macht.

Der Pressegesetz-Entwurf und der ganze Streit um ihn ist eine innere norwegische Angelegenheit, sollte man meinen. Der norwegische Justizminister behauptet, die Anregung zu dem Gesetz sei einzig und allein von ihm ausgegangen. Das bestreiten die norwegischen Zeitungen. Und obgleich sie sehr gut wissen, wer der eigentliche Veranlasser dieses Gesetzes ist, tun sie so, als sei Herr Urbye deutschem Druck unterlegen. Zeitungen wie „Tidens Tegn", „Verdens Gang", „Stöfartstiden" usw. deuten dies recht unverblümt an. Das ist verständlich, denn gerade diese Zeitungen haben Deutschland gegenüber kein besonders gutes Gewissen. Wie ich bereits am 25. v. M. telegraphierte, weiß ich ebensogut wie die norwegischen Redakteure, daß der Gesetzentwurf der norwegischen Regierung von dem englischen Gesandten Findlay abgezwungen worden ist. Den Anlaß dazu gab der Angriff des hiesigen „Morgenblad" auf die englische Gesandtschaft. Damals hatte dieses Blatt u. a. geschrieben, „man würde in Norwegen erst Ruhe haben, wenn einige Mitglieder der hiesigen britischen Gesandtschaft Norwegen verlassen hätten." Findlay verlangte vom Minister Ihlen Klageantrag gegen den Chefredakteur des „Morgenblad" oder öffentliche Entschuldigung. Bei seiner Regierung beantragte Findlay außerdem, man solle darauf bestehen, daß in Norwegen als Schutz gegen zukünftige Angriffe ein Gesetz eingebracht werde, wodurch der hiesigen Presse durch Höchststrafen eine Kritik wie die des „Morgenblad" unmöglich gemacht würde. Von den beiden Alternativen hat die norwegische Regierung eine Entschuldigung in London vorgezogen, die vor einigen Wochen geschehen ist. Ferner brachte sie den Knebelungs-Gesetzentwurf in Erfüllung der Findlayschen Forderungen im Storting ein.

Die norwegische Presse mag sich also bei Herrn Findlay bedanken, der, das muß ich aus Gründen der Wahrhaftigkeit meinen norwegischen Kollegen gegenüber einräumen, eigentlich gar keinen Grund hat, mit der Haltung der norwegischen Presse unzufrieden zu sein. Wohl aber, wie gesagt, in sehr vielen Fällen Deutschland, das aber weder durch seinen hiesigen Gesandten noch durch irgend eine andere Stelle auch nur den geringsten Schritt unternommen hat, der Herrn Urbye hätte veranlassen können, seinen Gesetzentwurf einzubringen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich die Gründe des deutschen Mißvergnügens über die Haltung norwegischer Zeitungen wie zum Beispiel „Tidens Tegn" Deutschland gegenüber hier wieder darlegen. Der eine Chefredakteur dieses Blattes nennt sich selbst einen „Anglomanen", und so nimmt sich auch gerade seine Polemik gegen die Lex Urbye sehr dünn aus: Soll norwegischen Redakteuren ein Maulkorb vorgehangen werden, so bitte schön, auch den ausländischen (lies deutschen) Korrespondenten hierzulande, schreibt dieses Blatt, das es unerlaubt findet, daß ich zum Beispiel bereits im Herbst vorigen Jahres das norwegisch-englische Fisch-Abkommen in der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht, es vom deutschen Standpunkt aus getadelt und der norwegischen Presse den Vorwurf gemacht hatte, dieses höchst wichtige Abkommen der norwegischen Oeffentlichkeit verschwiegen zu haben. Dieser Vorwurf sei ungerecht gewesen, behauptet das Blatt, da die norwegische Presse damals noch keine Ahnung von dem Abkommen gehabt hätte und meint, daß ich vielleicht auf unerlaubte Weise zu meinem Wissen gekommen sei. Daß meine Quelle die hiesige deutsche Gesandtschaft

Neues Wiener Tagblatt
13./IV. 1917

(Eine Ehrung für den Dichter Franz Eichert.) Gestern vormittag legte der Dichter und Schriftsteller Franz Eichert, welchem der Gemeinderat das Bürgerrecht verliehen hatte, den Bürgereid in die Hände des Bürgermeisters ab. Dr. Weiskirchner richtete an den Dichter eine Ansprache, in der er unter anderm ausführte: „Der sechzigste Geburtstag hat uns die Gelegenheit gegeben, Sie neuerdings unsrer Verehrung zu versichern. Der Gemeinderat hat Ihnen ehrenhalber das Bürgerrecht verliehen. Sie werden nun in die Hand des Bürgermeisters die Erfüllung Ihrer Pflichten als Bürger feierlich geloben. Wer sein Vaterland so glühend liebt, der liebt auch die Stadt, in der der Herzschlag des Reiches pocht. Möge bald der Morgen einer neuen Zeit tagen und mögen unserm jüngsten Bürger im neuerstandenen und neu erblühenden Wien noch viele Jahre segensreicher Muse beschieden sein!“ Präsidialvorstand Formanek verlas sodann die Eidesformel, worauf Eichert nach Ablegung des Bürgereides für die ihm zuteil gewordene Ehrung dankte und sagte: „Weil wir alle berufen sind, am Bau einer schöneren Zukunft mitzubauen, möchte ich auch die mir zuerkannte Ehrung nicht für mich in Anspruch nehmen, sondern als bescheidenes Reis einpflanzen in den Ehrengarten unsrer lieben Vaterstadt. Unter allen geistig Schaffenden darf ja der Dichter am wenigsten es wagen, persönliches Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, denn er fühlt sich gerade in seinem besten Schaffen als fast willenloses Werkzeug einer höheren Macht, als ein Instrument, dem der unsichtbare Meister nach Belieben die Töne entlockt. Darum gehört alles, was der Dichter schafft, darum gebührt alle Ehre, die ihm sein Werk bringt, nächst Gott dem Geber aller guten Gaben, der Heimat, die den Dichter hegt und pflegt, seinem Volke und seiner Zeit, deren tiefste Kräfte in ihm nach Ausdruck ringen.“ Der Bürgermeister gratulierte sodann als Erster dem neuen Bürger, worauf auch die zahlreichen Festgäste ihre herzlichsten Glückwünsche zum Ausdruck brachten. — Im Laufe des gestrigen Vormittages nahm Bürgermeister Dr. Weiskirchner 128 neuen Bürgern den Eid ab und vereidigte sodann eine größere Anzahl von Armenräten. Zum Schlusse wurden mehrere Beisitzer von Mietämtern angelobt.

Reichspost

13./IV. 1917

165

Ein Ehrentag Franz Eicherts.

Eine Feier im Rathause.

Heute vormittags legte der Dichter und Schriftsteller Franz Eichert, welchem der Gemeinderat das Bürgerrecht mit Nachsicht der Taxen verliehen hatte, den Bürgereid in die Hände des Bürgermeisters ab. Zu der Feier hatten sich eingefunden: Vizebürgermeister Hierhammer, Baron Vittinghoff-Schell, Kanonikus Dr. Krauß, der Präsident der Bürgervereinigung Stadtrat Brauneiß, die Gemeinderäte Braun, Dechant, Fraß, Dr. Haas, Heindl, Hermann, Nemetz, Partik, Paulitschke, Poyer, Rotter, Schmid, Wessely und Wippel, die Schriftsteller Dr. Ritter v. Kralik und Wolfgang Madjera, der Präsident der deutschösterr. Schriftstellergenossenschaft Hans Puchstein, Magistratsdirektor Dr. Nüchtern, Oberstadtphysikus Dr. Böhm, Veterinäramtsdirektor Nemeczek, die Magistratsräte Dr. Winkler, Dr. Loderer und Dr. Ebermann, Bezirksvorsteher-Stellvertreter Vierökl, Oberkommissär Jiresch, Regierungsrat Meixner, Adjunkt Bauer (Katholischer Volksbund) und die Familie des Ausgezeichneten.

Bürgermeister Dr. Weiskirchner hielt eine Ansprache, in der er ungefähr sagte: In der schwersten Zeit, die je einem Lande beschieden war, begehen wir heute hier eine Feier. Es ist auch sicherlich in Ihrem Sinne gelegen, daß wir nicht ein großes rauschendes Fest, sondern eine stille Feier veranstalten, eine Familienfeier, die so recht dem Kreise entspricht, der sich heute zu Ihrer Ehrung versammelt hat. Sie haben nach meiner Ueberzeugung als Apostel des Gottvertrauens und der Vaterlandsliebe schon zu einer Zeit geduldet und gelitten aber auch gekämpft, als unsere Partei noch in den ersten Anfängen stand. Sie waren ein Sänger unserer Zeit, der Zeit des Sturmes und des Kampfes, aber auch der unbezwingbaren Friedenssehnsucht. Verklingen werden Ihre Lieder nie, so wenig sie aus unserem Herzen verlöscht werden können. Klingt doch in Ihren Liedern wider, was unser Volk nun täglich fühlt und trägt, draußen beim Donner der Geschütze und im Lande bei unsäglichen Opfern und Entbehrungen. Es wird mir gestattet sein, einige Ihrer Verse zu zitieren:

„Ich bleibe fest, gilt's auch mein Leben,
Und fall' ich, meines Odems Rest
Soll 's mit dem letzten Hauche schwören:
Ich bleibe fest, ich bleibe fest!"

Der Glaube an die ewig waltende Gerechtigkeit und die Hoffnung auf die Auferstehung unseres Volkes, die uns aus Ihren Liedern entgegenklingt, läßt uns alle Mühsale und Opfer ertragen. Der Kampf wird nicht um seiner selbst willen geführt, er ist das notwendige Mittel zur Rettung vor dem Verfalle, als Abwehr des Feindes, als der aufgezwungene Weg zum Licht und zur Freiheit. So wissen wir aus Ihren herrlichen Werken, daß Sie den Glauben Ihrer Väter, Ihr deutsches Volk und Ihr Vaterland mit allen Fasern Ihres Herzens lieben und daß Sie ihm treu ergeben sind in Leid und Freud. Der 60. Geburtstag hat uns die Gelegenheit gegeben, Sie neuerdings unserer Verehrung zu versichern. Der Gemeinderat hat Ihnen ehrenhalber das Bürgerrecht verliehen. Sie werden nun in die Hand des Bürgermeisters die Erfüllung Ihrer Pflichten als Bürger feierlich geloben. Das wird dem deutschen Sänger und Streiter für Gott, Kaiser und Vaterland nicht schwer fallen. Ich weiß, daß Sie in dem Inhalt des Eides Ihr Lebensprogramm erblicken, es wird Ihnen deshalb selbstverständlich sein, dem Inhalt des Eides gemäß zu wirken. Wer sein Vaterland so glühend liebt, der liebt auch die Stadt, in der der Herzschlag des Reiches pocht. Möge bald der Morgen einer neuen Zeit tagen und mögen unserem jüngsten Bürger im neuerstandenen und neuerblühenden Wien noch viele Jahre segensreiche Muse beschieden sein!

Präsidalvorstand Formanek verlas sodann die Eidesformel und nach Ablegung des Bürgereides erwiderte Eichert:

Gestatten Sie, daß ich nur mit einfachen, schlichten Worten, wie sie sich heute geziemen, Dank sage für die hohe Ehre, die mir durch Aufnahme in den Verband der Wiener Bürger erwiesen wurde. Wie einst der Römer mit seinem stolzen „Civis romanus sum", möchte auch ich heute dem erhebenden Gefühle Ausdruck geben, ein Bürger der Stadt Wien zu sein; ein Bürger dieser alten herrlichen Kaiserstadt, umrauscht vom lebendigen Strom der größten Erinnerungen, vom sinnigen Flüstern des uralten Sagenbaums, von herrlichen Heldengesängen, umweht vom Zauber der Donauwellen, umschimmert von einer reichen Blüte der schönen Künste, wenn man von Oesterreich nicht nur im Hinblicke auf seine geographische Lage dasselbe sagen kann, was Eichendorff vom Dichter sagt: es sei das Herz der Welt, so muß Wien das Herz dieses Weltherzens sein; denn unter den großen Städten der Welt ist wohl kaum eine zweite, die so reich jene Kräfte ausstrahlte, als deren Symbol und Quell das Herz in Leben und Dichtung erscheint: den Zauber des deutschen Gemüts, der alle gefangen nimmt, die er in seinen Bannkreis zieht. Darum wird Wien so geliebt, darum unterliegt die halbe Welt seiner Anziehungskraft. Und wenn, wie wir hoffen, das neue Oesterreich als strahlender Phönix aus Glut und Asche des Weltbrandes emportaucht, wird auch unsere teure Vaterstadt in neuem Glanze strahlen und mit neuer Liebe geliebt werden. Und weil wir alle berufen sind, am Bau dieser schöneren Zukunft mitzubauen, möchte ich auch die mir zuerkannte Ehrung nicht für mich in Anspruch nehmen, sondern als bescheidenes Reis einpflanzen in den Ehrengarten unserer lieben Vaterstadt. Unter allen geistig Schaffenden darf ja der Dichter am wenigsten es wagen, persönliches Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen; denn er fühlt sich gerade in seinem besten Schaffen als fast willenloses Werkzeug einer höheren Macht, als ein Instrument, dem der unsichtbare Meister nach Belieben die Töne entlockt. Darum gehört alles was der Dichter schafft, darum gebührt alle Ehre, die ihm sein Werk bringt, nächst Gott dem Geber aller guten Gaben, der Heimat, die den Dichter hegt und pflegt, seinem Volke und seiner Zeit, deren tiefste Kräfte in ihm nach Ausdruck ringen. So lege ich denn, hochverehrter Herr Bürgermeister, in Ihre Hände meinen Dank und mein Gelöbnis, daß die mir verliehene Ehre des Bürgertums mich anspornen soll, alles was ich mit Gottes Hilfe noch schaffe, noch hingebender als bisher meinem teuren Vaterlande, meiner zweiten Vaterstadt zu weihen.

Der Bürgermeister beglückwünschte sodann als erster den neuen Bürger, worauf auch die anderen Festgäste ihre herzlichsten Glückwünsche zum Ausdrucke brachten.

Reichspost

17/IV 1912

Wirtschaftliche Organisation der Zeitungen. Auf Einladung des Zentralvereines der Zeitungsunternehmungen fand Sonntag den 16. unter dem Vorsitze des Präsidenten Dr. Heinrich Herzog v. Beaufort eine Versammlung der Vertreter der österreichischen Tageszeitungen statt, die sowohl aus Wien, wie aus den Kronländern eine überaus zahlreiche Beschickung aufwies. In der Versammlung wurden zunächst die Papierfrage und die Frage der Einführung des Postabbonnements ausführlich und in allen Einzelheiten erörtert. Gegen die Einführung des Zeitungspostabonnements wurden von verschiedenen Seiten gewichtige Bedenken geäußert. Zur Wahrung und Förderung der besonderen Interessen der österreichischen Tageszeitungen beschloß die Versammlung die Gründung einer Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen, für welche Satzungen aufgestellt und genehmigt wurden, denen gemäß hernach die Wahl des Vorstandes erfolgte. Diese Vereinigung wird sich mit ihren Mitgliedern dem Zentralveren der Zeitungsunternehmungen anschließen. Es wurde zum Zwecke der Beschaffung aller für die technische Herstellung von Zeitungen erforderlichen Materialien eine Einkaufsgesellschaft, G. m. b. H. gegründet und die Wahl des Vorstandes dieser Einkaufsgesellschaft durchgeführt. Alle Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt.

Reichspost

17/IV. 19 Abendblatt

Einstellung der Tiroler „Soldatenzeitung".

Die „Soldatenzeitung" teilt in ihrer Nummer vom 15. April mit, daß sie mit dieser Folge 45 ihres zweiten Jahrganges ihr Erscheinen einstelle.

Das Blatt hat sich von allen übrigen Feldzeitungen dadurch unterschieden, daß es politisch geführt war und sich zum Anwalt eines sehr scharf zugeschnittenen politischen Reformprogrammes gemacht hatte. Sehr vieles war an diesen frisch und mit erfreulicher vaterländischer Wärme vorgetragenen Ideen gut, sogar trefflich, manches erregte harten Anstoß. Die Beschwerden, die dadurch hervorgerufen wurden, haben wohl zur Einstellung des Blattes geführt.

Dennoch ist uns um das Blatt, diesen Versuch, dem neuen Oesterreich einen Verkündiger an der Front zu machen, leid. Es ist schade, daß der Ueberschwang des Eifers zum Ende geführt hat. Das Blatt war auch literarisch mehr als eine bloße Gelegenheitsarbeit.

Vossische Zeitung

20./IV. 1917.

Ausfuhr von Druckschriften.

Der Oberbefehlshaber in den Marken hat für seinen Befehlsbereich folgende Bestimmungen erlassen:

Die Ausfuhr von Druckschriften in das verbündete und neutrale Ausland sowie in die besetzten Gebiete unterliegt folgenden Bestimmungen:

Druckschriften (mit Ausnahme der Tageszeitungen und Musikalien mit und ohne Text), die kein Erscheinungsjahr oder ein späteres Erscheinungsjahr als 1913 tragen, bedürfen zur Ausfuhr einer besonderen Erlaubnis der Kommandobehörde, in deren Bereich der Verleger seinen Sitz hat. Desgleichen bedürfen alle Werke, die als chemische oder technische ohne weiteres erkennbar sind, sowie Werke und Druckschriften mit kartographischem Inhalt (z. B. Atlanten, Reiseführer, Adreßbücher mit Stadtplänen usw.), Uniformbücher und Militär-Dienstvorschriften stets ohne Rücksicht auf das Erscheinungsjahr einer besonderen Ausfuhrerlaubnis.

Die Ausfuhrerlaubnis wird für den Landespolizeibezirk Berlin sowie für Potsdam und Groß-Lichterfelde von der Presseabteilung beim Oberkommando in den Marken beziehungsweise für Druckschriften medizinischen Inhalts von dem Sanitätsamt der militärischen Institute erteilt. Für alle übrigen Orte der Provinz Brandenburg ist die Presseabteilung des stellvertretenden Generalkommandos des III. Armeekorps zur Erteilung der Ausfuhrerlaubnis zuständig. Die Ausfuhrerlaubnis muß entweder durch Eindruck oder Aufstempelung des von der zuständigen Kommandobehörde bekanntgegebenen Ausfuhrzeichens an sichtbarer Stelle, d. h. auf dem Titelblatt oder bei Broschüren auf dem Buchumschlag oder durch eine besondere, der betreffenden Druckschrift beigefügte ausdrückliche Erlaubniserklärung kenntlich gemacht sein.

Die Genehmigung zur Anbringung des Ausfuhrzeichens wird in der Regel dem Verleger erteilt; sie kann unter Umständen für bereits erschienene Bücher auch dem ausliefernden Kommissionär beziehungsweise in besonderen Fällen auch dem Barsortimenter übertragen werden.

Allen anderen Personen, also auch dem Sortimenter und Buchhändler, ist eine eigene Verstempelung nicht gestattet. Diese haben sich zur Anbringung des Ausfuhrzeichens nach ihrer Wahl entweder an die Kommandobehörde des Verlagsortes oder an diejenige ihres Wohnsitzes zu wenden.

Die Genehmigung zur Anbringung des Ausfuhrzeichens wird nur dann erteilt, wenn die Ausfuhr allgemein in das verbündete und neutrale Ausland erlaubt werden kann. Die Grenz-, Zoll- und Post-Ueberwachungsstellen sind angewiesen, grundsätzlich alle Druckschriften, die den obigen Vorschriften nicht entsprechen, anzuhalten und ihrer zuständigen Kommandobehörde zur weiteren Veranlassung zuzuleiten.

Wer es unternimmt, eine nicht zur Ausfuhr freigegebene Druckschrift mit oder ohne Ausfuhrzeichen auszuführen oder ohne Genehmigung mit einem Ausfuhrzeichen zu versehen, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre, bei Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft. Die gleiche Strafe trifft den, der zur Umgehung der Ausfuhrvorschriften eine Druckschrift mit einem falschen Erscheinungsjahr versieht, oder der sonst den für die Druckschriftenausfuhr gegebenen Vorschriften zuwiderhandelt. Bei buchhändlerischen Ballensendungen ist im Falle von Verstößen der Absender des Einzelpaketes als haftbar anzusehen. — Diese Verordnung tritt am 1. Mai 1917 in Kraft.

Hebbel-Renaissance.

Seit einigen Jahren gibt es so etwas wie eine Hebbel-Renaissance. Ernste literarische Kreise erklären, die Zukunft des deutschen Dramas müsse in einer Rückkehr zu Hebbel bestehen, zu seiner Art zu sehen, zu komponieren, die Welt zu empfinden. Man gestatte mir gegen diese Auffassung einige Einwände.

Um es nur gleich herauszusagen: ich empfinde das Problem Friedrich Hebbel als ein pathologisches. Wir können bei der Beobachtung dieser Tatsache sowohl von seinen Dichtungen wie von ihm selbst ausgehen. Betrachten wir zunächst einmal seine Dichtungen. Es gibt gewiß viele poetische Werke, bei denen man den Eindruck hat: so sieht die Welt ja gar nicht aus! Das beweist aber noch gar nichts gegen diese Werke, sondern auf den Nachsatz kommt es an, den man dann gewöhnlich noch unwillkürlich hinzudenkt. Man kann im Geiste hinzufügen: aber so könnte die Welt aussehen. Die Fähigkeit, diesen Eindruck zu erwecken, nennen wir Dichtkunst. Man kann sich aber auch sagen: so müßte die Welt aussehen, wenn es richtig zuginge. Diese Wirkung erzielen nur die ganz großen Kunstwerke. Und nun gibt es noch eine dritte Gruppe, bei der wir die Empfindung haben: nein, nein, so dürfte die Welt gar nicht aussehen. Zu dieser Gruppe gehören nach meinem Gefühl die Schöpfungen Friedrich Hebbels, darum nenne ich sie pathologisch. Es ist wahrhaftig nicht die Aufgabe des Dichters, die Wirklichkeit nachzuzeichnen, darüber sind wir, glaube ich, jetzt schon alle so ziemlich einig. Sondern er hat einen ganz anderen Beruf: er hat ein Ideal aufzuzeichnen, nach dem sich die vorhandene Wirklichkeit richten soll. Nun ist ja jede Veränderung der Wirklichkeit ein Idealisieren, auch die Karikatur ist ein Idealisieren, denn sie vereinfacht, verkürzt, konzentriert die Realitäten ins Lächerliche. Und man kann die Welt ins Lebensfeindliche oder ins Verkehrte idealisieren, und das hat Hebbel getan. Also: daß die Welt nicht so ist, wie Hebbel sie darstellt, das rechtfertigt noch keinen Einwand gegen seine Dichtungen, sondern dieser besteht darin, daß seine poetische Welt keine wünschbare Welt ist. Denn es ist durchaus nicht wünschenswert, daß die Menschheit aus bösartigen Hegelianern bestehe, und das sind fast alle Hauptfiguren bei Hebbel. Aus einem ähnlichen Grund müssen wir auch Wedekinds Dramen pathologisch nennen, denn wenn es im Leben so zuginge wie in diesen Stücken, so müßte man glauben, die Welt sei ein einziger großer Phallus. Auch dies ist ein Ideal, aber ich glaube, es ist ein falsches.

Wir müssen aber auch Hebbels dichterische Gesamtpersönlichkeit, die ja ungleich wichtiger ist als seine Einzelschöpfungen, eine gewissermaßen pathologische nennen. Als pathologisch bezeichnen wir einen geistigen Organismus, in dem ein Teil das Ganze überwuchert und eine Funktion zu einem Uebergewicht gelangt, das ihr nicht zukommt. Die Seite des menschlichen Wesens, die bei Hebbel alles absorbierte und auffraß, war das Denken. Er hat die Menschen und Dinge förmlich zerdacht, und er war von dieser seiner Denkleidenschaft selber ganz unterminiert. Es hat vielleicht wenige Denker gegeben, die von einer solchen leidenschaftlichen Lust am Denken erfüllt waren wie er, aber vielleicht auch wenige, die wiederum so sehr unter ihrem eigenen Denken gelitten haben, unter diesem wühlenden, grabenden, sich selbst von allen Seiten anbohrenden Denken.

Es gibt dramatische Denker, wie es dramatische Dichter gibt, und Hebbel hat unter beide gehört. Noch mehr: er war ein tragischer Denker. Wenn man versuchen wollte, diesen Begriff auf eine einfache Formel zu bringen, so könnte man vielleicht sagen: tragisch ist eine Weltanschauung, die von der Erkenntnis ausgeht: Einzelexistenz ist Sünde, jede Individuation ist ein Sündenfall, ein Abfall vom Ureinen, und da die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit nur durch Individuation besteht, so ist die ganze Welt ein einziger großer Sündenfall. Tragische Denker in diesem Sinne waren die Inder, die Vorsokratiker, die Urchristen und eine ganze Anzahl moderner Philosophen. Besonders scharf finden wir dieses Weltbild in dem einzigen Fragment fixiert, das uns von Anaximander überliefert ist: „Woher die Dinge gekommen sind, dahin müssen sie auch wieder zurück zu ihrem Untergang; so will es das Gesetz, denn sie müssen Buße tun für das Unrecht, daß sie vorhanden waren.“ Auch Hebbel hat als Dichter und Denker diese Weltansicht verkörpert: der Mensch ist schon durch seine Existenz ein tragisches Geschöpf: jedes Individuum bedeutet eine Trennung von der Idee: es muß zerstört werden, um wieder in die Idee aufzugehen. Dieses düstere Thema hat Hebbel unermüdlich variiert, theoretisch in seinen Abhandlungen, praktisch in seinen Dramen.

Dieser Gedanke gehört zum Tiefsten, was jemals von Menschen gedacht worden ist. Sein Kern ist ein vollständiger, unauflöslicher Pessimismus, und es wird uns angesichts dieser Tatsache nicht mehr verwundern dürfen, daß Hebbels Dramen alle eine so „unerquickliche“ Lösung haben und daß auch hinter seinen Lustspielen immer eine durchaus tragische Pointe versteckt ist.

Uebrigens hat es wohl keinen genialen Philosophen gegeben, den dieser Gedanke nicht in irgendeiner Form beschäftigt hätte. Kein Denker, der an die metaphysischen Wurzeln der menschlichen Existenz vordringt, kann an ihm vorübergehen. Es fragt sich nur, ob er dauernd von ihm hypnotisiert wird oder nicht. Hegel überwand ihn durch seine selbstsichere Dialektik, Goethe hatte die Versenkung in die Natur, Fichte sein siegreiches ethisches Pathos, die Griechen ihre Kunst, Nietzsche seinen Positivismus, und ein Mann vom Schlage Emersons weiß alles dadurch aufzulösen, daß er gegen die Versuchungen der Philosophie den unwiderleglichen Optimismus einer glücklichen Persönlichkeit stellt, einen Optimismus, der gerade deshalb so überzeugend wirkt, weil er nichts Philosophisches ist, sondern eine Naturkraft, eine bestimmte Struktur der Organisation, kurz: etwas Physiologisches.

Etwas Physiologisches ist auch der Pessimismus Hebbels. Mit dieser bestimmten physischen Struktur ist man Pessimist, und wiederum bewahrheitet sich der Satz, daß jeder Mensch nur das wird, was er schon ist.

Denn mit widrigen Lebensschicksalen kann man eine solche Tatsache nicht erklären. Derlei platte Begründungen sind gut für Doktordissertationen. Weil ein Dichter bisweilen um seine Existenz kämpfen muß, weil er Schulden hat, und seine Stücke nicht aufgeführt werden, darum wird er noch nicht Pessimist. Oder vielmehr: wenn er deshalb einer wird, dann ist er eben kein Dichter. Denn Dichter sein, heißt von

Die Zeit 21. IV. 1912

den führenden Persönlichkeiten dieser Staaten nicht, die lang angekündigte Unternehmung, welche die Entscheidung im Kriege herbeiführen sollte, zu unterlassen. Zu umfangreich und zu offenkundig waren die Vorbereitungen für den vernichtenden Hieb, der die deutschen Heere zerschmettern sollte, getroffen worden und zu laut und zu unverhohlen klangen die Ankündigungen, daß nunmehr die Stunde der Erlösung

äußerster Versuch, den Erfolg desselben zunichte zu machen. Unter den vielen paradoxalen und überraschenden Erscheinungen des Weltkrieges ist gewiß eine der merkwürdigsten, daß England durch militärische Operationen auf dem Festlande versucht, seine bedenklich bedrohte Stellung auf dem Meere zu retten. Wie aber die Sachen jetzt stehen, wird auch diese Unternehmung nicht ihr Ziel er-

Das Buch im Schützengraben.

Die ganze Größe, aber auch die ganze Wehmut unserer Zeit glänzt durch die Gedanken an diese schmalen Bände, die aus den warmen Stuben der Heimat, aus der Hand der Liebenden und Sorgenden hinauswandern in die öde Fremde der Etappe, in die dunklen Unterstände der Reservestellungen oder gar in die kalte, scharfe Gefahr des Schützengrabens. Die Kameradschaft, die Todesnähe und Aufschwung des Geistes so vereint, birgt Hinreißung wie Beklemmung. Vor allem aber die Gewißheit, die eine tröstende, weit über Grauen und Greuel des Augenblicks hinausgreifende ist: Völker, deren Söhne kämpfend und duldend, Schrecken und Entbehrung über den notgebeugten Schultern, Waffe und Spaten in den vom Anfang jahrelangen Zwanges des Schicksals gehärteten Händen, von des höchsten Gutes ihrer Nationen Gabe und steter Begnadung nicht lassen wollen, die Kunst und Idee weiter ehren und achten auch zwischen der Vernichtung donnernden Werken, Völker solcher Art und solchen Willens sind nicht die Mitarbeiter am Zusammensturz aller Ideale der Gesittung. Nicht die Mitschuldigen an der Verschleuderung jahrhundertealter ethischer Gewinne. Nicht die rohen Knechte des grausamen Genusses der Stunde und seiner leichten und unbedachten Befriedigung. Gewiß aber die Werktätigen im Geiste, die den Frieden der Seelen von Herz zu Herz bewahren, deren Hände den reinen Bogen des Verstehens und Erkennens über die Klüfte des Hasses zu spannen versuchen und die, gewohnt, von Seite zu Seite der Menschheit tiefstem Forschen zu folgen, Pflicht und Ziel der Mitzeit nicht als ein Niederreißen, sondern als ein Bewahren des Erworbenen hüten. Sicherlich: Auf ihnen ruht die lauterste Hoffnung. Worte des ringenden „Faust", Sturmreden des mahnenden Zarathustra, schwärmende Skepsis des bitter-edlen Schopenhauer reisen in den schmächtigen Paketen, die das vorgeschriebene Gewicht nicht überschreiten und doch Welten des Gedächtnisses und der Glorie enthalten, hinaus in die schneeüberbrausten Linien. Ihre weißen Blätter, aus denen ewiger Menschentraum und unendliche Menschenweisheit sich heben, die Duft und Weite eines geistigen Paradieses in die düstersten Stunden bannen, sie liegen aufgeschlagen neben den Werkzeugen des Todes. Ein Symbol, in seiner Kraft und Deutlichkeit ohne Gleichen. Denn Mittel und Zeugen eines unzerstörbaren Lebens verscheuchen sie so gleichsam die bleierne Schwere des unmittelbaren, des nackten Geschehens ... Ihr Inhalt aber gibt den Kämpfern, die in jeder Sekunde die furchtbare Aufgabe der Selbstbezwingung üben müssen, die große, die eherne Rüstung jener Bildung mit, die nicht aus Ziffern und Formeln, sondern aus dem Erfassen gewaltiger Gedanken wächst und die Wirklichkeit mit des positiven, des produktiven Philosophen gläubigen Augen betrachtet.

Buchhändler erzählen, daß unsere Frontoffiziere sich „feindliche" Autoren senden lassen, Tolstoi, den Großen, oder Dostojewski etwa. Daß die kontemplative Reife und Sehnsuchtsfülle der Russen, namentlich dieser dumpfen und mit ironischer Melancholie gesättigten Dichter das Gemüt zu bewegen scheint, das vor ungeheuren Spannungen und Entscheidungen seines persönlichen Geschickes steht. Und sie erzählen weiter, daß chinesische Denker verlangt werden, Laotse und Kongfutse, daß des Ostens mystische Erbauungsbücher des Gedankens ihre magischen Fesseln um die Männer schlingen, die mit schroffer Stirn vor den größten Problemen der menschlichen Existenz stehen und des menschlichen Herzens beispiellosesten Wallungen Tag für Tag miterleben. So scheint es fast, daß solch packendes und rauhes Tagewerk, solch Leben zwischen Strenge und Bedrückung, zwischen Sturm und Ausdauer gerade die innere Weichheit pflegt, den Durst nach Sanftmut des Geistes brennend macht und ein ethisches Liebesbedürfnis erzeugt, dem am ehesten diese milden und ergebenen, diese von höchster Weisheit der Geduld und Ueberlegenheit über das Wirkliche getragenen Sprüche des Orients genügen. Auch dies: Diese Zeugungskraft der Seelen und Gehirne unter grellem, äußeren Druck, diese Verkehrung des Brutalen ins Zarte, des Wilden ins Edle widerlegt die fast groteske Vermutung, als stürme dieser Krieg über alles Wachsen und Regen geistiger Potenzen, über alles ideale Verlangen hinweg, ohne Achtung und Umsicht; als habe die Extraausgabe die Klassikerausgabe verdrängt, um es plump zu sagen.

Viel und darunter manches Interessante, manches sehr Symptomatische erzählen die Buchhändler und Verleger weiter von der Lektüre der Frontleute, von deren Aus-

21. IV. 1917

Arbeiterzeitung
23./IV. 917

Esperanto.

Zum Ableben Dr. L. Zamenhofs.

Aus Warschau kam dieser Tage die Kunde von dem Ableben Dr. L. Zamenhofs, des Erfinders der internationalen Hilfssprache Esperanto. Wieder schließt ein Menschendasein ab, das ganz erfüllt war vom reinsten, unverwüstlichen Drange, dem geistigen Aufstieg der Menschheit zu dienen. Dieser Trieb hat sich wohl niemals in Sozialpolitik, Sozialpädagogik oder in anderen Formen des Gemeinsinns betätigt, er hat aber den sechzehnjährigen Gymnasiasten Zamenhof, in einem Alter also, da andere Altersgenossen noch wahre Muttersöhnchen sind, auf ein durchaus ideelles Arbeitsfeld gedrängt, auf dem keine materiellen Vorteile, aber auch keine großen ideellen Verheißungen alle die Mühen und Opfer sicher zu belohnen versprachen. Dennoch hat er sich mit dem ganzen Feuereifer des Jünglings auf die Aufgabe geworfen, die er sich gestellt hat, und ihr noch mehr mit dem feinen, geschärften Blicke, der gesunden Beobachtungsgabe, die für gewöhnlich doch nur einer viel höheren, durch Erfahrungen gereiften Altersstufe eigen sind, gedient. Er weihte sein Leben und Wirken ganz der Erfindung und Verbreitung einer neutralen Welthilfssprache. Bereits als Sechsundzwanzigjähriger hatte Zamenhof sein großes Lebenswerk in einer Vollendung vollbracht, die ihn später nicht vollständig befriedigte. Tatsächlich ist die Grundlage des Esperanto, wie sie Zamenhof damals schuf, bis heute unverändert geblieben. Nur in der Ausgestaltung des Wortschatzes hat sich eine Armut an Schwung, die sich bei der Verwendung des Esperanto zu schöngeistigen Zwecken unbedingt fühlbar macht. Doch für solche Zwecke ist es in letzter Linie bestimmt. Uebrigens ließe sich der Mangel des Esperanto an Empfindungswörtern, Gefühlsausrufen, dann an Ausdrücken für mechanische Geräusche sowie für Tier- und Vogellaute durch Bereicherung des Wortschatzes beheben.

Das Esperanto hat bei acht internationalen Weltkongressen seine Verwendbarkeit als internationales Verständigungsmittel glänzend erhärtet. Den Kongreß zu Dresden krönte eine Theateraufführung unter Mitwirkung bester deutscher Schauspieler, die Goethes „Iphigenie auf Tauris" im Esperantotext nach einer Uebersetzung Dr. Zamenhofs aufführten. Viele andere Dramen und Novellen im Esperantotext sind bereits erschienen. Gelegentlich der Pariser Weltausstellung 1900 trat auf Anregung des Generals Sebert ein internationales Comité von Akademikern zusammen, das die Verwendbarkeit des Esperanto als Welthilfssprache ernstlich prüfte und seither warm befürwortete. Unter diesen Namen finden sich unter anderen Professor Ostwald und Professor Max Müller. In Frankreich fand das Esperanto dann rasche Verbreitung und eine gewisse Bedeutung im öffentlichen Leben, indem es auch der Touringklub in jeder Weise förderte. In Deutschland verbreitete sich das Esperanto langsam und erst im Kriege hat es sehr an Einfluß gewonnen. Seither erscheint unter den Augen der reichsdeutschen Regierung die Halbmonatsschrift „Internacia Bulterno", welche dem deutschen Staat und Volk gewiß schon manchen und nicht unwichtigen Dienst durch Entkräftung so mancher Lügen erwiesen hat. Im sächsischen Landtag wurde jüngst ein Antrag auf Einführung der Einheitsschule eingebracht, wobei begehrt wurde, es sei an Stelle der zwangsweisen Lehrgegenstände aus fremden Sprachen das Esperanto zu setzen. Von der Kenntnis des Esperanto ausgehend, könnte dann jeder um ein bedeutendes leichter die fremden Sprachen erlernen. In Oesterreich, wo ja alles langsamer vor sich geht, gibt es dennoch schon mehr als hunderfünfzig kleinere oder größere Vereinigungen zur Pflege und Verbreitung des Esperanto. Auch fünf Esperanto-Monatszeitschriften erscheinen hier. Der Lehrerverein „Esperanto", Hamerlingplatz Nr. 8 (Handelsakademie) [illegible]

Reichspost Abend
24/IV. 1917

Patente möglich?

An der Spitze jener Blätter, die mit besonderem Eifer die deutschen Parteien verhöhnten, weil sie die Torheit begangen hätten, die als unumgänglich erkannten „Voraussetzungen" einer innern Gesundung Oesterreichs (Festsetzung der Staatssprache, Kreiseinteilung in Böhmen, Geschäftsordnungsreform) angesichts der bisherigen Erfahrungen mit dem Parlamente auf außerparlamentarischem Wege und noch vor der kommenden Reichsratstagung anzustreben, marschierte die „Neue Freie Presse". Die auf Zusagen der Regierungen beruhenden Erwartungen der Deutschen können, weil die Erfüllung der Versprechungen hinausgeschoben wurde, bis sie durch Erfordernisse der äußern Politik unzweckmäßig geworden war, nicht mehr Wirklichkeit werden, und die „N. F. Pr." und ihr Preßanhang frohlockten darob nicht wenig. Nun aber bringt heute die nämliche „N. F. Pr." unter der Ueberschrift „Mögliche Lösung auf dem Wege des Patents" die Meldung, „es verlaute in politischen Kreisen, daß die Verlautbarung eines Patents, das die Grundzüge des galizischen Sonderstellungsprojektes festzulegen und die rasche Verwirklichung des Planes anzukündigen hätte, als der geeignetste Ausgang aus dem Dilemma (der Bobrzynski-Krise) gilt"; im Falle der Zustimmung der Regierung ließe sich Dr. Bobrzynski bestimmen, im Kabinett zu bleiben; man müsse den Polen in Galizien mindestens dieselben Rechte einräumen, deren sich ihre Brüder im unabhängigen Königreiche Polen zu erfreuen haben werden. — Abgesehen von dem „möglich" in der Ueberschrift, die außerdem zur Verdeutlichung des Standpunktes der „N. F. Pr.", den vorgeschlagenen Weg noch als „beginnende Klärung der Krise im polnischen Landsmannministerium" wertet, enthält die Mitteilung keine weitere Stellungnahme des Blattes. Was also den deutschen Parteien in der Fichtegasse eine Reihe von Angriffen, Hohn und Spott eintrug, weil es angeblich falsch, schlecht und töricht gewesen, wird sofort zur „Klärung" und „möglich", wenn es nicht ein deutscher, sondern der Wunsch einer nichtdeutschen Parlamentsgruppe ist. Der jüdische Freisinn stellt den Deutschen Oesterreichs eine feine Presse bei, das muß man sagen. Wann werden sie sich des ganzen Jammers ihrer „öffentlichen Meinung" einmal völlig bewußt werden?

Reichspost

26./IV. 1917

— **Vorlesung Dr. Karl Wache.** Kürzlich las der Wiener Schriftsteller Dr. Karl Wache im Saale des Niederösterreichischen Gewerbevereines seine Tierkomödie in vier Aufzügen, welche den Titel „**Spiegel der Welt**" führt und eine scharfgezogene Parallele zwischen den Vorgängen des Weltkrieges und eines im Tierreiche spielenden Kampfbildes darstellt. In diese Dichtung ist viel beziehungsreicher Sinn hineingetragen. Nichtsdestoweniger zeigt sie etwas von der Naivität alter Tierfabeln. Man kann, während man diese vier Aufzüge anhört, fast Zeile für Zeile die Nutzanwendung auf die Ereignisse unserer Tage ziehen, so daß hinter der von den Dichtern aller Zeiten ja so gerne und glücklich verwendeten Kulisse „Tierreich" allenthalben die wahre Welt hervorblickt. So bietet die Dichtung mancherlei Interessantes. Als Schwäche müssen wir ihr ankreiden, daß sie sich allzu selten ins Reich freier Dichtung erhebt, daß die Vorgänge, wohl im ängstlichen Festhalten an der Parallele, zu wenig poetisch durchleuchtet sind. Dem Vortragenden und Dichter wurde freundlicher Beifall gespendet.

Arbeiterzeitung

28/IV. 1917

177

* **Hermann Bahr über die Ideen von 1914.** Am Donnerstag ist Hermann Bahr zum erstenmal nach seiner berühmten großen Wandlung in Wien als Redner aufgetreten. Wer aber zu seinem Vortrag in der „Urania" mit der Erwartung kam, der neueste Bahr — der tiefsinnige, der katholische, der schwarz-gelbe Bahr! — werde sich als ein anderer Mensch präsentieren als die unterschiedlichen früheren Bahre, der erlebte eine große Enttäuschung. Bahr ist der alte geblieben: der Mann, der konsequent jeden Tag etwas anderes sagt, und zwar immer das gerade Neueste, Modernste, Auffälligste. Seine Ueberwindungen und Selbstbestimmungen erklären sich nicht aus seinem Kopfe, nicht aus seinem Herzen, sondern aus seiner Nase. Er hat die feinste Witterung für das Kommende, das Morgige. Die haben nun auch andere Musensöhne; aber sie bedienen sich ihrer, um ein paar Kreuzer zu verdienen. Bahr dagegen gebraucht seinen Sinn für die Konjunktur vor allem, um aufzufallen, gesehen zu werden. Er ist eitel wie ein Afferl; deswegen marschiert er an der Spitze jeder neuen Bewegung. Nicht als Führer, sondern als Renommierfuchs. Das ist erstens leichter und zweitens erregt der Führer nicht so viel Aufsehen wie der Renommist. Bahr ist der Mann der schroffen, übertreibenden Formulierungen. „Die haben ihren Wert," sagte er am Donnerstag, „nur darf, wer sie gibt, nicht selbst an sie glauben." Das ist auch so ein Kniff seiner Eitelkeit: er gibt jedem Gedanken die schärfste, absoluteste Fassung, denn das fällt auf; zugleich aber weist er lächelnd auf die angreifbaren Punkte dieser Fassung hin, das fällt natürlich noch mehr auf. Fanatismus ist interessant und Selbstverhöhnung ist interessant. Aber das Interessanteste ist doch ein Fanatiker, der sich selber frotzelt. Also gibt sich Bahr als solcher. Dabei hofft er, daß ihm die Leute den Unernst, zu dem er sich so laut bekennt, nicht glauben werden; daß sie vielmehr meinen werden, hinter diesem leichtfertigen, tändelnden (und dabei so interessanten und unterhaltlichen) Gehaben verberge sich ein Ernst, der zu keusch ist, um sich hüllenlos zu zeigen. Denn das ist Hermann Bahrs großer Schmerz: er kann nie das Gefühl loswerden, daß man ihn nicht ernst nimmt. Dieses Gefühl hat ihn durch alle seine Entwicklungen begleitet, vielleicht geleitet — bis zu den Ideen von 1914, über die er vorgestern vorgetragen hat. „Gott sei Dank, daß wir endlich bei der Sache sind!" wird der Leser, längst ungeduldig, ausrufen. „Was hat denn Bahr eigentlich über die Ideen von 1914 gesagt?" Nun, was er immer sagt: gar nichts. Er redete anderthalb Stunden, aber nicht über die Ideen von 1914, sondern über die langweiligen Tischnachbarinnen, die er in Berlin gehabt hat, über die Zeichnungen, die die „Fliegenden Blätter" in den Siebzigerjahren gebracht haben, über Goethe, über Hermann Bahr (der war das Leitmotiv) und über tausend andere Menschen und Dinge. Dazwischen machte er natürlich öfter die Einschaltung: die Ideen von 1914 und ließ auch ab und zu ein sozusagen sachliches Wort über diese Ideen fallen, aber zwischen je zwei derartige Bemerkungen stopfte er weislich eine Menge Anekdoten und Schnurren. Mit der Bahrschen Sachlichkeit hat es nämlich eine eigene Bewandtnis, sie ist so subaltern, so gewöhnlich, daß Bahr, um den Anschein des Bedeutenden und Ungewöhnlichen zu erwecken, den Ausgenarrangeur kopieren muß, der durch eine pomphafte Adjustierung die Wertlosigkeit der ausgestellten Waren zu verdecken sucht. Als Inhalt der Ideen von 1914 gab er, unter beständigem Flunkern, an: die Gebundenheit des Individuums an den Staat, die Unterordnung der Nation unter den Staat, die Eingliederung des Staates in eine überstaatliche Organisation, das Beherrschtsein aller staatlichen und überstaatlichen Organisationen von einer sittlichen Idee, das Ruhen in Gott. Das war alles. Oder nein, doch nicht. Bahr sagte noch, das sei das Große im Jahre 1914 gewesen, daß die Leute damals sagten: „Ich bin ein Oesterreicher, dafür will ich sterben, dafür will ich leben, glücklich und unglücklich sein." Und dann meinte er noch, die Idee der Ueberstaatlichkeit sei vor dem Kriege überall unverständlich gewesen, nur nicht in Oesterreich, dem Völkerstaat, in dem die Unterordnung unter den Staat seit jeher notwendig gewesen sei. Also Oesterreich als vorbildlicher Staat. „Oesterreich ist die Zusammenfassung vieler kleiner nationaler Staaten. Es erlöst sie, indem es sie einer sittlichen Idee unterordnet." Allerdings sagte Bahr auch, daß Oesterreich das Problem, das jetzt überall gestellt werde, zwar schon lange kenne, aber nicht gelöst habe. Aber was hat so ein kleiner Widerspruch zu bedeuten? Gar nichts. Das war auch die Meinung der Zuhörer. Als Bahr geendet hatte, klatschten ihm die verschiedensten Leute Beifall, katholische Geistliche so gut wie ganz unkatholisch aussehende Herren. Er ist eben ein Tausendsasa. Er steht jetzt mit einem Fuße im Piusverein, mit dem anderen in der Freimaurerloge, also mit beiden auf dem festen Boden der Wirklichkeit, so phantastisch er sich auch manchmal gebärdet. Das „Neue Wiener Journal" druckt ihn und die „Reichspost" lobt ihn. Wer macht ihm diese Synthese nach?

* **Unsere Verlustliste.** In einem Feldspital ist am 19. d. Genosse Alois Myslivecek an einer schweren Unterleibsverletzung gestorben. Mit ihm verliert die Bezirksorganisation Ottakring einen ihrer bravsten und ältesten Vertrauensmänner. Jahrzehntelang arbeitete er unverdrossen in der zehnten Sektion und er [illegible]

Frankfurter Zeitung
28./IV. 1917

Verein deutscher Zeitungsverleger.

= Berlin, 25. April. Die Hauptversammlung des Vereins deutscher Zeitungsverleger sprach nach einem Bericht des Vorsitzenden Dr. Faber (Magdeburg) der Vereinsleitung die Billigung für die Wahrnehmung der Interessen des Zeitungsgewerbes aus. Der Vorsitzende teilte mit, daß es bisher nur in einzelnen Korpsbezirken gelungen sei, bei den zuständigen Kriegsamtsstellen die Erklärung aller Zeitungsbetriebe als kriegswichtig durchzusetzen. Zur Beseitigung der dadurch herbeigeführten ungleichmäßigen Behandlung, die im Gegensatz zu den gegebenen Zusagen steht, faßte die Versammlung eine Entschließung, die sich gegen die noch vielfach erfolgende rücksichtslose Einziehung unersetzlicher Kräfte des Zeitungsgewerbes wendet, und forderte den Vorstand auf, mit aller Entschiedenheit nochmals darauf hinzuwirken, daß die Zeitungen endlich in allen Korpsbezirken als kriegswichtig erklärt werden.

Sehr ausgiebig wurde die Papierfrage erörtert und Einspruch gegen die Preissteigerungen erhoben. Alle Redner forderten von dem Vorstande, die äußerste Entschiedenheit gegenüber den Papierfabriken und angesichts des Versagens der Reichsstelle für Papierholz zu zeigen. Eine einstimmig gefaßte Entschließung stellt die Erregung der Zeitungsverleger über die drohende Papierpreiserhöhung gegenüber der andauernden Verschlechterung der Lage des Gewerbes fest und verlangt, daß die Papierholzstelle unter Zurückstellung fiskalischer Interessen und bei angemessener Vertretung des Zeitungsgewerbes in ihrer Geschäftsführung ihrem eigentlichen Gründungszweck dienstbar gemacht werde. Ein anderer Beschluß gilt der Aufdeckung des Wuchers mit anderen Rohmaterialien, insbesondere der Farbe.

Reichspost

29./IV. 1917

179

Leopold Speta.

Dem Andenken eines Einsamen.

Am 13. April ist im Kaiser-Jubiläums-Spital noch nicht sechsundzwanzigjährig der Schriftsteller Leopold Franz Speta gestorben. Die Leute, die ihm das letzte Geleite gaben, könnte man an den zehn Fingern bequem aufzählen. So ist Speta einsam gestorben, wie er im Leben allezeit einsam war. Auch seine Arbeiten haben niemals allzu viel von sich reden gemacht. Sicher war Speta kein stürmendes Genie, doch zeichnete sich alles, was er schrieb, durch gesunde Tüchtigkeit aus. Er war kein Schwätzer wie die meisten, die heute die Feder führen, er hatte stets etwas Wirkliches zu sagen. Sein hauptsächlichstes Betätigungsgebiet war die Erforschung der Vergangenheit seiner Vaterstadt Wien. Vielleicht entsinnen sich manche unserer Leser noch der Skizze, welche wir vor Jahresfrist aus der Feder Spetas brachten. Sie schilderte das Entstehen, die Bedeutung und das Ende der alten Linienkapelle an der Nußdorfer Linie. Aehnliche Studien hat Speta in großer Zahl geschrieben. Geradezu schwärmerisch aber liebte er seinen engeren Heimatsbezirk Döbling, wo er (in Unter-Sievering) geboren und auferzogen wurde. Seine umfangreichen und ungemein gründlichen Studien über die Vergangenheit Döblings verschafften ihm eine solche Fülle von Wissen über diesen Stoff, daß er sich daran machen durfte, eine großangelegte Geschichte des 19. Wiener Gemeindebezirkes zu schreiben. Ein Komitee von angesehenen Döblinger Bürgern nahm sich freudig des Planes an und so entstand die „Heimatkunde des Bezirkes Döbling", deren Verfasser Leopold Speta ist. Das prachtvolle Werk war erst zum Teile fertig, als der Krieg ausbrach und alle Arbeiten hemmte. Wohl arbeitete Speta, stets kränklich, stets in ärgster Bedürftigkeit, an dem Werke gleichwohl rüstig weiter, er durchstöberte alle Archive, er verbrachte Wochen in den großen Bibliotheken, er sammelte, zeichnete auf und zu immer größerer Vollkommenheit rundete sich sein Werk. So konnte er sterbend ein wertvolles Manuskript zurücklassen, dem nur noch die letzte, ordnende und abschließende Hand nottut. Möge sich eine solche finden, die dieses Amtes liebevoll, verständig und im Geiste des Verewigten waltet. Das Werk sollte mit dem Ende des Jahres 1914 erscheinen, doch konnte der rein technische Teil der Arbeit durch die Hemmungen, die der Krieg mit sich brachte, nicht mehr bewältigt werden, so daß die Herausgabe des Werkes auf die Zeit nach dem Kriege verschoben wurde. Die Gemeinde Wien hat in richtiger Erkenntnis des ungemeinen Wertes, der solchen Bezirks-Heimatkunden innewohnt, dem Verfasser der Döblinger Heimatkunde, Leopold Speta, vor Jahresfrist eine Ehrengabe überreicht. Die Heimatkunde des Bezirkes Döbling ist die erste in ihrer Art. Kein Zweifel, daß in den stillen Jahren nach dem Krieg jeder Bezirk seinen liebevollen Schilderer und Historiographen finden wird. Dem Bezirke Döbling gebührt der Ruhm, den Reigen eröffnet zu haben. Und mit der Döblinger Heimatkunde wird der Name ihres Schöpfers, Leopold Speta, wohl für immer untrennbar verbunden bleiben. Ein schöneres Monument konnte sich dieser junge Schriftsteller, der seit Jahren den Keim eines frühen Todes im Herzen trug, nicht setzen. Sein Name verdient der Vergessenheit entrissen und geehrt zu werden. — Im persönlichen Umgang war Speta von äußerster Schlichtheit und Bescheidenheit. Völlig anspruchslos in seinen Bedürfnissen, ertrug er still die stiefmütterliche Behandlung, die ihm das Schicksal zuteil werden ließ. In den letzten Jahren war all sein Denken und Trachten nur auf die „Döblinger Heimatkunde" gerichtet, das Werk, in dem er mit Recht sein Lebenswerk erblickte.

B.

Die Zeit

180

29/IV. 1917

Keine reichsdeutschen Zeitungen.

In der Versendung von Zeitungen aus dem Deutschen Reich scheinen sich in den letzten Tagen außergewöhnliche Hemmnisse eingestellt zu haben. Die Eisenbahnzüge, mit denen die Zeitungen und die Post überhaupt aus Deutschland einzulangen pflegten, verkehren indes regelmäßig. Nur aus den rheinischen Reichsteilen kommen noch Zeitungen nach Oesterreich. Aus L. ..n jedoch fehlen sämtliche Zeitungen bereits seit drei Tagen. Aus Berlin kommen seit zwei Tagen keine Blätter mehr an. Beim Zeitungsamt der Hauptpost laufen deshalb zahlreiche Reklamationen ein.

Reichspost
30./IV. 1917

Eine Ankündigung.

Das Scharfsche Montagsblatt, über dessen Charakter als Sprachrohr ganz bestimmter, leicht erkennbarer Kreise kein Zweifel möglich ist und auch niemals laut wurde, ist durch die vorsichtige Unterscheidung, welche die „Reichspost" gelegentlich ihrer Besprechung der Ereignisse in Rußland und der Erscheinungen in den „demokratischen" Plutokratien des Westens zwischen „wahrer und falscher Demokratie" vorgenommen hat, in große Aufregung geraten, die es in einer Sammlung wenig geschmackvoller Verbalinjurien und Verdächtigungen absetzt. Es wäre zwecklos, sich mit dem Blatte, das sich zu jener „Demokratie" bekennt, die als die falsche nachgewiesen wurde und gegen die in Oesterreich vom Wahlrecht der Fünfguldenmänner und der Lehrerschaft bis herauf zur Erweiterung der Wahlrechte in Land und Gemeinde und zum Volkswahlrecht für den Reichsrat, jeder wirkliche demokratische Fortschritt in erbittertem, zähem Kampfe erkämpft werden mußte, über Demokratie auseinanderzusetzen. Aber nicht überflüssig erscheint es festzuhalten, was das Montagssprachrohr der gewissen Leute bei dieser Gelegenheit, anknüpfend an die Zarenentthronung in Rußland, in Aussicht stellt:

„Es liegt wohl klar auf der Hand, daß es ein Widersinn und ein Unglück wäre, wenn sich diese Welle just an den schwarz-gelben Grenzpfählen brechen würde, ohne uns mit ihrem befruchtenden Naß zu überfluten. Die „Reichspost" fühlt es zweifellos in allen ihren Gliedern, was es bedeutet, wenn in Rußland alle antisemitischen Blätter eingestellt werden müssen, weil in einem freien, wirklich demokratisch empfindenden Lande für solche Betätigung kein Raum mehr sein kann und darf; sie weiß, daß dieser Teil der russischen Revolution für sie selbst nichts anderes bedeutet, als den Sinn des lateinischen Worte: Et tua res agitur, welches in freier deutscher Uebersetzung heißen könnte: Es geht dir selbst an den Kragen!"

Es ist jedenfalls nicht unnütz, die Ankündigung und ihre Quelle vorzumerken, wenn wir auch glauben, daß die Zeit kommen wird, in der die Sprache der Kriegsverdienerpresse bescheidener klingen wird.

Arbeiterzeitung
1./V. 1917

Noch immer kein Zeitungspapier! Die Einschränkung an Zeitungspapier, die für den Monat März angeordnet war und auch für April galt, ist auch für Mai und Juni bestimmt worden. Die Beschränkung der Osternummer gilt auch für die Pfingstnummer. — Wie sich die Regierung das mit dem Juni vorstellt, mag Gott wissen. Im Juni wird der Reichsrat tagen, und die Berichte über dessen Verhandlungen beanspruchen täglich, mindest gerechnet, zwei Seiten. Die sind bei der bisherigen Einschränkung wohl in keinem Blatte hereinzubringen! Dann wird die Welt auf den Genuß, Reden der Herren Minister zu lesen, schon verzichten müssen!

Reichspost
1.IV.1917

• **Eine Stiftung des Prälaten Gießwein zur Förderung des internationalen Friedens.** Aus Budapest meldet unser J.-H.-Berichterstatter: In der Sankt-Stefan-Akademie, in welcher der Präses Abg. Prälat Dr. Alexander Gießwein den Vorsitz führte, meldete Generalsekretär Dr. Johann Reiner im Laufe seines Berichtes, daß Präses Dr. Gießwein eine Stiftung von 5000 Kronen der Akademie zur Verfügung gestellt hat. Dr. Gießwein wird die Summe demnächst auf 15.000 Kronen ergänzen. Die fünfjährigen Zinsen sind als Prämien für wissenschaftliche Werke zu verwenden, die irgend ein soziales Problem oder eine Reform fördern. In erster Reihe werden solche Werke preisgekrönt, welche die internationale Verständigung, ferner das internationale Recht fördern und so eine Grundlage des dauernden Friedens schaffen.

Arbeiterzeitung
3./V. 1917

* **Die ausgesperrten deutschen Zeitungen.** Seit acht Tagen kommen nun keine Zeitungen aus Berlin nach Wien! Die Sache wächst sich nachgerade zu einem europäischen Skandal heraus, denn daß keine Postschlamperei Schuld hat, daß vielmehr eine wirkliche Sperre vorliegt, steht fest. Wer hat sie veranlaßt? Hat die österreichische Regierung den Auftrag gegeben, die Zeitungen nicht hereinzulassen, oder die deutsche den Auftrag, sie aus Berlin nicht herauszulassen? Das muß doch gesagt werden! Es ist einfach unbegreiflich, daß die Regierung, obwohl über die Ursache und den Zweck schon die wildesten Gerüchte herumlaufen, jedes erklärende Wort unterläßt. Aber die Oeffentlichkeit hat wohl ein Recht darauf, zu erfahren, wer den geistigen Verkehr zwischen den zwei in innigster Bundesgenossenschaft stehenden Reichen unterbindet, was der Grund der Maßregel ist und wie lange sie noch währen soll. Daß diese Absperrung möglich ist, zeigt, wo immer sie verfügt wurde, eine schwere Krankheit des staatlichen Organismus an.

Die Zeit

Abendbl
3/V. 1917

185

Die reichsdeutschen Zeitungen wieder eingetroffen.

Die seit Wochenfrist ausgebliebenen reichsdeutschen Zeitungen sind heute in Wien wieder eingetroffen. Es kamen nicht nur nachträglich die in den letzten Tagen des April erschienenen Zeitungen an, sondern auch die von anfangs Mai. Die Ursache der Zurückhaltung der Blätter an der Grenze Oesterreichs ist nicht bekannt, da sich auch die Nachricht von einem Ausfuhrverbot der Zeitungen seitens der deutschen Behörden, die wir gestern registrierten, nicht bestätigt hat.

Fremdenblatt
4. IV. 1917

186

* (Das Grimmsche Wörterbuch und der Krieg.) Bekanntlich arbeiten seit vielen Jahren zahlreiche deutsche Gelehrte an der Fertigstellung eines umfangreichen deutschen Wörterbuches, das alle deutschen Wörter enthalten und erläutern soll und das nach den Brüdern Grimm benannt worden ist. Ein Teil des wertvollen Materials wäre nun im Kriege beinahe in die Hände der Russen gefallen. Einer der Mitarbeiter hatte nämlich das Material für U im Jahre 1914 ins Feld mitgenommen, um dort weiter zu arbeiten. Bei der Einnahme von Lemberg im Jahre 1914 durch die Russen konnte es nicht rechtzeitig geborgen werden. Glücklicherweise wurden die gefährdeten Zettel nachträglich noch in Sicherheit gebracht. Ohne den Krieg wäre das Wörterbuch, an dem allein 350 Exzerptoren gearbeitet haben, schon vollendet. Das Deutsche Reich gibt alljährlich bedeutende Zuschüsse für dieses nationale Werk, dessen Zentrale sich bei der Universität Göttingen befindet, wo schon nahezu zwei Millionen Zettel gesammelt sind.

Neues Wiener Tagblatt
8/V. 1917
188

Versammlung der Parlamentsredakteure.

Der bevorstehende Widerzusammentritt des Reichsrates und die Notwendigkeit, mehrere hiedurch aktuell gewordene Fragen der Parlamentsberichterstattung zu erörtern, veranlaßte den geschäftsführenden Obmann der Organisation der im Parlament akkreditierten Journalisten, kaiserlichen Rat Emanuel Edlen v. Singer, eine Vollversammlung der Organisation einzuberufen, die im Journalistenzimmer des Reichsrates unter Teilnahme von Vertretern der Presse aller Nationalitäten und Parteirichtungen stattfand.

Vor Eingehen in die Tagesordnung beschloß die Versammlung einmütig und unter stürmischem Beifall die nachfolgende, von kaiserlichem Rat Stephan Strein beantragte Loyalitätskundgebung:

„In dem Augenblick, da es durch kaiserliches Patent verbürgt ist, daß der österreichische Reichsrat einberufen und die Verfassung wieder lebendige Wahrheit geworden ist, drängt es uns, des Wiedererweckers des Parlaments, des obersten Hüters und Schützers der Verfassung: des Kaisers Karl I. zu gedenken. Die Völker Oesterreichs danken es der Initiative des Kaisers, daß der Reichsrat sich wieder versammeln darf, daß die Völker Oesterreichs wieder eine Tribüne erhalten, von der aus sie ein freies Wort sprechen dürfen über all die großen Fragen, die sie in schicksalsschwerer Zeit, in diesen Tagen des Weltkrieges tief bewegen. Wir Parlamentsberichterstatter, denen die wichtige Aufgabe obliegt, das im Paralment gesprochene freie Wort frei den Völkern zu übermitteln (Lebhafter Beifall), huldigen heute dem Kaiser und bitten den Ministerpräsidenten Grafen Clam-Martinitz, der beim Antritt seines Amtes die Ebnung des Weges zum Parlament sich als hohes Ziel gesetzt hat, diese unsre Kundgebung in geeigneter Form an die Stufen des Thrones gelangen zu lassen." (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender v. Singer begrüßte sodann die Erschienenen in ihrer journalistischen Werkstätte, gab der innigen Hoffnung Ausdruck, daß die politische Tätigkeit der journalistischen Referenten auch in der kommenden Session eine erfolgreiche und segensreiche sein möge, und fuhr dann fort: „Bevor wir in den Beratungsgegenstand der heutigen Sitzung eingehen, obliegt meinem Herzen die Erfüllung einer Ehrenpflicht. Gedenken wir heute zunächst unsrer wackeren Kollegen, die im Weltkriege kämpfen. Vor allem aber legen wir im Geiste Lorbeerkränze auf die Gräber derjenigen nieder, die den Treueid für Gott, Kaiser und Vaterland mit ihrem Leben besiegelten. Unsre begeisterten Grüße, unsre heißesten Wünsche senden wir den Kollegen, die im Felde stehen und in der Armee dienen, den wackeren Kameraden und Helden. Freuen wir uns auf den Tag ihrer Rückkehr, sie sollen jubelnd als Sieger begrüßt werden!" (Lebhafte Zustimmung.)

Nach Besprechung mehrerer Standesangelegenheiten wurden die notwendigen Ergänzungswahlen vorgenommen. Der Seniorenkonvent der Parlamentsredakteure setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Kaiserlicher Rat Emanuel Edler v. Singer (Obmann), Friedrich Hlavac, Adolf Inlender, Dr. Gustav Pollatschek, kaiserlicher Rat Josef Rares, August Schreiber und Karl Seelig.

Die Versammlung beschäftigte sich sodann mit der angeblich projektierten Schaffung eines Zensurbeirates für die Parlamentsberichte, dem auch Journalisten zugezogen werden sollen, und faßte einmütig nachstehenden Beschluß: „Die Versammlung der Parlamentsberichterstatter erhebt grundsätzlichen Einspruch gegen jedwede politische Zensur. Die Parlamentsberichterstatter lehnen es ab, in einen etwa geplanten Zensurbeirat einzutreten, in welchem die gesetzlich garantierte Immunität der Berichte über die Verhandlungen des Reichsrates verletzt oder eingeschränkt werden soll."

Mit einer Dank- und Vertrauenskundgebung für den Vorsitzenden wurde die Versammlung sodann nach zweistündiger Dauer geschlossen.

Vossische Zeitung

16. IV. 1917

190

Zensur und Zeitung.

Petitionen im Hauptausschuß.

Der Hauptausschuß des Reichstages beriet am Mittwoch vormittag Petitionen. Eine Petition des Vereins für das Deutschtum im Auslande: die Reichsunterstützung unter der Bedingung der Veranstaltung von Sprachkursen zu erhöhen, wurde zur Berücksichtigung überwiesen.

Es folgte eine Anzahl von Petitionen, die sich sämtlich auf die Handhabung der Zensur beziehen; darunter sind solche vom Reichsverband der deutschen Presse, von Professor Coßmann und von weiteren Einzelpersonen. Ministerialdirektor Dr. Lewald regte an, daß ähnlich wie im Petitionsausschuß vorher die Regierungsvertreter unterrichtet werden mögen, wenn wichtige Petitionen verhandelt werden sollen. Der Berichterstatter erwiderte, die Regierungsvertreter möchten sich zeitig mit den Berichterstattern in Verbindung setzen. Die Petitionen wurden zum größten Teil als Material überwiesen, eine von ihnen soll ausführlich im Plenum erörtert werden. — Zwei Petitionen, die sich dagegen wenden, daß die dem Reichsamt des Innern nachgeordneten mittleren Beamten schlechter gestellt seien als die gleichen Beamten anderer Behörden, werden zur Berücksichtigung überwiesen, ebenso eine Petition über die Besoldung der im Reichsamt des Innern für das Statistische Amt angestellten Frauen. Eine Petition der Schiffsführer und Maschinisten in Reichsbetrieben wird als Material überwiesen.

Es folgte die Eingabe des Vereins deutscher Zeitungsverleger auf Belassung des notwendigen Betriebspersonals und ausreichende Papierlieferung für die Zeitungen. Ein Regierungsvertreter führte aus, daß alles Mögliche geschehe, um die Herstellung von Holzpapier zu fördern. Die Reichsstelle für Papierholz habe gut funktioniert. Die Petition wurde zur Berücksichtigung überwiesen.

Eine Anzahl von Eingaben betr. Teuerungszulagen gehen als Material an die Reichsregierung, ebenso Petitionen um Aufbesserung der Gehälter verschiedener Marineangestellter. — Bei Petitionen des Vereins der Nordseebäder vom Oktober 1916 und April 1917 wurde vom Berichterstatter und einem Volksparteiler darauf hingewiesen, daß trotz der Zusage der preußischen Regierung, zu helfen, nichts geschehen sei, obwohl das im öffentlichen Interesse zu wünschen wäre. Der Staatssekretär des Innern erkennt an, daß den Nordseebädern größtenteils durch militärische Maßnahmen schwere Schäden erwachsen sind; jedoch dürfe man nicht vergessen, welche Konsequenzen die gesetzliche Anerkennung von Kriegsschäden durch entgangenen Gewinn mit sich bringe. Bis jetzt habe man nur direkte Sachschäden berücksichtigt. Die Petitionen wurden zur Berücksichtigung überwiesen, und der Hauptausschuß setzte seine nächste Sitzung auf den 4. Juli an.

Hamburger Fremdenblatt
21./V. 1917
192

Papiernot der Zeitungen.

✠ Sorgen des eigenen Hauses unterbreitet man nicht gern der Oeffentlichkeit. Mit diesen sucht man sich, so gut es eben geht, in seinen vier Wänden abzufinden, und erst wenn die Sorgen aus dem engen persönlichen Rahmen hinauswachsen, und die Gefahr besteht, daß auch allgemeine Interessen dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden, tritt die Notwendigkeit ein, sie weiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen.

Nach diesem Prinzip haben die deutschen Zeitungen bisher stets gehandelt. Nur selten sind während der bald dreijährigen Kriegsdauer Mitteilungen über eine wirtschaftliche Notlage der deutschen Zeitungen an die Oeffentlichkeit gelangt. Nur die wenigsten wissen, mit wie gewaltigen Schwierigkeiten im Allgemeinen die Zeitungen zu kämpfen haben, können sich ein Bild davon machen, wie erheblich z. B. die Preissteigerungen der im Zeitungsbetriebe notwendigen Rohmaterialien sind, und wie mangelhaft ihre Beschaffenheit heute ist. In letzter Zeit hat man allerdings mehrfach von einer drohenden Papiernot gehört, und ein Depeschenwechsel zwischen Zeitungsverlegern und dem Reichskanzler ist veröffentlicht worden, der die drohende Gefahr des Nichterscheinens großer deutscher Zeitungen wegen Papierknappheit blitzartig beleuchtete. Wie schwer jedoch die Zeitungen unter den augenblicklichen unhaltbaren Zuständen zu leiden haben, wird auch heute noch den wenigsten Zeitungslesern bekannt sein. Da außerdem von der Reichsleitung auf alle Beschwerden der Zeitungsverleger in der verbindlichsten Form eine Abhilfe der Uebelstände in Aussicht gestellt wurde, scheint man schon aus diesem Grunde im breiten Publikum die Zeitungsnot nicht als besonders dringlich angesehen zu haben.

Lediglich also, um Klarheit zu schaffen und auch den großen Massen des Leserpublikums die Augen über die tatsächlichen Verhältnisse zu öffnen, die nur durch Fehler der Wirtschaftspolitik herbeigeführt sein können, sei auf die augenblicklichen Zustände im Zeitungsgewerbe etwas näher eingegangen.

Der derzeitige Mangel an Zeitungspapier ist hauptsächlich auf die Schwierigkeiten der Kohlenversorgung der Papierfabriken zurückzuführen. Arbeitermangel bei der Kohlenförderung, Waggonmangel, die Versorgung der Munitionsfabriken und anderer wichtiger kriegsindustrieller Betriebe sowie dem neutralen Ausland gegenüber eingegangene Lieferungsverpflichtungen sind die wichtigsten Gründe für die Kohlenknappheit im allgemeinen.

Ueber die Kriegswichtigkeit der deutschen Zeitungen hier noch ein Wort zu verlieren, ist überflüssig. Der Kaiser selbst, der Reichskanzler, der Staatssekretär des Reichsschatzamts sowie Abgeordnete aller Parteien haben im Reichstage dafür Zeugnis abgelegt. Die glänzenden Erfolge unserer sechs Kriegsanleihen wären ohne die Zeitungen wohl nicht möglich gewesen. Wenn man also in erster Linie kriegswichtige Betriebe mit der Kohlenlieferung versehen zu müssen glaubt, so stehen unter diesen Betrieben die die Zeitungsbetriebe versorgenden Papierfabriken in einer Reihe mit den Munitionsfabriken. Wir wissen auch die Notwendigkeit der Abgabe von Kohlen an neutrale Staaten zu würdigen. Hier aber ist seitens der zuständigen Stellen offenbar zu weit gegangen worden, da das Inland auf Kosten des Auslandes stark benachteiligt wurde. Dies ist aber wohl wieder nur dadurch möglich gewesen, daß die einzelnen in Betracht kommenden Reichsstellen vor ihren diesbezüglichen Maßnahmen keinerlei oder wenigstens nicht die erforderliche Fühlung miteinander genommen haben. Wozu sind denn die Statistiken da, auf die man in den Reichsstellen sonst so großen Wert legt? Da doch aus diesen genau ersichtlich ist, wie groß der Kohlenbedarf der einzelnen Papierfabriken ist, so mußte zunächst dieser, um das regelmäßige Erscheinen der Zeitungen zu gewährleisten, sichergestellt werden.

Wie man in der Valutafrage von der ganz richtigen Ansicht ausgegangen ist, daß eine Besserung des Kurses der deutschen Reichsmark im neutralen Auslande nicht durch eine verstärkte Ausfuhrtätigkeit herbeigeführt werden darf, so darf auch unter keinen Umständen auf Kosten der Kohlenversorgung neutraler Staaten ein kriegswirtschaftlich so wichtiger Betrieb, wie es das deutsche Zeitungsgewerbe ist, unterbrochen werden.

Es ist in letzter Zeit mit Recht viel von der Bedeutung der binnenländischen Wasserstraßen für die Versorgung der heimischen Industrie mit Rohstoffen und Betriebsmaterialien gesprochen und geschrieben worden. Für die Versorgung der Zeitungen mit Papier kommen diese doch hauptsächlich zur Entlastung der Eisenbahnen dienenden Verkehrswege augenblicklich überhaupt nicht in Betracht. Da die Zeitungen täglich gewissermaßen nur von der Hand in den Mund leben müssen, können sie von Glück reden, wenn sie überhaupt noch Eilzugwaggonsendungen mit der Bahn in ihren Besitz bringen. Daß hierdurch der Betrieb der einzelnen Zeitungen ganz erheblich verteuert wird, ist klar. Ein Beispiel möge dies beweisen. Der Tagesbedarf einer großen Zeitung von fast zwei Waggons Papier aus Sachsen nach Hamburg erfordert bei Eilgutsendung auf der Bahn pro Waggon rund 650 Mk. Frachtkosten, während auf dem Wasserwege hierfür nur rund 150 Mark zu zahlen wären. Es macht dies also allein schon bei zwei Waggons eine Mehrausgabe von 1000 Mark täglich. Wenn es den deutschen Zeitungen möglich war, wenigstens in beschränktem Umfange zu erscheinen, so ist dies in erster Linie der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe zu danken, die nach Kräften bestrebt gewesen ist, den Zeitungen so viel Papier zu liefern, als sie heranzuschaffen vermochte, wenn auch leider nicht so viel, Die dem zugeteilten Kontingent entspricht.

Wenn die zuständigen Reichsstellen der drohenden Einstellung des Betriebes maßgebender Blätter vorbeugen wollen, werden sie sich entschließen müssen, aus dem Zustande des wohlwollenden Entgegenkommens zu einer etwas durchgreifenderen Abhilfe, für die unhaltbaren Verhältnisse überzugehen, vor allem zu einer genauen Nachprüfung der den Papierfabriken zukommenden Kohlenmenge.

———✱✱✱———

Fremdenblatt Abendbl.
25./V. 1917

193

* (Die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung im Kriege.) Für die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung stand das Jahr 1916 durchaus unter dem Zeichen des Krieges. Setzte sie auch ihre Friedenstätigkeit fort, so lag doch das Hauptgewicht auf der Kriegsbuchtätigkeit. An Lazarette, Truppenteile in und hinter der Front und deutsche Kriegsgefangene im Ausland verteilte die Stiftung 188.272 Bände (im Vorjahre 200.171); zusammen in den Jahren 1914 bis 1916: 454.742 Bücher. Alle Truppen ohne Unterschied wurden bedacht; nicht vergessen wurden die U-Bootbesatzungen, die Luftschiffertruppen und die Armierungssoldaten. Die Tätigkeit der Bibliotheksabteilung mußte dahinter zurücktreten; doch wiesen die Bücherverteilungen an Volksbüchereien in Dörfern, Heilstätten, Jugendvereine und Kinderbüchereien, Feuerschiffe und Leuchttürme größere Zahlen auf als im Vorjahre: es wurden 29.185 Bücher im Ladenpreiswerte von 30.140 Mark (gegen 17.589 Bücher im Wert von 14.930 Mark im Vorjahre) verteilt. Seit ihrer Begründung vergab die Stiftung in gleicher Art 730.376 Bücher im Ladenpreise von 801.915 Mark. Die Verlagsabteilung hatte 1916 alle Hände voll zu tun, um den Bedarf an guten und billigen Büchern zu decken. 41 schon früher erschienene Bände mußten in Neuauflagen von 645.000 Stück hergestellt werden. Außerdem wurden 3 weitere Bände der „Hausbücherei", 4 „Volksbücher" und 2 Bände „Eichenkranz" gedruckt. Die Gesamtzahl der von der Stiftung 1916 gedruckten Bücher betrug 825.000 Stück. Durch die Maschinen der damit betrauten Druckereien liefen zu diesem Zweck nicht weniger als 6,756.000 Druckbogen zu je 16 Seiten. Die Zahl der bisher insgesamt von der Stiftung gedruckten Bände beträgt 3,383.500 Stück.

Kölnische Zeitung

26.IV.1917

26

194

Die Zeitungen im Kriege.

Welchen Schwankungen, Einflüssen und tief einschneidenden Änderungen die Presse durch den Ausbruch und die lange Dauer des Kriegs unterworfen war, ahnt selbst der Zeitungsleser; hat der Zeitungsmacher aber bei drückenden Sorgen, harten Arbeiten, schweren Kämpfen erfahren müssen. Keine der zahlreichen Stätten, denen die Zeitung täglich, ja oft mehrmals — bis viermal — täglich ihr Entstehen verdankt, sind von diesen Einflüssen verschont geblieben. Die Redaktionen erlebten völlige Umwälzungen ihres Betriebes, die Beschaffung des Papiers machte von Monat zu Monat steigende Schwierigkeiten, das Metall des Setzers, die Farbe des Druckers, Öl- und andere Schmiermittel für die Maschinen, die Kohle für die Aufrechterhaltung des ganzen Betriebes, dieses alles konnte allmählich nur unter immer mehr wachsenden Schwierigkeiten beschafft werden. Gar nicht zu reden von dem Personalmangel, der sich ja in allen Berufen fühlbar machte. Daß solche Schwierigkeiten nicht ohne Einfluß auf den Bestand mancher Zeitungen blieben, zeigt das soeben erschienene Handbuch deutscher Zeitungen 1917. (Bearbeitet im Kriegspresseamt von Rittmeister a. D. Oskar Michel. Verlag Otto Elsner, Berlin.)

Von etwa 3500 wichtigern Tageszeitungen, die Deutschland vor dem Kriege zählte, enthält das Handbuch nur 2938 Blätter, die übrigen sind dem Kriege zum Opfer gefallen oder haben wenigstens vorübergehend ihr Erscheinen eingestellt. Infolge des Personalmangels ist bei den keinen Blättern der Bezug von Matern oder halbfertigen Zeitungen (Vordrucken) während des Kriegs außerordentlich gestiegen. Das Handbuch weist aus, daß von den 2938 Zeitungen 905 Zeitungen, also fast der dritte Teil sich auf diese Weise die Redaktionsführung erleichtert haben. Auch der Jahresumfang ist infolge der Papierknappheit und der angeordneten Papiereinschränkung überall zum Teil wesentlich zurückgegangen. Immerhin besitzt er bei manchen Zeitungen noch eine beträchtliche Stärke. Zeitungen mit einem Umfang von 5- bis 6000 Seiten sind keine Seltenheit. Der größte Jahresumfang bei einer Zeitung beträgt 10 918 Seiten, dem steht der kleinste Jahresumfang von 96 Seiten gegenüber. Auch Anzahl und Umfang der Gratisbeilagen haben zum Teil eine wesentliche Einschränkung erfahren. Viele Blätter, die im Frieden bis zu vier Gratisbeilagen haben, erscheinen jetzt ohne eine solche, dennoch werden bei 1859 Zeitungen, also bei mehr als zwei Drittel, Beilagen angeführt.

Die Auflagen der führenden bürgerlichen Zeitungen und der Lokalblätter mit Bekanntmachungen über Nahrungsmittelversorgung sind fast durchweg während des Kriegs erheblich gestiegen. Natürlich zeigen sich auch hier in der Höhe der Auflagen, soweit sie von den Verlagen den Bearbeitern des Handbuches mitgeteilt wurden — und das ist bei 1658 Zeitungen, also bei fast zwei Drittel sämtlicher Zeitungen der Fall — erhebliche Spannungen. Die Tabellen weisen 63 Blätter mit Auflagen bis 500 Stück auf, darunter solche kleinsten Auflagen von 150 Stück, denen Höchstauflageziffern von 270 000 gegenüberstehen. Für den Fachmann besonders interessant ist die Tabelle über die Druckherstellung der Zeitungen, nur etwa 872 Zeitungen werden in Rotationsdruck hergestellt, also etwa 30 Prozent, während 70 Prozent mit 2052 Zeitungen noch auf der Flachdruckschnellpresse entstehen. Die Herstellung der Zeitungen erfolgt zum weitaus größten Teil im eignen Betrieb, nur bei 152, also bei 5 Prozent, hat der Verleger die Herstellung einer fremden Druckerei übertragen.

Weitaus der größte Teil, 2462 Zeitungen, befinden sich im Privateigentum eines Besitzers, während nur 66 Zeitungen Aktiengesellschaften gehören. Nur bei 26 Zeitungen werden Kommanditgesellschaften als Besitzer genannt, bei 358 Zeitungen Gesellschaften mit beschränkter Haftung und bei 21 Zeitungen eingetragene Genossenschaften mit beschränkter Haftung. Für den Politiker besonders interessant ist die Tabelle über die Parteirichtung der Zeitungen, danach gehören den rechtsstehenden und nationalen Parteien 479 Zeitungen an, 400 Zeitungen dem Zentrum, 216 Zeitungen den Nationalliberalen, 277 dem Freisinn und 79 den Sozialdemokraten, 1450 Zeitungen endlich nennen sich parteilos.

Neue Freie Presse Abend 2. VI. 1917 1 195

Jahressitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften.

Wien, 2. Juni.

Im Festsaale der Akademie der Wissenschaften fand heute vormittag in Gegenwart zahlreicher Ehrengäste, Mitglieder, der Rektoren der Wiener Hochschulen die Jahressitzung statt.

Kuratorstellvertreter Geheimer Rat Dr. Ernest v. Koerber eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

Eröffnungsrede des Geheimen Rates Dr. v. Koerber:

Als die kaiserliche Akademie der Wissenschaften das letztemal zur Jahressitzung zusammentrat, entbehrte sie noch ihres Kurators. Seither ist am 1. September 1916 Seine k. u. k. Hoheit der hochwürdigst-durchlauchtigste Herr Erzherzog Eugen zum Kurator unserer Akademie ernannt und von ihr mit freudigster Ehrerbietung begrüßt worden. Denn in dem erlauchten Prinzen, dem nun die Sorge um das Gedeihen der Akademie anvertraut ist, verehrt das dankbare Vaterland einen bedeutenden und siegreichen Heerführer von geschichtlichem Maß. Ihn grüßt aber auch das geistige Oesterreich als den hochsinnigen Förderer aller geistigen Kultur, der mit gleicher sieghafter Beharrlichkeit wie die heimatliche Erde auch den geistigen Besitz des Reiches verteidigen und festigen wird. Se. kaiserliche und königliche Hoheit steht augenblicklich in blutiger Schlacht im Felde. In seinem Auftrage eröffne ich die heutige Sitzung und entbiete der Akademie höchstdessen Gruß.

Die Akademie hat in dem abgelaufenen Jahre einen unersetzlichen, von jedem einzelnen tiefschmerzlich empfundenen Verlust durch den Heimgang ihres allzeit gnädigen obersten Schirmherrn, Franz Josefs I., zu ertragen gehabt. In feierlicher Totenklage hat die Akademie ihr Leid um die von uns geschiedene und in das Reich geschichtlicher Unsterblichkeit eingezogene Majestät bekundet.

Frohe Hoffnungen umranken die Gestalt unseres neuen Herrschers und Kaisers, Karls I. Möge ihm, dessen junges Herz warm für seine Völker schlägt, der Ruhm eines baldigen und ehrenvollen, das Vaterland zu neuer Blüte führenden Friedens beschieden sein! Möge unter seinem kaiserlichen Schutze der Akademie die volle Entfaltung ihrer Kräfte und die Erreichung ihrer weitgesteckten Ziele vergönnt sein, wenn nach der Blutsaat des welterschütternden Krieges das ersehnte Zeitalter des Friedens und der friedlichen Arbeit, der Künste und Wissenschaften gekommen sein wird. Zwar konnte die Tätigkeit der Akademie auch im Kriege aufrechterhalten werden, doch nicht ohne tiefgehende Hemmungen. Denn dieser Krieg hat die Welt zu seinem Feld. So ist jeder Verkehr erschwert und die wissenschaftliche Jungmannschaft dient überall mit dem Schwerte statt mit der Feder. Doch wo der Krieg selbst der Wissenschaft Aufgaben bot, da wurde die Gelegenheit ergriffen und benützt. Wirksame Verteidigungsmittel schuf die Wissenschaft. Die Not hat die Wissenschaft aber auch zu neuen der Menschheit dienenden Erfindungen geführt. Die begonnenen wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie, wie die Sammlungen der Nunziaturberichte, Urbare und Weistümer, das bayerisch-österreichische Wörterbuch, die Ausgabe der Kirchenväter, der Thesaurus linguae latinae u. a. m., wurden ebenso wie die Arbeiten der prähistorischen und Limeskommission erfreulich gefördert. Auch konnten durch das so dankenswerte Entgegenkommen der Armeeleitung und der Staatsbehörden die anthropologischen Untersuchungen in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern an einer sehr großen Zahl russischer Kriegsgefangener fortgesetzt und Forschungsreisen gemeinsam mit der k. k. Geographischen Gesellschaft in den von unseren Truppen besetzten Balkanländern organisiert werden. Sie erstreckten sich auf die geographischen, geologisch-mineralogischen, floristischen und ethnistischen Verhältnisse und betrafen Nordwestserbien, Teile des Sandschaks von Nowibasar, Nord- und Mittelalbanien. Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse wurden nach Möglichkeit berücksichtigt. Die bereits veröffentlichten Reiseberichte lassen hoffen, daß die im Gange befindliche Bearbeitung der Ergebnisse einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntnis dieser Länder zeitigen wird. Die geologischen Forschungen werden in diesem Jahre in Nordwestserbien im Distrikt von Valjevo mit den Mitteln des Treil-Fonds fortgesetzt. Die kriegerischen Erfolge auf dem Balkan gaben ferner Anlaß, eine archäologisch-linguistische Expedition nach Albanien zu senden. Die entsandten Forscher haben über ihre erfolgreichen Arbeiten Berichte erstattet und sind mit der Sammlung und Ordnung des vielfach sehr wertvollen Materials beschäftigt. Eine andere eigenartige, durch den Krieg herbeigeführte Gelegenheit boten die in den k. u. k. Gefangenenlagern befindlichen Kriegsgefangenen aus den osteuropäischen und asiatischen Teilen des russischen Reiches. Die Akademie entsandte einen bewährten Vertreter der Musikwissenschaft, der zahlreiche turkotatarische und kaukasische Gesänge aufnahm, die neben dem musikalischen auch großes linguistisches und volkskundliches Interesse besitzen.

Im vergangenen Jahre hatten wir wieder das Ableben einer Reihe von verdienstvollen Mitgliedern zu beklagen. Von den wirklichen Mitgliedern sind das Herrenhausmitglied Hofrat und emeritierter Professor der Wiener Universität Doktor Julius Ritter v. Wiesner und der Hofrat und emeritierte Professor der Wiener Universität Dr. Eugen Bormann in das Reich der Schatten gerufen worden. In Hofrat Professor Dr. v. Wiesner verlor die Akademie eine hochragende wissenschaftliche Persönlichkeit, gleichbedeutend als Forscher wie als Lehrer und bahnbrechend auf allen Gebieten der Botanik, der er weites wissenschaftliches Neuland zuführte. Er war ein Mehrer im Reiche seiner Wissenschaft, deren Ruhm vielfach sein eigener war.

Hofrat Professor Dr. Bormann schlug neues Leben aus der alten Welt, für deren Schönheit und Weisheit er Generationen von Hörern begeisterte. Ihm und seiner forschenden Gelehrsamkeit verdankt das berühmte Corpus inscriptionum latinarum gewaltige Bereicherung. In der Kunst, die Rätsel der alten Zeit in geschichtliche Wahrheit aufzulösen, war der gelehrte Forscher ein unerreichter Meister. Werk und Wirken der beiden uns vom Tode entrissenen Mitglieder werden weiterleben wie die dankbare Erinnerung der Akademie an diese verdienten und erfolgreichen Männer der Forschung.

Wir stehen vor einer neuen Zeit, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften vor neuen und großen Aufgaben. Als lebendige Kraft im geistigen Organismus des Staates hat sie Anteil zu nehmen an dem Wiederaufbau des Vaterlandes, an dem neuen Leben, das dieses alte, ehrwürdige Reich durchfluten soll. Millionen Kämpfer — Kämpfer an der Front und im Hinterlande — haben in diesem Weltbeben durch ihre schrankenlose Hingabe von Gut und Blut ihr Vaterland aufs neue erworben. Mit dem neuerwachten Staatsgefühl kam das Verlangen, für das im Kriege mit dem Herzblute verteidigte Vaterland auch im Frieden zu wirken und zu leben und die Verantwortung zu tragen. Diese neu aufspringenden Quellen der Vaterlandsliebe dürfen nicht versiegen. An ihrer Fassung liebe- und vertrauensvoll mitzuarbeiten, ist Aufgabe der Besten des Reiches. In diesen Jahren heroischen Kämpfens und Leidens ist das Volk reif und mündig geworden. Wer wollte nach all dem beispiellosen Opfermut, nach der herrlichen Seelenzucht gerade jener, die mit Glücksgütern nicht gesegnet sind, daran noch zweifeln? Der Ausbau des auf hundert blutigen und unblutigen Schlachtfeldern erworbenen Rechtes auf staatliche Mitarbeit und Selbstbestimmung ist Pflicht der kommenden Tage. Ihr wird sich die kaiserliche Akademie mit ihrem edlen geistigen Rüstzeug nicht entziehen. Möge der Friede nur kommen! Er ist erwartet und wird uns bereit zu schaffensfreudiger Arbeit finden.

Neue Freie Presse

Abendbl. II

2. VII. 1917

196

Jahressitzung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaft.

Aus dem Bericht des Generalsekretärs Hofrat Dr. Becke.

Der Generalsekretär Hofrat Professor Dr. Becke hob als wichtige Ereignisse im Leben der Akademie hervor: die Ernennung des Erzherzogs Eugen zum Kurator der Akademie und den Tod des Kaisers Franz Josef I., während dessen langer und ereignisreicher Regierung sich das ganze bisherige Wirken der Akademie abgespielt hat. Die Akademie hat auch in diesem dritten Kriegsjahr ihre Pflicht getan, damit der Faden nicht abreiße, der die vergangene Periode friedlicher Arbeit für die Wissenschaft mit der Zukunft verbinden soll. Sie durfte sich dabei verständnisvollen Entgegenkommens bei den Staatsbehörden erfreuen. Der Generalsekretär erörterte sodann die Tätigkeit der Akademie, der gemeinsamen Kommissionen und der mit der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse im besonderen verbundenen Forschungsinstitute, in der ersten Gruppe namentlich das Phonogrammarchiv, in der zweiten das Institut für Radiumforschung und die Biologische Versuchsanstalt erwähnend. Durch ein bemerkenswertes Naturereignis, das Erdbeben von Rann im Januar 1917, wurde der Erdbebenkommission Veranlassung gegeben, eine monographische Bearbeitung durch berufene Fachmänner einzuleiten. Zwei größere Unternehmungen wurden durch die besonderen Möglichkeiten des Krieges veranlaßt: Die anthropologischen Untersuchungen in den Kriegsgefangenenlagern, welche die seltene Gelegenheit darboten, Typen schwer zugänglicher Völkerschaften in reicher Auswahl zu studieren, ferner die Reisen, welche zur naturwissenschaftlichen Erforschung der von unseren Armeen okkupierten und verwalteten Balkanländer organisiert worden sind. Dem von der k. k. Geographischen Gesellschaft nach Serbien entsendeten Geographen Professor N. Krebs schloß sich mit Subvention der Akademie als Geologe Professor O. Abel an; der Zoologe Dr. Penther erforschte die Fauna des Zljebgebirges; die Sammelreisen des Botanikers Dörfler in den schwer zugänglichen nordalbanesischen Alpen hatten vollen Erfolg. Mit geologischen Forschungen in Nordalbanien war das korrespondierende Mitglied F. v. Kerner, in Mittelalbanien Dr. Betters betraut. Alle diese im Sommer 1916 ausgeführten Expeditionen brachten reiche wissenschaftliche Erträgnisse. Im Sommer 1917 wurden die geologischen Forschungen von den Herren Dr. W. Hammer und Dr. O. Ampferer im Gebiet von Valjevo fortgesetzt. Die Mittel für diese Unternehmungen wurden vom Treitel-Fonds beigestellt.

Andere Unternehmungen der Akademie wurden durch die Kriegslage beeinträchtigt. Die der statutenmäßigen Verwendung für wissenschaftliche Zwecke nicht zugeführten Fondserträgnisse setzten die Akademie in die Lage, sich an der Zeichnung von Kriegsanleihe zu beteiligen, in einem Betrage, welcher eine Million Kronen übersteigt. Von neuen der Akademie testamentarisch vermachten Legaten sind zu erwähnen: das Legat der Frau Pauline Skrajuka mit besonderer Widmung für das geographische Fach (7400 K.) und ein Legat des Universitätsprofessors Dr. Josef Pollak für einen alle drei Jahre zu verleihenden Preis für physiologische Akustik.

Zum Schlusse seines Berichtes gedachte der Generalsekretär der verstorbenen Mitglieder, des Botanikers Julius Ritter v. Wiesner, des Zoologen K. Heller in Innsbruck, des Ehrenmitgliedes im Ausland Elias Metschnikow (Paris), Sir William Ramsay (London) und Jean Gaston Darboux (Paris).

Aus dem Bericht des Hofrates Dr. v. Karabacek.

Der Sekretär der philosophisch-historischen Klasse Hofrat Professor Dr. v. Karabacek erstattete hierauf Bericht. Der ununterbrochene Verkehr mit der Wissenschaft und ihr auf die Erweckung und Nährung des Sinnes für die idealen Güter des Lebens gerichtetes Streben gewähren Trost und Erhebung über die trübe Zeit furchtbarer Bedrängnis. So kann denn auch die philosophisch-historische Klasse auf ihre während des dritten Kriegsjahres in statutengemäßem Sinne vollbrachten Leistungen mit Befriedigung zurückblicken. Wiewohl die militärische Dienstleistung so vieler unserer Mitarbeiter den Fortgang der Arbeiten stark gehemmt hat, sind sie im großen ganzen doch nicht unterbrochen worden; so konnte das Material für den zweiten Band der Nunziaturberichte wohl vervollständigt werden, aber der Abschluß kann erst nach Kriegsende erreicht werden, wenn es wieder möglich sein wird, das Fehlende in ausländischen Archiven zu heben.

Die Sammlung des Stoffes für den zwölften Band der Oesterreichischen Weistümer (ob der Enns) darf im großen und ganzen als abgeschlossen gelten. Von den im Zuge befindlichen Arbeiten, die aus den Mitteln der Savigny-Stiftung unterstützt werden, ist die Vorbereitung zur Herausgabe der Summa Raimondi beendet und das Manuskript druckfertig. Zwei eminent vaterländische Unternehmungen: die Herausgabe eines historischen Atlas der österreichischen Alpenländer und das „Bayerisch-österreichische Wörterbuch" litten gleichfalls unter der Ungunst der Verhältnisse, konnten aber doch wohl weitergeführt werden. Schwer getroffen von der Kriegsgeißel wurde ein anderes großes interakademisches Unternehmen, das einen Ruhmestitel der mit uns vereinigten deutschen Akademien bildet: es ist der Thesaurus linguae latinae, das große lateinische Wörterbuch, das jetzt bis in den Buchstaben F reicht und dessen Vollendung für das Jahr 1930 in Aussicht genommen ist. Weniger unter der Ungunst der kriegerischen Verhältnisse hatte unsere Kirchenväterkommission zu leiden. Von den zur Drucklegung vorbereiteten Bänden konnten doch deren zwei zum Abschluß und zur Ausgabe gebracht werden. Hofrat Doktor Karabacek bespricht sodann die von der Limeskommission auf heimatlichem Boden durchgeführten Grabungen, namentlich jene im römischen Standlager von Lauriacum (heute Mauer-Oehling in Oberösterreich).

Schon im vorigen Jahresberichte war ich in der glücklichen Lage, melden zu können, daß die Publikation des unter unserer Teilnahme aus der Internationalen Vereinigung der großen Akademien in Angriff genommenen monumentalen Werkes „Die Enzyklopädie des Islams" rüstig weiterschreitet. Es ist merkwürdig, daß gerade nur dieses der Kultur des Orients gewidmete Unternehmen trotz der zerrissenen Bande von Freund und Feind gehalten und gefördert wird.

Hofrat v. Karabacek schloß seinen Bericht mit Nachrufen auf Hofrat Bormann, Josef v. Zahn, Hofrat Hirn, Franz Brentano, Gaston Maspero (Paris), August Leskien (Leipzig), Edward Burnett-Tylor (Oxford).

Die Zuerkennung der Akademiepreise.

Der Präsident Hofrat v. Lang verkündete die Zuerkennung des Lieben-Preises im Betrage von 3000 K. an den in Wien tätigen Chemiker Professor Schlenk für die Forschungen über Kohlenstoff, des Baumgartner-Preises im Betrage von 3000 K. an die Professoren Einstein und de Haas für Arbeiten über die Amperesche Molekularströme, des Haitinger-Preises im Betrage von 3000 K. an den Wiener Physiker Professor Ehrenhaft für zahlreiche Arbeiten zur Feststellung der Ladung des „Elektrons"; dieser Physiker wird zum zweitenmal von der Wiener Akademie preisgekrönt.

Den Schluß bildete der Vortrag des Hofrates Professor Emil Müller über „Bedeutung und Wert mathematischer Erkenntnisse".

Reichspost
12./VI. 1917

Der fünfzigjährige Reimmichl.

Einmal, es sind schon etliche Jahre her, las ich in einer Tiroler Zeitung um die Weihnachtszeit eine Skizze: Am heiligen Abend beginnen alle Glocken Tirols zu läuten. Der Erzähler hört sie alle, kennt sie alle, kennt jeden Ort, der sich da mit tönender Stimme meldet. Immer neue Glocken heben zu schwingen und zu tönen an, bis die Erzstimmen eine einzige, gewaltige Weihnachtshymne über die Berge des Landes hinsingen. — Das war in dieser Skizze geschildert. Sonst nichts. Aber wie war das geschildert! Mit welcher Wärme, welcher Innigkeit wurde dies erzählt! Kein Zweifel, hier wollte ein Tiroler seiner wunderbaren Heimat ein recht schönes, recht hohes, recht zartes Weihnachtsgeschenk machen. Ist mir der genauere Inhalt dieser Skizze zusamt ihrem Titel auch schon ein wenig entschwunden, so wird mir doch der Eindruck, den sie auf mich machte, für immer unvergeßlich bleiben. Das war das erste, was ich von Reimmichl las, denn so hieß der Autor der Skizze. Ich habe mich dann schleunigst umgesehen, um mehr von dem Mann zu genießen. Nun ergab sich, daß der Reimmichl eigentlich Sebastian Rieger heißt, Priester ist und in Gries am Brenner dem Seelsorgeamt oblag. Und daß er in seiner engeren Heimat Tirol zu den allerberühmtesten Männern, zu den allerbeliebtesten Dichtern gehört. Ueber die firnbehüteten Grenzen Tirols hinaus ist der Name „Sebastian Rieger" lange nicht gedrungen und zu den „führenden" Erscheinungen gehört der Reimmichl auch heute noch nicht. Allein wir haben Ursache zu der Vermutung, daß es ihm höchst gleichgültig ist, ob seine Bücher in den Auslagen der großen Berliner Buchhandlungen zu sehen sind oder nicht. Wenn ihn nur in Tirol ein jedes Kind kennt!

Und das hat er wahrhaftig zuwege gebracht, daß ihn seine Landsleute alle kennen und lieben. Weniger aus seinen Büchern, die ja freilich auch alle eine weite Verbreitung erreicht haben, als vielmehr durch seinen „Tiroler Volksboten", oder kurz „Das Bötl", den er seit 25 Jahren herausgibt und in dem alle seine vielen taufrischen, unmittelbaren Plaudereien und Erzählungen zuerst erscheinen. Fast in jedem Tiroler Bauernhaus, in allen Almhütten und Schutzhäusern findet man das „Das Bötl". Es ist so recht eine Zeitung von einem Tiroler für die Tiroler geschrieben. Viele Tausende, vielleicht Hunderttausende warten allwöchentlich, was ihnen denn diesmal der Reimmichl Neues, Liebes, Inniges zu erzählen haben werde. Diese Wochenschrift hat den Ruhm und die außerordentliche Beliebtheit des Reimmichl bei seinen Landsleuten begründet.

Dieser Reimmichl, in St. Veit in Defreggen als Sohn wohlhabender Bauersleute geboren, gegenwärtig als Pfarrherr in Heiligenkreuz bei Hall wohnhaft, ist vor wenigen Tagen in aller Stille 50 Jahre alt geworden. Es ist aus diesem Anlasse keine Festschrift erschienen, kein Bankett veranstaltet worden. Das alles braucht er nicht, will er wohl gar nicht. Nach dem Ruhm und der Anerkennung der großen, lauten Welt geizt er nicht. Dem herrschenden Literaturgeschmack ist er niemals auch nur einen Schritt entgegengekommen. Er macht auch keine literarischen Moden und Strömungen mit. Seine Art ist heute, zwanzig Jahre nach seinem ersten Hervortreten, immer noch die gleiche wie damals, nur daß freilich seine Kunst inzwischen merklich reifer, umfassender geworden ist. Von der kurzen Skizze, dem knappen Stimmungsbild, ist er allmählich zur vollendeten Charakterzeichnung, zur breit ausgestalteten und liebreich ausgebauten Erzählung übergegangen, doch hat er sich niemals in fremde Gebiete verirrt, niemals findet man in seinen Geschichten auch nur eine Spur jener krankhaften Verstiegenheiten, in denen sich die allermodernste Erzählungskunst, die den Markt beherrscht, so gerne gefällt. An seiner Treue könnte sich mancher ein Beispiel nehmen. Er ist auf solche Art nachgerade ein Volksschriftsteller großen Stiles geworden, etwa im Sinne Hansjakobs. Wer Freude hat an natürlichem, warmblütigem Volkstum, in dessen Bücherei werden die Bändchen des Reimmichl (sie sind alle bei der „Tyrolia" erschienen) nicht fehlen dürfen. Denn alles, was im weiten Kreise des Denkens, Fühlens, der Sorgen, Freuden und Schmerzen seiner älplerischen Landsleute liegt, alles hat der Reimmichl auch in seine Dichtungen verwoben. Seine letzte Erzählung, die den Namen „Auf unseren ewigen Bergen" führt, nimmt ihren Stoff aus den Tagen des großen Weltkriegs.

Möchte Sebastian Rieger seinem Lande, möge er uns und dem deutschen Schrifttum noch lange erhalten bleiben! Daß wir uns dann noch mancher prächtigen Schöpfung seiner Kunst werden erfreuen dürfen, dessen sind wir völlig sicher. Denn sie rauschen reich, sie bleiben immerdar frisch, die Bergquellen von Tirol.

B.

Neues Wiener Tagblatt

12./VI. 1917

200

* (**Generalversammlung der Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen und des Zentralvereines der Zeitungsunternehmungen.**) Gestern fanden die Generalversammlungen dieser beiden Organisationen statt. In der Generalversammlung der Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen, in welcher Chefredakteur Hans Bösbauer den Vorsitz führte, wurde über die Papierfrage und über die Beschaffung der andern für den Zeitungsdruck notwendigen Materialien eingehend berichtet und die Maßnahmen zur Abhilfe besprochen. — In der Generalversammlung des Zentralvereines der österreichischen Zeitungsunternehmungen präsidierte das Herrenhausmitglied Herzog v. Beaufort. Den Rechenschafts- und Tätigkeitsbericht erstattete Redakteur Junker, den Bilanz- und Revisorenbericht Direktor Steinkrauß. Bei den Ersatzwahlen wurden in den Beirat gewählt: Chefredakteur Dr. Kammel, Chefredakteur Sachs und Generaldirektor Austerlitz („Prager Tagblatt"). Ueber die Papierfrage sprach Direktor Prosl („Zeit") und Gemeinderat Emmerling („Arbeiterzeitung"). Das Referat über den Ausbau der Organisation erstattete Schatzmeister Steinkrauß. Als Gruppenvorstände wurden gewählt: Maximilian Schreyer („Morgen"), Direktor Steinkrauß („Blatt der Hausfrau"), Chefredakteur Sachs (Fachblätterverlag) und Chefadministrator Schade (Weltheimverlag). Bei diesem Punkt wurde auch über die Wohlfahrtseinrichtungen der Organisation eingehend berichtet und die Versammlung, der in Vertretung des Bürgermeisters Gemeinderat Daberkow beiwohnte, und Vizepräsident Hans Zeller über die Errichtung eines Zeitungsmuseums gesprochen hatte, nach einer Dankeskundgebung für Herrn Bösbauer geschlossen.

Reichspost

17./VI. 1917

201

* **Eine österreich-ungarische Zeitungsgründung in Sofia.** Zu den bemerkenswertesten publizistischen Schöpfungen im Dienste des mitteleuropäischen Bündnisgedankens und der Volkswirtschaft zählt die „Bulgarische Handelszeitung" in Sofia, die nunmehr einer Vergrößerung und Erweiterung zugeführt wurde, die sie den namhaften täglich erscheinenden Finanzorganen des Festlandes beigesellt. Bald nachdem der erfolgreiche Krieg die Monarchie erfreulicherweise zum direkten und hoffentlich bleibenden dritten Nachbarn des gewaltig aufstrebenden Bulgariens gemacht hatte, faßten österreich-ungarische Industrielle in anerkennenswerter Voraussicht und Tatkraft den Entschluß, durch die Neubegründung der „Bulgarischen Handelszeitung" auf einem der Größe der ihr gestellten Aufgabe entsprechenden Fuße entscheidend dazu beizutragen, daß die industriellen und kommerziellen Beziehungen zwischen Bulgarien und Oesterreich-Ungarn eine Vertiefung erfahren. Als wirtschaftliches Bindeglied zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien zu wirken, ist nun die „Bulgarische Handelszeitung" berufen, die in Sofia täglich in deutscher und bulgarischer Sprache erscheint. Der Depeschendienst des Blattes umfaßt sorgsam alle Gebiete der Volkswirtschaft sowohl wie der Politik. Die staatlichen Behörden in Bulgarien und in Oesterreich-Ungarn bringen dem neuen Unternehmen rege Förderung entgegen, und es ist auch zu erwarten, daß, wie auch die österreich-ungarische Handelswelt in Erkenntnis ihrer eigenen wichtigen Aufgaben für das Blatt Interesse bekunden wird. Probenummern werden auf Wunsch von der Wiener Verlagsstelle der „Bulgarischen Handelszeitung", Wien, 1. Bezirk, Wollzeile 16 (Schulerstraße 11), versendet.

Neues Wiener Tagblatt Abendbl 22
21./V. 1917

* (Papiernot und Tagespresse.) Das „Berliner Tageblatt" bringt aus Leipzig folgende Notiz: Ueber die großen Schwierigkeiten, die der Tagespresse durch die Papiernot erwachsen sind, äußert sich der Kreisverein Sachsen des Zeitungsverlegervereines wie folgt: „Die Verhältnisse auf dem Papiermarkt sind in der letzten Zeit zu einer Angelegenheit geworden, die nicht mehr allein die Fachverbände interessiert. Die unmittelbaren Folgen der drohenden weiteren Beschränkung sind eine Angelegenheit der Oeffentlichkeit. Wir erheben die Forderung, daß nicht bloß Zusagen erfolgen, daß vielmehr endlich die Presse mit dem Material versorgt wird, das ihr die Erfüllung ihrer öffentlichen Pflichten ermöglicht. Wir verlangen die richtige Verteilung des vorhandenen Materials, und wir fordern die mögliche und durchaus erreichbare regelmäßige Zuweisung von Kohlen an die Papierfabrikation. Es geht nicht mehr an, daß in einer Zeit, in der das Volk nur dem großen Ganzen lebt, einer der wichtigsten Nervenstränge des sozialen Körpers in seiner Tätigkeit behindert wird; daß es den Zeitungen selbst für Nachrichten, die jeden für uns angehen, für Aufklärung, für Verständigung, für Kampf und Wahrheit wider die Lügen unsrer Gegner an Papier fehlt, daß der Anzeigenmarkt, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung heute noch viel wichtiger ist als im Frieden, immer mehr und mehr eingeengt wird." Das „Berliner Tageblatt" bemerkt hiezu: Wir sind ganz derselben Ansicht wie die sächsischen Zeitungsverleger und meinen, daß die Zustände, wie sie jetzt auf diesem Gebiete herrschen, auf die Dauer einfach unhaltbar sind.

Abendtg
22./III. 1917

204

Die Volkslesehalle im Kriegsjahre 1916.

2 Millionen Bücherentlehnungen.

Am 12. d. fand im Stadtrats-Sitzungssaal des Rathauses die 18. Vollversammlung des Vereines „Volkslesehalle" statt. Wie dem vom Vereinspräsidenten GR. Dr. Stich erstatteten Tätigkeitsbericht des Vorstandes zu entnehmen war, hat der Fortgang des Weltkrieges Bedürfnis und Lust der Bevölkerung, sich weiter zu bilden und geistig zu unterhalten, nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern geradezu erhöht. Die Benützung der 15 Wiener und 19 ländlichen Volksbibliotheken der Vereines stieg gegenüber dem Vorjahr um mehr als 623.009 Bände und erreichte fast 2 Millionen! An diesem Erfolge ist die zu Ende des Jahres 1915 gegründete jüngste Filiale in Margareten (Schönbrunnerstraße 46) mit 115.573 Bänden beteiligt. Ein bedeutender Schritt nach vorwärts wurde im Berichtsjahre dadurch getan, daß die Vereinstätigkeit nunmehr auch in Steiermark Erfolge erzielt hat. In Graz wurde eine dortige Vereinsbibliothek der Wiener Volkslesehalle als Filiale angeschlossen und die Angliederung einer zweiten Bibliothek für die nächste Zukunft und die Zentralisierung des gesamten Volksbildungswesens in der Steiermark im engen Anschluß an die Wiener Volkslesehalle beschlossen.

Auch in diesem Berichtsjahre hat sich die Volkslesehalle wieder an den Kriegsfürsorgebestrebungen beteiligt. Sie stellte sich der Aktion der Errichtung von Soldatenheimen zur Verfügung und besorgte im „Zentralkomitee" die Bücherbeschaffung. Der Geldumsatz ist bereits auf 111.501 Kr. gestiegen.

Das folgende, durch den Chorherrn Petrus Rumler erstattete Referat betreffend die Gebarung der Verwaltung des Vereinshauses der Volkslesehalle in Floridsdorf, Brünnerstraße 20, zeigte ebenso emsige als vielseitige Arbeit im Dienst der christlichen Volksbildung. Zahlreiche volkstümliche wissenschaftliche Lichtbildervorträge sowie ebensolche für Schüler in regelmäßiger Folge und nach einem von Direktor Hineis für das ganze Jahr ausgearbeiteten Plane wurden gehalten, täglich fanden Kinovorstellungen mit sorgfältigst ausgewähltem Programm statt und die Kurse über Kunstgeschichte und aus der ungarischen, italienischen, französischen und englischen Sprache fanden zahlreiche Hörerschaft. Zugunsten der Kriegsfürsorge wurden Theaterabende, Konzerte und andere Veranstaltungen abgehalten, durch die den vaterländischen Zwecken Kr. 1399.70 zugeführt werden konnten. Außerdem wurde die Errichtung eines großen Mosaikbildes als Wahrzeichen des Krieges und der Opferwilligkeit der Bevölkerung von Floridsdorf an der äußeren Fassade des Vereinshauses nach Plänen des Architekten Polzer begonnen, für welches die Hausverwaltung die Anschaffungskosten vollständig auf sich nahm, während die aus dem Verkaufe der einzelnen Mosaiksteinchen, Schmucksteine, Wappen und Figuren zu erzielenden Einnahmen den Witwen und Waisen nach Gefallenen aus dem 21. Bezirke zufließen werden. Dem Obmanne der Hausverwaltung Petrus Rumler wurde einstimmig der besondere Dank der Vollversammlung für seine vielfachen, erfolggekrönten Bemühungen ausgesprochen.

Nach Vornahme der Wahlen wurde schließlich unter Ovationen für den unermüdlich tätigen Präsidenten GR. Dr. Stich die gut besuchte Vollversammlung geschlossen.

Reichspost Abend
23./VI. 1917
205

Die Sammlungen der „N. Fr. Presse".

Herr Landesausschuß Leopold Kunschak schreibt uns: Unter dem Titel „Sammlungen der Neuen Freien Presse" veröffentlicht dieses Blatt auch einen Ausweis der Spenden für die Aktion „Wiener Kinder aufs Land". Da in diesem Ausweis auch mein Name verzeichnet erscheint, ich aber nie an die „Neue Freie Presse" einen Betrag eingesendet habe, interessierte ich mich dafür, wie dieses Blatt dazu kommt, mich unter seinen Sammlungen zu nennen. Nach den mir zugekommenen Informationen handelt es sich in der Sache um den Spendenausweis des Vereines „Wiener Kinder aufs Land", der einen Einlauf von 311.692 Kr. verzeichnet. Von dieser Summe ist aber auch nicht ein Heller durch die „Neue Freie Presse" gesammelt worden, diese Spenden wurden vielmehr an den Verein direkt oder an Mitglieder des Vorstandes und an die Zahlstelle des Vereines, die Bodenkreditanstalt, eingesendet. Wenn sonach die „Neue Freie Presse" diesen Spendenausweis unter ihren Sammlungen veröffentlicht, so ist das mindestens sehr unbescheiden, ich für meinen Teil will es schlankhin als Keckheit bezeichnen. Leopold Kunschak. — Der Verfasser der vorstehenden Zuschrift ist nicht der erste, der von der „N. F. Pr." eines Tages mit der Neuigkeit überrascht wurde, daß er seine Spenden für wohltätige Zwecke ausgerechnet dem genannten Blatte anvertraut habe. Das System, das man sich in der Fichtegasse zurechtgelegt hat, ist ebenso einfach als praktisch. Man veröffentlicht fortlaufend die Spendenausweise der verschiedenen charitativen Vereine — sie sind leicht zu beschaffen —, schreibt darüber „Sammlungen der „N. Fr. Presse" und das Publikum sperrt Augen und Mund auf: „Seh' dir an da, wie die ‚Neue Freie' zu sammeln versteht! Jud' und Christ, Philo- und Antisemit tragen ihre Spenden in die Fichtegasse!" Und periodisch hilft das Blatt diesem Kinderglauben mit einer Selbstverhimmelung im Leitartikel nach. Besonders bei der „Intelligenz", die sich dafür hält, weil sie die „N. F. Pr." liest, haben solche kleine Manöver immer Erfolg. Und erst bei denen, deren Gesamtheit man „die Gesellschaft" nennt! So wird im Handumdrehen Schmarotzerei an der Wohltätigkeit anderer zu einer angestaunten Großunternehmung des Wohltuns, der Lob, Preis, Anerkennung und Lohn sicher sind. O Publikum!

Neues Wiener Tagblatt

29./III. 1917

* **(Die Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen im Juli 1917.)** Angesichts der noch fortbestehenden Knappheit an Rotationsdruckpapier hat der Leiter des Handelsministeriums mit einer gestern im Reichsgesetzblatt zur Verlautbarung gelangenden Kundmachung vom 27. d. auf Grund der Ministerialverordnung vom 12. März 1917, RGB. Nr. 105, angeordnet, daß die mit der Kundmachung vom 12. März 1917, RGB. Nr. 106, für den Monat März verfügten Beschränkungen des Rotationsdruckpapierverbrauches der Zeitungen unverändert auch für den Monat Juli 1917 zu gelten haben.

Neues Wiener Tagblatt

25./X. 1916

Französische Schützengrabenzeitungen.

Die ersten Zeitungen, die überhaupt das Licht der Welt erblickten, waren Kriegszeitungen, waren fliegende Blätter, die die Kunde von Schlachten und Siegen der Welt mitteilten. Der erste Weg, den die Zeitung machte, war der Weg von der Front ins Hinterland. Zwischen Brief und Kundmachung stehend, war die Zeitung halb Pamphlet und halb Dichtung. Und so sehr sie sich auch entwickelt haben mag, die Eierschalen ihrer ersten Jugend haften ihr immer noch an. Sie ist, von der Technik aufs höchste ausgebildet, das seltsamste Kunstwerk geworden, das es gibt: in ihren besten und wichtigsten Teilen immer noch das, was sie in ihren primitivsten Anfängen war, Mitteilung und Kundmachung, Pamphlet und Dichtung. Es sind viele Jahre her, da sprach ich einmal in London mit Stead, dem Gründer und Herausgeber der „Review of Reviews", einem der genialsten Zeitungsmänner des 19. Jahrhunderts. (Er ist bekanntlich mit der „Titanic" ertrunken.) Wir sprachen über die Zukunft der Zeitung und die Zeitung der Zukunft. „Die ideale Zeitung," sagte Stead, „wird nur Tatsachen enthalten — nichts als Tatsachen, ohne den geringsten Kommentar. Je höher ein Lesepublikum geistig steht, desto weniger bedarf es der Deutung und Erklärung einer Tatsache. Unsre heutigen Zeitungen aber," so meinte der Engländer, „stellen den Kommentar, die Deutung, die Erklärung in den Vordergrund. Man kauft, liest und abonniert Zeitungen, nicht weil sie eine größere Fülle von Tatsachen bringen, sondern weil man sich für die Sauce, in der die Tatsachen serviert werden, interessiert. Die Zukunft wird dem journalistischen Saucenkünstler den Garaus machen. „Facts, facts, facts!" Das ist das Programm der Zukunft."

Diese etwas nüchterne Auffassung des Zeitungswesens vergißt aber, daß die Zeitung nicht nur von der Mitteilung und Kundmachung, sondern auch von der Dichtung herkommt. Sie hat nicht nur den Zweck, zu unterrichten und zu belehren, also Tatsachen zu verbreiten, sondern auch die Absicht, zu unterhalten. Sie ist ein Literaturzweig geworden. Der große Journalist benützt die Form des Artikels wie der Epiker die Form der Dichtung. Die Tatsache ist ihm nur der Ausgangspunkt, um seine Meinungen, seine Gedanken, seine Empfindungen auszudrücken, um seiner Phantasie ein Feld zu bieten. Ein Journalist, in dem kein Dichter steckt, hat, um Bismarks berühmtes Wort umzukehren, seinen Beruf verfehlt. Ja wenn wir recht untersuchen, so liegt die große Macht der Zeitung heute vor allem in ihren — dichterischen Elementen. Der Volksredner und auch der Volksaufwiegler von einst ist unter die Leitartikler gegangen, und was moderne Demagogie auf journalistischem Gebiete leisten kann, dafür werden die italienische und die rumänische Presse im Weltkrieg ein bleibendes Denkmal sein. Niemals noch, seitdem es Journale gibt, hat die Zeitung eine so wichtige, einschneidende, ja entscheidende Rolle gespielt wie jetzt im Kriege. Und man versteht das Wort eines der klügsten Diplomaten von heute: „Der Krieg wäre vielleicht schon zu Ende, wenn es keine Zeitungen gäbe." In dieser Beziehung aber darf die Presse der Zentralmächte nicht mit der Presse der Entente verwechselt werden. Sie hat ihre Besonnenheit, ihre hohe Mission, das Vertrauen zu unterstützen, die Daheimgebliebenen zu stärken, für Verständigung zu sorgen, keinen Augenblick außer acht gelassen. Im gegnerischen Lager aber schien es stets die Aufgabe der Presse, nicht der Verständigung, sondern dem Haß, dem furchtbarsten aller menschlichen Mißverständnisse, das Wort zu reden.

Ich bin scheinbar von meinem Thema weit abgeschweift. Nicht von der Tagespresse wollte ich ja reden, nicht von der Presse, die an der Tatsache hängt und ihrer als Hauptgegenstand aller Betrachtungen nie entraten kann, sondern von jenen Zeitungen, die keinen andern Zweck verfolgen, als die Leser zu zerstreuen, zu unterhalten, von den Tatsachen abzulenken. Und es erscheint seltsam und paradox genug, daß es gerade Kriegszeitungen sind, die sich ein solches Ziel gesetzt haben. Die fliegenden Blätter, die jetzt von der Front als Kuriositäten für Sammler ins Hinterland kommen, erinnern in ihrer primitiven Ausstattung an die ersten Kriegszeitungen. Aber waren jene blutig ernst, so pflegen diese den Humor. Die Aufgabe jeder heutigen Kriegszeitung erscheint es, mit Humor über die Stunde hinwegzuhelfen. Die Schützengrabenzeitungen sind alle lustig. Und was noch viel befremdlicher, aber auch viel charakteristischer ist, sie sind meistens von einer

— man verzeihe mir das ungewollte Wortspiel — entwaffnenden Harmlosigkeit.

Vor kurzem hat die französische militärische Buchhandlung Berger-Levrault eine hübsche und lustige Anthologie der Frontzeitungen herausgegeben. Es gibt heute mehr als sechzig Schützengrabenzeitungen in Frankreich. So groteske, barocke, drollige Namen sie haben, der Ton ist fast überall der gleiche. Es ist der Ton der gutmütigen Fröhlichkeit, des Spaßes, der sich lachend auf beide Schenkel schlägt. Das ist um so wichtiger festzustellen, als der Witz, der aus den französischen Karikaturen des Weltkrieges spricht, alle Rekords des blutigen, grausamen, haßgetränkten Berserkertums des Hohnes, des Hasses und der Verachtung geschlagen hat. Aber die in den Schützengräben lachen ganz anders als die daheim. Es fällt ihnen nicht ein, den Feind, dessen Tapferkeit sie kennen, zu verunglimpfen oder zu verhöhnen. Das bemerkt auch ausdrücklich Pierre Albin in seiner Vorrede. Natürlich lacht der Poilu im Schützengraben über den Boche da drüben. Aber „dieses Lachen setzt die Kraft und die Tapferkeit des Feindes, wenn beide in Erscheinung treten, durchaus nicht herab. Dieses Lachen münzt eine Niederlage nicht in einen Sieg um. Es kennt sehr gut die Größe der Aufgabe, die der Franzose noch zu erfüllen hat. Es ist nicht erklungen, als Antwerpen und Lille fielen. Es hat noch niemals einen klugen Rückzug als Vorrücken gedeutet. Ja es muß einmal gesagt werden: An der Front herrscht ein Sinn für die Wirklichkeit, von dem wir armes Volk im Hinterland lernen sollten. Die Schützengrabenpresse ist voll Heiterkeit, aber diese Heiterkeit ist kein dummer Optimismus. Wenn sie mit Freude jeden Schlag unterstreicht, den der Feind empfing, so vergißt sie auch nicht die Schläge, die der Feind austeilte. An der Front gibt es keinen Schwindel. . . .".

Diese Schützengrabenzeitungen, die uns das hübsche Buch in einer reichen Auswahl vorführt, bestehen aus Vers und Prosa. Der lustige Vers überwiegt. Die Zeitungen, im kleinen und kleinsten Format, sind gewöhnlich nur vier Seiten stark und werden meistens autographisch vervielfältigt. Manche werden auch gedruckt, bald in einer Stadt hinter der Front, bald in Paris. Fast alle sind illustriert. Die Herausgeber sind nicht nur Dilettanten, man findet unter den Chefs und Mitarbeitern auch viele Leute vom Fach, Zeichner, Dichter, Montmartresänger usw. Manche Blätter haben eine ganz kleine Auflage, manche bringen es auch bis zu 13,000 und 15,000 Exemplaren. (Alle Blätter werden vom Ministerium des Aeußern und von der Pariser Stadtbibliothek gesammelt.) Ein seltsamer Anblick: Der Weltkrieg, aus dem Schützengraben gesehen! Keine Spur von der Phantastik und Romantik der großen Presse. So urteilt, so lacht der behagliche Spießer, der im Poilu steckt. Die Kraft der Witze verliert sich freilich schon bedenklich auf dem Weg vom fliegenden Blatt ins Buch. Wenn nun gar der Staub der Jahre über den Sammlungen liegen wird, dann wird der Historiker der Zukunft, der an der Hand dieser Zeitungen die Psychologie des Soldaten im Weltkriege wird studieren wollen, den Mund zu keinem Lächeln mehr verziehen. Ist also auch die Kollektion als Sammlung von Witz und Humor durchaus nicht hervorragend, so bietet sie in andrer Beziehung ein ungemein großes Interesse: Sie ist eine Fundgrube für den Sprachforscher.

Von allen Kultursprachen ist die französische diejenige, die sich am besten zu bereichern versteht, und zwar dadurch, daß die Worte des Argot, des Rotwelsch der einzelnen Berufe, der niederen Schichten, der Vororte in die besseren Kreise aufsteigen, bis sie endlich salonfähig werden und von der Akademie die Sanktion erhalten. Es gibt eine Unzahl Worte, die noch vor einigen Jahren nur von Apachen gebraucht wurden und die man nur auf dem Montmartre hören konnte und die man heute in den Werken der ersten Schriftsteller findet. In dieser Beziehung ist die deutsche Schriftsprache viel zurückhaltender und viel abgeschlossener. Das Hinaufsteigen der Worte von unten nach oben ist bei uns sehr selten. Jargon- und Argotworte werden bei uns immer als solche empfunden. Darum ist auch der Kampf gegen Fremdworte in Frankreich kaum möglich. Wenn der Franzose ein Fremdwort braucht, so assimiliert er es. Bei uns aber trägt das Fremdwort, auch wenn es noch so sehr und noch so lange in Verwendung steht, immer noch sein fremdländisch Gewand, das es als Eindringling kennzeichnet. Der Krieg hat nun eine wahre Sturmflut von Argotwörtern aus der Tiefe ans Licht geschafft und hat neue Worte geprägt. Archaismen, längst vergessene Worte aus dem 15. und 16. Jahrhundert tauchen wieder auf, Provinzialismen machen sich breit, ganz neue Worte werden geformt. Manche dieser neuen Worte kann man etymologisch analysieren. Warum aber zum Beispiel nennt der Poilu seine geliebte Stadt Paris jetzt Panam? Andre Worte wieder haben eine ganz komische Geschichte. Der Kavalleriesäbel heißt Zigomar. Warum? Das ist eine ganze Geschichte, und zwar eine Kino-

Reichspost

2/XI. 1916 Abendbl. 7

Preßgeschichten.

Die „Independence Helvetique" in Genf ist — so schreibt die Berliner „D. Tagesztg." — in der Lage, auf Grund unwiderleglicher, authentischer Feststellung mitzuteilen, nach welchen Grundsätzen die Bezahlung der Lügenberichte über die Mittelmächte und ihre Soldaten durch die Franzosen eingerichtet ist. Danach wird aus dem „Fonds für Bezahlung von Artikeln in der neutralen Presse" bezahlt:

1. Für einen Artikel über zunehmende Hungersnot in Deutschland	30 Fr.
2. Für jeden Brief von der Front von deutschen Soldaten, der über abnehmende Moral der deutschen Truppen handelt	20 Fr.
3. Für jede Schilderung über die Beschießung der Kathedrale von Reims	30 Fr.
4. Für jede Verschweigung von Beschießungen französischer Kirchen durch die Truppen der Alliierten	100 Fr.
5. Für jede Fälschung der Heeresberichte der Deutschen und ihrer Verbündeten	10 Fr.
6. Für jede Erwähnung der „ruhmvollen" Schlacht an der Marne	8 Fr.
7. Für jede Nachricht über Unruhen in Berlin	50 Fr.
8. Für eine solche in anderen deutschen Städten	25 Fr.
9. Für Sätze über Recht, Gerechtigkeit und Freiheit	1 Fr.
10. Für Anekdoten über abgeschnittene Hände, jede Hand	5 Fr.
11. Für Anekdoten für vergewaltigte Klosterfrauen, jede Nonne	15 Fr.
12. Für Ankündigungen über den Tod des Kronprinzen	80 Fr.

Allgemeine Schmähungen über die Mittelmächte werden je nach ihrer Art honoriert. Sobald das Blatt der Meldung voransetzt, „von unserem Sonderberichterstatter" (!) erhöhen sich die Preise um 50%.

Diese Preise werden der von den Franzosen beeinflußten „neutralen" Presse in der welschen Schweiz bezahlt. Die „Indépendanze Helvétique" kann sich bei ihrer Veröffentlichung auf ein Originalschriftstück berufen, das ihr durch die Schuld eines nachlässigen Journalisten zugekommen ist.

Der Grazer deutsche Journalistenverein „Concordia", dem Vertreter der Blätter aller Richtungen angehören, hat in einer Vollversammlung zu Allerheiligen außer einer Entschließung gegen die bisherige Handhabung der Zensur und gegen eine Erhöhung der Zeitungspostgebühren folgenden Beschluß gegen die drohende Vertrustung von Zeitungsunternehmungen gefaßt:

Die heutige Volksversammlung macht die Regierung auf die Bestrebungen, die österreichische Presse zu vertrusten, aufmerksam und verweist auf die damit verbundene Gefahr einer einseitigen Beeinflussung der öffentlichen Meinung und die dadurch notwendig eintretende Beeinträchtigung der staatlichen Interessen. Eine freie unabhängige Presse ist eine Vorbedingung einer freien unabhängigen Regierung. Daß die eingangs geschilderte Gefahr besteht wird, durch die allgemein bekannte Tatsache erhärtet, daß der Gouverneur der Bodenkreditanstalt Geheimer Rat Sieghart, der über einen großen Teil der Wiener Presse heute schon als Eigentümer gebietet, nun auch Böhmen, Salzburg und Tirol seinem Konzern anzuschließen im Begriffe ist. Soll dieser Vorgang nicht zu einer schweren staatlichen Gefahr werden, so muß rechtzeitig die Beteiligung der Banken an Zeitungsunternehmen hintangehalten werden. Die Grazer „Concordia" richtet daher die Aufforderung sowohl an die neue Regierung wie an die Parteien ohne Unterschied, für die eine freie und unabhängige Presse ebenfalls von größtem Werte sein muß, dem Treiben ein für allemal ein Ende zu machen.

Wünschenswert wäre es gewesen, vorstehende Entschließung durch eine Definition des Begriffes „freie und unabhängige Presse" zu ergänzen. Wann ist eine Presse „frei" und wann ist sie „unabhängig"? Im strengsten Sinn des Wortes eigentlich nur dann, wenn sie von ihrem wirklichen Eigentümer, der selber frei und unabhängig sein müßte, oder von Leuten, die mit ihm völlig gleicher Gesinnung sind, geschrieben wird. Nun ist aber die Abhängigkeit der Schreibenden die Regel; solange dabei der Inhalt der Zeitung von einer feststehenden Richtung des Blattes und seiner Herausgeber und von der damit übereinstimmenden Gesinnung der Schreibenden bestimmt wird, dürfte daran niemand etwas auszusetzen haben. Verkauft der Schreibende seine Feder an ein Blatt, dessen Richtung nicht die seine ist (falls er überhaupt eine hat!), so liegen die Dinge schon schlimmer, aber es ist schließlich der Schaden oder Vorteil einer Zeitung selber, ob sie die Grundsätze, denen sie zu dienen hat, durch deren Bekenner oder bloß durch Söldlinge verfechten läßt. Anders verhält es sich mit der sogenannten Geschäftspresse, deren Inhalt nicht von irgendeiner Gesinnung und Parteirichtung, sondern bloß oder hauptsächlich von Geschäftsrücksichten bestimmt wird. Wüßte man bei den betreffenden Blättern jeweils, in wessen Diensten und für wen sie jeweilig schreiben, dann wüßte die Oeffentlichkeit, wie sie mit ihnen daran ist, und sie vermöchte die Stimmungmache des Blattes als moderne Reklame der betreffenden (Bank- oder sonstigen) Firma zu werten. Die große Gefahr für die Oeffentlichkeit liegt in der Maskerade. Wenn sich z. B. eine Zeitung unter der Werbemaske „demokratisch", „freiheitlich" udgl. an das Publikum wendet und ihm seine „öffentliche Meinung" eintrichtert, obwohl seine „Freiheitlichkeit" und „Demokratie" einzig und allein in den Geschäftsinteressen und in dem Beutehunger irgendeines geheimen Konzerns besteht, der seine Schmöcke auf die öffentliche Meinung losläßt, so ist die Gefahr, daß das Publikum betrogen wird, offenkundig. Also die Maske ist die Gefahr. Dies erkannten die Christlichsozialen schon zu Beginn der Bewegung, als sie z. B. die Forderung in ihr Programm („Das christlichsoziale Programm" — von Doktor Ludwig Pfenner) aufnahmen, alle Zeitungen, welche jüdische Eigentümer oder Redakteure oder Mitarbeiter besitzen, seien zu verhalten, in auffallender Schrift in den Titelkopf des Blattes die Merke aufzunehmen: „Zeitung für jüdische Interessen". Diese Forderung wäre, falls man etwa meinen sollte, daß durch ihre Verwirklichung nicht allein schon die ganze Gefahr der Preßkorruption beseitigt würde, allenfalls zeitgemäß zu erweitern und zu spezialisieren, so daß z. B. Blätter, die nicht von einer bestimmten Parteirichtung oder von einer bestimmten Organisation als ihre Organe anerkannt sind, dazu zu verhalten wären, ihre wahre Marke an der Stirne zu tragen: etwa „Organ der Großbank" usw. Der Ausdruck „frei und unabhängig" trifft nicht den Kern der Sache. Ob einer von den vielen Schmöcken, die statt in die Tuchbranche zur Papierbranche geraten sind und „können schreiben rechts oder links", auch wirklich frei und unabhängig sei, ist für die übrige Menschheit ziemlich einerlei, in der Maskerade liegt die Schweinerei! Und zwar nicht in der Maserade des Schmocks, der die Unabhängigkeit ja gar nicht brauchen kann, sondern in der Maskerade der gewissen Presse. Wie viel Unfug mit der Maskerade selbst der „Freiheit und Unabhängigkeit" und der Korruptionstöterei getrieben werden kann, das lehrt der Fall des Wiener „Abend", dem kürzlich von der stammesgenössischen „Mittagsztg." (19. Oktober) mit folgenden Vorhaltungen gedient wurde:

Weshalb sich der „Abend" gerade mit glatt erfundenen Nachrichten vom Verkauf anderer Wiener Tageszeitungen beschäftigt, ist um so weniger verständlich, als es ja von ihm selbst stadtbekannt ist, daß er fast vom ersten Tage seines Erscheinens an überall feilgeboten und seinerzeit überhaupt nur zu dem Zwecke gegründet worden ist, damit man seinerzeit bei seinem Verkauf ein gutes Geschäft mache. Die Ware ist jedoch allmählich auf eine so niedrige Stufe der Qualität gesunken, daß sie heute nicht die geringste Nachfrage mehr findet, weshalb die Machthaber des „Abend" in nicht geringe Verzweiflung zu geraten beginnen. Wer soll sich schließlich für ein Blättchen interessieren, das von nichts anderem lebt als davon, jeden zweiten oder dritten Tag irgend eine aus der Luft gegriffene Angabe auszuschmücken.

Darum noch einmal: Die Masken weg!

Reichspost 3/XI. 1916. 12

„Austria Nova".

Wege in Oesterreichs Zukunft. — Ein neues Buch.

Grundprobleme der Politik, des Rechts und der Bildung, vor die der Weltkrieg die Habsburgermonarchie gestellt hat, zu behandeln und so einen Wegweiser in Oesterreichs Zukunft aufzurichten, ist das Ziel eines Sammelwerkes, das von der Redaktion der Monatsschrift für Politik und Kultur „Das Neue Oesterreich" herausgegeben worden ist und das jetzt eben im Verlag von Braumüller erschienen ist. Berufene Männer weisen in achtzehn Abhandlungen, die das zusammenhängende Ergebnis reicher Erfahrungen und ernster Denkarbeit darstellen, auf den Hauptgebieten in großen Umrissen die zur dauernden Wohlfahrt der Völker führenden „Wege in Oesterreichs Zukunft" und wollen der Verwirrung und Unkenntnis über die Ziele der kommenden Zeit steuern. Warmherzig schreibt Herrenhausmitglied Fürst Ferdinand Zdenko Lobkowitz in dem Vorwort, die vaterländische Kultur der Zukunft solle „geschichtlich begründet und doch entwicklungsfreudig — vielseitig und doch einheitlich gestimmt — allgemein menschlich und doch volkstümlich und staatlich eigenartig sein", sie solle „die Ueberlieferung mit dem Fortschritt, die gesetzliche Ordnung mit der persönlichen Freiheit, die Erneuerung mit der Selbstbehauptung verbinden." In vier Hauptgruppen gliedert sich der Inhalt des stattlichen, 318 Seiten starken Bandes: Prinzipiellen, grundlegenden staatlichen und sozialen Problemen sind die ersten sechs Abhandlungen gewidmet. Da nach Kriegsbeendigung auf lange Jahre die wirtschaftlichen Fragen im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen werden, sind die vier folgenden Beiträge wirtschaftlicher Natur und behandeln Agrarreform, Handels- und Verkehrspolitik sowie Gewerbeangelegenheiten. Die Formen der Verwaltung behandeln drei weitere Artikel. Allgemeinen Kulturfragen gelten die fünf letzten Abhandlungen.

Bausteine zum Bau der Zukunft, Fingerzeige zur künftigen Organisierung eines großen, starken und glücklichen Neu-Oesterreich will „Austria Nova" bieten. Um über den Inhalt zu urteilen, mögen ein paar Leitsätze aus den einzelnen Abhandlungen wiedergegeben werden, die eine beiläufige Orientierung über die niedergelegten Denkergebnisse ermöglichen. Ludwig Graf Trenneville gibt unter dem Titel „Unser Reichsgedanke" einen Beitrag zur Erkenntnis unserer Reichsidee und zu deren praktischen Erfüllung und kommt zu dem Endresultat, daß Jahrhunderte hindurch das Werden des Habsburgerreiches zugleich die Verfolgung seiner weltpolitischen Aufgabe war: Vormacht christlich-abendländischer Kultur gegen Osten zu sein ist unsere Existenzbedingung und daher auch gleichzeitig unsere staatliche Aufgabe, unsere Reichsidee, das Ideal, das uns zu gemeinsamer Tätigkeit begeistern soll. Dr. Richard von Kralik bespricht „die Kulturmission Oesterreichs unter den Völkern Europas". Nach ihm beruht Oesterreichs Berechtigung, sein Adel, seine Bedeutung, seine Sendung darauf, daß es kein bloßer Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat ist. Das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn sind nach ihm „die beiden politischen und kulturellen Organisationen höherer Ordnung, die weit über die andern Nationalstaaten, Handelsstaaten, Kolonialstaaten, Raubstaaten, Phrasenstaaten, Sklavenstaaten, Truststaaten, Schwindelstaaten emporragen. So geht denn ein neuer Strom gemeinsamer Kulturmission, Ungarn und Oesterreich neu verbindend, zwischen der Habsburgermonarchie und dem Hohenzollernreich in kräftigerer Wechselwirkung. Und dieser gemeinsame deutsch-österreichische (oder deutsch-österreichungarische) Kulturstrom erfaßt bereits die Türkei mit dem dazwischenliegenden Bulgarien, bis an die Grenzen von Rumänien, von Griechenland, von Aegypten, von Persien, Afghanistan und dem Indischen Ozean: ein drittes, noch weiteres, ungeheures Missionsgebiet, das sich uns da eröffnet, das vielleicht noch bis nach China sich ausdehnt, ein wahrer Weltbund der Mittelmächte, von dem Zentrum aller Politik und staatlichen Kultur ausgehend, in dies Zentrum alles durch mannigfaltige Beziehungen des Verkehres einordnend, eine mächtige Gewähr für einen Weltfrieden, ein Anfang wirklich organischer Angliederung und Zusammenfassung aller Nationen und Staaten."

In der Abhandlung „Das Nationalitätenprinzip und die österreichisch-ungarische Monarchie" definiert Universitätsprofessor Dr. Franz Kordac (Prag) den Patriotismus als die Tugend, „die nach der Lehre der christlichen Moral in der Mitte zwischen den Extremen des Zuviel und des Zuwenig, als zwischen dem chauvinistischen Hypernationalismus und der Indifferenz oder Leugnung der Nationalpflichten" steht. Kordac pflichtet Prof. Sieger bei, wenn dieser als Ziel, das der öster-

Der Journalismus und die politische Seele.

Von **Hermann Kesser.**

Es gibt keinen Journalismus, keine Journalisten, keine Zeitungen und keine Zeitungsartikel; nämlich im Sinn eines geduldeten Schreibgewerbes, das sich an Politik, Leben, Wissenschaft und Kunst heftet und Angelegenheit zweiten Ranges ist.

Der Journalismus ist Politik, Leben, Wissenschaft und Kunst. Wenn nicht, um so schlimmer — nicht für den Journalismus, sondern für die Politik und das geistige Wohlbefinden eines Volkes.

Wer diesen Sachverhalt bestreitet, erklärt sich entweder bewußt-rückständig gegen das Eindringen der Vernunft in alle Daseinsfragen oder ist von historischen Vorurteilen und standeseigentümlichen Denkfehlern noch nicht befreit. So ist sehr bezeichnend, daß der nächstbeste geschäftemachende Volksgenosse mit „Journalist" beharrlich den Reporter meint. Fällt das Wort, kreuzen sich folgende Vorstellungen: Ein Ereignis ist; einer hat den Beruf, gegen Bezahlung ermittelte Umstände aufzuschreiben; die Zeitung druckt es und verdient Geld. Nach einer noch primitiveren Meinung ist die Zeitung eine Sammlung von Kuriosität und Skandal, wozu beizutragen jede Einfalt befähigt ist. Minderwertige Zeitungen, die weit mehr das Produkt tiefstehender Volkskreise als schlechter Journalisten sind, bestätigen diese Auffassung. Die Presse ist dann ein Unternehmen, das Neuigkeiten erfährt, verbreitet und unter Umständen erfindet. Die Frage nach der Schwierigkeit der bloßen Tatsachendarstellung pflegen die Anhänger dieser einfachen Psychologie nicht zu stellen. Sie sehen in dieser ihrer Zeitung einen stumpfen Aufnahmeapparat, in dem sich die Rubriken selbsttätig oder durch Handgriffe herstellen, wie photographische Serien, die mittels Optik, Chemie und Mechanik entstehen. In Wirklichkeit ist diese selbstverständliche Zeitung nirgends vorhanden, wenn ihr auch die Erfindung jener einförmigen und parteilosen Presse angenähert ist, die als Provinzialblatt in der Regel von zeitungstechnischen Ersatzmitteln für journalistische Tätigkeit lebt. Man ermesse an dieser politisch tauben Geschäftszeitung, die sich in den letzten deutschen Jahrzehnten so unbehindert entwickeln und vermehren konnte, wie es um den politischen Blutkreislauf bestellt war. Innere und auswärtige Politik werden hier teils in einer unbeteiligten und unverbindlichen Tonart, teils im unterhaltenden Kolportage-Stil erwähnt; ein letzter Rest von journalistisch-politischem Eigenleben tritt in dieser Presse in einer besonderen Rückbildung auf: Polizeiliches steht für Politisches.

Aber weder diese Blätter noch die Sensationszeitungen kommen ohne ein Aufgebot von seelischen Funktionen zustande. Der ärmste Lokalreporter und Redakteur besitzt noch ein Mindestmaß von sprachlicher Fertigkeit. Was den talentierten Sonderberichterstatter betrifft, so ist er dem talentierten Durchschnittspoeten an Fähigkeit, Wissen und Zuverlässigkeit weit überlegen: Scharfe Bilder von Ereignissen augenblicklich aufzunehmen und wiederzugeben, verlangt einen energischen Blick. Gehirnarbeit ist zu tun, selbst wenn nur Häuser in Brand sind, ein Fest gefeiert wird, Menschen bestohlen oder betrogen werden. Weder Alltägliches noch Außergewöhnliches registriert sich automatisch und objektiv. Schon auf unterster Stufe ist ein Gefühl für Stil. Es gibt nichts Neues ohne journalistische Formerleistung. Mit der Stilform aber beginnt die (subjektive) Gesinnung, werden Anschauungen und Ziele vertreten. Jede Mitteilung, jede Zeile entsteht aus einer bestimmten sittlichen Sympathie. Eine Schriftgröße kann Bedeutungsgrade bestimmen, durch die Rubrik wird Partei ergriffen; das Wort ist immer lebendig, voll von Schwingungen. Der materialistische Volksgenosse irrt sich: Als technisch begeistertes und entgeistetes Zeitkind setzt er die Hilfsmittel des Zeitungsbetriebes wie Boten, Fahrräder, Auto, Telegraph, Fernsprecher und Rotationsmaschine an jenen Platz, den die Köpfe und die Sprache einnehmen.

Möglich, daß der Normalbürger, der in der heutigen Presse nur ein geistig untergeordnetes Verzeichnis der Tagesereignisse erblickt, noch unter dem Einfluß der Urzeitungen ist, die tatsächlich eine trockene Liste von wahllosen Gerüchten und Nachrichten gewesen sind. Das nie verschwindende verkehrstechnisch unentbehrliche Meldungsblatt, die dürre Provinzpresse und die großstädtische Straßenzeitung mit ihrer fetten Nachrichten-Typographie tragen bei, das Mißverständnis zu erhalten. Und wesentlich ist, daß im Titel der geistig ausgebauten deutschen Zeitungen bürgerlicher Parteien immer noch die Meldedienst-Eigenschaft betont wird („Tagblatt", „Nachrichten", „Zeitung"), selten ein Ideensymbol, eine Geistigkeit, ein Bekenntnis zu einer bestimmten Schicht, wie es überall die alarmierenden Namen sozialdemokratischer Zeitungen und die mehr literarischen Titel der verschiedensten ausländischen Blätter ausdrücken. Zeitungen, welche „Politik", „Vorwärts", „Die Morgenröte", „Der Arbeiterführer" und „Der freie Mensch" heißen, unterstreichen vor allen Augen, daß es ihnen nicht um den Meldedienst zu tun ist. Der Volksgenosse muß in diesem Fall unwillkürlich die repräsentativ-schiefe Figur des Reporters mit einem verantwortlichen Politiker und Schriftsteller verwechseln, mit der seine A... weniger ist.

Selbstv... politischen ... werden. ... der in der ... richten sieh... vermögen ... eine hochgr... eine Haupt... tion, sie ka... gefördert w... Reporter a... einen überz...

Anders ... tisch erzoge... hinaus un... wußten z... stehende ko... wechselten ... sich die Be... bilden. S... Journalisten ... größerte. ... von jener ... wurf, nie... Bismarck ... Parlament ... Schrittmach... nicht gege... eine qualit... aller Länder ... die Gesinnu... waltsame ... Zeitung h... lose un... politisch... Scheing... Opiat.

... chzeitig versuchten ... olitischen Bericht... t sich, daß Talent ... mmungsbild, anek... ichten ersetzen, aus ... vollen Publizisten ...

... in, daß vor allem ... g, ein untrenn... Sofort meldete sich ... eln statt nach ... Anlage statt nach ... Nebeneinander... e im Ausland und ... erden konnte. ... che Einheit erfüllt ... t ihrer Presse. ... hausbrüche über... tige Haltung der ... Zeitungen für ein ... ders brauchte man ... nen Einklang zwi... ten der führenden ... ndern fehlte), war ... er zu kennen, aus ... hrem äußeren Le... unterschätzenden) ... weite fest. Man ... ehr und Handel ... ft. O über diese ... hartigkeit, erzeugt ... ehn, Vergnügen, ... deckte die Völker ... bten, der Schleier ...

... als staatsmänni... nbegrenzter Selb... die Berichterstat... en übermächtigen ... genzusetzen. Die ... tischen Auslands... hauptstädte (aus... lich) in Psycho... ntik und Beitrag ... e Aktion zu gun... Journalisten ... anz in ihre inter... mit den bewehr...

... en planten, in das pangermanistische Deutschland, in das Handelsdeutschland, das sich überall festsetzen will; stets in ein Deutschland, das politisch aufgefaßt und immer, immer nur in seinen Beziehungen zu den Nachbarstaaten gezeichnet wurde. Sie meldeten Regungen, die im eigenen Land geringschätzig auf die leichte Achsel genommen wurden. Sie machten nach Kriegsbeginn in ihren Propagandaschriften mit deutsch-politischen Leisätzen bekannt, die in Deutschland kaum bekannt waren, mit den Leitsätzen der gefährlichen Fortissimo-Patrioten, die sich als die geistigen Vertreter des Volkes aufgespielt hatten, ohne es zu sein. Millionen Deutscher erfuhren auf diesem Umweg, was versäumt worden war, was sie politisch hätten verrichten müssen und nicht vollbracht hatten; sie mußten erkennen, daß sie weder Schwungrad noch Triebrad gewesen waren.

Ein Historiograph der deutschen politischen Publizistik sollte aber gelegentlich untersuchen, ob nicht vieles, was sich heute begibt, viele Einzelheiten, die erschüttert zu betrachten sind, von berufsmäßigen oder anderen Nachdenkern, Journalisten und Nicht-Journalisten lange vor dem Kriege warnend vorausgesagt worden sind. Er wird finden, daß so gut wie alles gesagt wurde, daß aber kein Gefühl für Gewichtseinschätzung gewaltet hat, daß tonlos verhallte, was man überall hätte hören müssen, und daß die Gehirne beherrschte — „der permanente blinde Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt".

*

Eine Veranlassung, nichtpolitisch zu denken, besteht heute weniger denn jemals. Da sich die alleinstehende Vernunft nicht von selbst überträgt, wird anzustreben sein, das innerste nationale Daseinsgesetz durch Aussprache und Mitteilung zu fördern. Journalismus, hier mit Absicht der Betätigung politischen Geistes nahgesetzt, ist Mittel der geistigen Auskunft. Er hört auf Lärm zu sein, wenn er entscheidende Stimmen gibt; wenn eine demokratische Presse die Zinsensumme nationaler Intelligenz und nicht einen zufälligen Auszug enthält; wenn die Presse die Energien eines Volkes, das sich vollenden will, auffammelt und mit polemischer Würde zu politischen Zielen ordnet; wenn Ideen nicht mehr unschlüssig und nur theoretisch treiben; wenn sich Künstler und Denker das heilige Recht freier Einsamkeit wahren und doch im Gefühl mit der Gemeinschaft vereint sind, um den politischen Geist zu befruchten.

Wirklich befreit von dieser Welt ist niemand. Kein Geist bewegt sich umsonst. Und träumt das Genie hoch über die Menschen der Gegenwart hinaus, stürzt es sich seufzend über die Zeit in qualvolle Nächte: Einmal holt die Menschheit den Traum vom Himmel herab, einmal löscht sie die Seufzer.

Die Menschheitsgeschichte ist eine Geschichte von Verwirklichungen. Die politische Seele aber ist eine Schöpfung der Geister.

Das sei das Credo der Zukunft.

Frankfurter Zeitung
15. IX. 1916
25

Abendblatt
15./XI. 1916
.27

Ausgestaltung des Preßdepartements im Ministerium des Aeußern.

Wien, 15. November.

Wie das „Fremdenblatt" erfährt, steht im Ministerium des Aeußern eine Ausgestaltung des Preßdepartements bevor, die mit einer Erweiterung der Aufgaben dieser Abteilung zusammenhängt. Es wird dabei — außer einem noch regeren persönlichen Kontakt mit der Presse — angestrebt, einerseits dem Ausland eine bessere Kenntnis der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse unserer Monarchie zu vermitteln und andererseits eine immergenauere Beobachtung und Beurteilung der öffentlichen Meinung in den fremden Ländern zu ermöglichen.

Schon bisher wurde dieser Seite des politischen Lebens stets zunehmende Aufmerksamkeit zugewendet. Infolge der fortgesetzt steigenden Mannigfaltigkeit und Bedeutung des Zeitungswesens und der Publizistik überhaupt hat aber das zu bewältigende Material einen solchen Umfang angenommen und fordert die richtige Abschätzung seines tatsächlichen Wertes eine solche Uebung und Erfahrung, daß die Aufgaben der Preßabteilung immer mehr wachsen und daß es nunmehr als zweckmäßig erscheinen wird, besonders auch den diplomatischen Nachwuchs eingehend mit ihnen vertraut zu machen. („Ung. Tel.-Korr.-Bureau.")

•

Wien, 15. November.

Die obige Mitteilung bedeutet die Eröffnung eines neuen, wichtigen Kapitels in der Geschichte der österreichisch-ungarischen Preßpolitik. Alle kriegführenden Staaten haben in dem ungeheuren Ringen, das für die Zukunft ihrer Länder und Völker entscheidend sein wird, die außerordentliche Wichtigkeit eines entsprechend ausgestalteten und funktionierenden amtlichen Pressedienstes erkannt. Den neugewonnenen Einsichten und Erfahrungen auf diesem Gebiete folgten in den einzelnen Staaten auch positive Schritte zur Errichtung eines den neuen Bedürfnissen entsprechenden Apparats. Die deutsche Regierung hat sofort bei Kriegsausbruch alte Unterlassungssünden mit einem Male gutmachen wollen, und man muß zugeben, daß sie mit einem offenbar sehr beträchtlichen Aufwand an Hilfskräften und materiellen Mitteln wenigstens in einem gewissen Grade den ungeheuren Vorsprung eingeholt hat, den in diesem Betracht der schon vor dem Kriege besser gestellte Pressedienst der Westmächte aufzuweisen hatte. Aber auch in Frankreich und England war man mit dem bisherigen Wirkungsgrade der amtlichen Pressepolitik nicht zufrieden und hat ihn mannigfach erweitert. In Paris wurde unter anderem die sehr umfangreiche Organisation der „Maison de la Presse" eingerichtet. In London, wo zur Beeinflussung insbesondere der neutralen Presse gleichfalls nichts unversucht gelassen wurde, traten die „Times" sogar für die Schaffung eines eigenen Presseministeriums ein. In Italien sind die Vorwürfe gegen die Regierung, daß sie durch mangelhafte Vorsorge die Leistungen und die Absichten Italiens im Auslande zu wenig bekanntmache, ein stets wiederkehrender Gegenstand in den Zeitungen, und in der Tat hat das Kabinett Boselli den Forderungen nach Verstärkung der Propagandatätigkeit nachgegeben und dem Pressedienst ansehnliche Mittel zur Verfügung gestellt.

Es ist bezeichnend, daß in allen mit uns kriegführenden Staaten, aber gelegentlich auch in Deutschland, die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Ausgestaltung des Pressedienstes zuerst und mit besonderem Nachdruck von den Zeitungen ausgesprochen und die daraus sich ergebenden Forderungen in erster Linie von dieser Seite formuliert wurden. Die Zeitungen in allen Ländern betrachten eben den jeweiligen Zustand des staatlichen Pressedienstes geradezu als das Spiegelbild der ihnen selbst von den Staatslenkern entgegengebrachten Wertschätzung. Die Auffassung insbesondere, daß die Pressedepartements im Grunde bloß der Informierung des Ministers über die Politik der Zeitungen und nur gelegentlich der Informierung der Zeitungen über die Politik des Ministers zu dienen haben, ist stets auf seiten der Presse abgelehnt worden und in der Tat nicht haltbar. Gewiß ist es ein nicht unberechtigter und unedler Berufsstolz der Presse, der sie wünschen läßt, daß jene Abteilungen in den Ministerien, die den Verkehr mit der Presse zu pflegen haben, in jeder Hinsicht nach dem Maße der Wichtigkeit ausgestattet seien, den ihre Selbsteinschätzung ihm verleiht, aber es ist zugleich unsere Ueberzeugung, daß dieser Wunsch sich tatsächlich mit bedeutungsvollen staatlichen Interessen deckt. Die patriotische Presse erblickt in einer zeitgemäßen Reform des Pressedienstes eine Anerkennung der Rolle, die sie, nicht ohne Erfolg und zum Vorteil der Gesamtheit, in diesem Kriege hat spielen dürfen und die vielleicht noch umfangreicher und wohltätiger hätte ausfallen können, wenn der amtliche Pressedienst bereits jene Ausgestaltung erfahren hätte, die wir jetzt erwarten.

Damit soll gewiß kein Vorwurf gegen das Pressedepartement des Ministeriums des Aeußern ausgesprochen sein, dessen gegenwärtiger Leiter, Hofrat v. Montlong, sich der größten Wertschätzung in den journalistischen Kreisen erfreut. Das Pressedepartement hat jahrelang auch in seiner heutigen, zweifellos allzu eingeengten und dürftigen Organisation Anerkennenswertes geleistet und sich stets als ein aufrichtiger und unermüdlicher Mittler zwischen dem Auswärtigen Amt und der öffentlichen Meinung erwiesen. Seinen Aufgaben im wünschenswerten Maße nachzukommen, mußte ihm jedoch vermöge des geringen Umfanges seines heutigen Apparats versagt bleiben, und keinen Kenner der Verhältnisse konnte es wundernehmen, daß es bisweilen, und gerade in Momenten, wo breiteste und intensivste Wirksamkeit erforderlich gewesen wäre, in guten Absichten und verheißungsvollen Ansätzen stecken blieb. Es ist gut, daß endlich daran gegangen wird, diesen beschämenden und schädlichen Zustand zu ändern und zu verbessern, und Baron Burián, der sich dieser bisher vernachlässigten Aufgabe annimmt und sie hoffentlich in großzügiger Weise zu lösen verstehen wird, darf dafür allgemeiner Anerkennung sicher sein.

Die Frage, um die es sich hier handelt, beschäftigt schon seit längerer Zeit verschiedene journalistische Korporationen, die gern das Ihrige dazu beitragen möchten, daß auch auf dem ihnen berufsmäßig vertrauten Gebiete die Erfahrungen des Krieges nutzbar gemacht werden. Auch führende Handels- und Industriekreise haben schon oft den Wunsch nach einer systematischen Propaganda ausgesprochen, die eine richtigere Einsicht in die wahren Verhältnisse der Monarchie durch alle nur irgend zweckdienlichen Mittel im Auslande verbreiten und, gegenüber landläufigen Irrtümern und Unterschätzungen, die Leistungsfähigkeit der Monarchie auf den verschiedensten Gebieten in helleres Licht rücken soll. Manches ist schon hiefür in Ungarn und in Oesterreich von Staats wegen in Angriff genommen und durchgeführt worden; es würde, vom auswärtigen Dienste gefördert und vertreten, an Wirkung nur gewinnen. All diese Kreise wird es freuen, zu erfahren, daß sie sich in diesen Gedanken mit dem Staatsmanne begegneten, der gegenwärtig die auswärtigen Geschäfte der Monarchie leitet und von dessen moderner und praktischer Denkungsart auch in dieser Beziehung das Beste erwartet werden durfte. Baron Burián ist im Begriffe, durch eine ebenso notwendige wie nützliche und weitreichende Reform ein bleibendes Verdienst zu erwerben.

Bei der in Aussicht genommenen Reform soll zugleich ein alte Forderung Berücksichtigung finden, die sich auf die moderne Ausbildung und Vorbereitung unseres diplomatischen Nachwuchses bezieht und von ihm größere Vertrautheit mit den internationalen Presse- und Propagandaverhältnissen verlangt. Wie wir erfahren, soll dieses Ziel zunächst in der Weise erreicht werden, daß eine größere Zahl von Beamten des auswärtigen Dienstes dem Pressedepartement zugewiesen wird. Im übrigen wird an eine schrittweise Durchführung der Reform dieses Departements gedacht.

Ein Buch für Deutsche.

In den schweren Tagen des Weltkrieges, dessen einigende Kraft wir alle verspüren, ist in der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart ein von Adam Müller-Guttenbrunn herausgegebenes Werk erschienen, das den stolzen Titel führt: „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ und „unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Schriftsteller“ den Versuch darstellt, deutscher Kulturarbeit in der Ostmark gerecht zu werden.

Es scheint notwendig zu sein, die Deutschen in der Monarchie von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß sie es waren, denen alle Kultur und Zivilisation in den Donauländern und weit im Umkreis zu danken ist. Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die in dem neuen Prachtwerk niedergelegten historischen Anschauungen sowie die politischen und nationalen Gesichtspunkte einzelner Autoren zu kritisieren. Ebensowenig kann aus der Besprechung dieses wirklich schönen Werkes der Schluß gezogen werden, daß der Schreiber dieser Besprechung sich mit allem, was in dem recht voluminösen Band steht, bedingungslos einverstanden erklärt. Unbedingt zu begrüßen aber ist die gute Absicht des Werkes, unsern in Oesterreich-Ungarn lebenden Volksgenossen in Form einer großen und prächtig illustrierten, mit reichen Belegen versehenen Sammlung eindringlich vor Augen und, wie man zu sagen pflegt, zu Gemüte zu führen, wie sehr ganze Monarchie von ihren ersten Anfä an auf deutsche Arbeit und Kultur angew war und wie sehr alle, ohne Ausnahme auf ihrem Boden leben und schaffen, Deutschen zu unvergänglichem Dank pflichtet sind. Hier handelt es sich ke wegs um bloße Behauptungen. Die losen, noch bestehenden herrlichen Denk deutscher Kunst, die vielen historischen, anfechtbaren Beweise für die kulturelle keit des deutschen Volkstums in f sprachigen Gebieten sprechen deutlicher eindringlicher, als dies Worte allein zu vermöchten. Und in diesem Sinne möchte diesem Buch, insofern es an die Gerecht appelliert, eine versöhnliche Wirkung sprechen und ihm in dieser Richtung den Erfolg wünschen, ohne deshalb seinen H zweck, die Stärkung deutschen Selbstbe seins und eigenen Wertgefühls, verkenn wollen.

Ob der geradezu ungeheure Stoff, durch den Titel in den Bereich dieser i hin groß angelegten Arbeit gezogen völlig erschöpfend behandelt wurde, läß bei rascher Durchsicht und flüchtiger nicht ohne weiters beurteilen. Eine Kri Textes kann, wie gesagt, hier nicht nommen werden und muß berufeneren überlassen werden.

Vom Herausgeber selbst rühren Kapitel: „Karl der Große und die Ost „Oesterreich — eine deutsche Kolonie“, Schwaben in Südungarn“, „Das d Theater in Oesterreich-Ungarn“. Zah Artikel hat Dr. Richard v. Kralik ge von denen „Die deutsche Heldensage in

einen der ersten Plätze einnehmen. Man braucht ja nur die weltbekannten, herrlichen Sammlungen der Hofmuseen zu betrachten, um sich ein Bild von der Kunstfreude dieses Geschlechtes zu machen. Aber auch im Volke lebte dieser deutsche Sinn für Kunst. Wie schön sind die deutschen Bauernhöfe aus den Alpenländern, die Trachten, die Schnitzereien und Krippenfiguren!

Man könnte ohne Rast Seite auf Seite füllen, wollte man die Bilder dieses Buches schildern und mit Bemerkungen versehen. Die überwältigende Fülle von deutschem Kulturbesitz ist kaum zu übersehen, und die Monarchie ist so reich von erlesenen Geistern des Deutschtums begabt worden, daß es schmerzlich ist, wenn man erkennt, wie gering vielfach der Dank war, den wir Deutsche von denen, die wir so reich beschenkten, geerntet haben. Aber auch hier gilt das erhabene Wort, daß deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun, und so können wir schließlich auch der Dankbarkeit entraten, denn die Arbeit, die hier zusammengefaßt wurde, geschah ja auch nicht um Menschendankes willen, sondern aus jener heiligen inneren Notwendigkeit, die den Deutschen so hoch erhebt. Wie rührend ist es, wenn wir zum Beispiel in den zwölf Artikeln (Forderungen) der aufständischen oberösterreichischen Bauern als ersten „Das Wort Gottes!“ finden! Wie erhaben sind die Gefühle, die unsre Seele erfüllen, wenn wir die Dichterinsignien sehen, mit denen der große Maximilian Ulrich von Hutten, diesen Deutschesten aller Deutschen, krönte! Die höchsten, führendsten Geister deutscher Nation haben bei uns gelebt und geschafft, und für alle gilt die geheimnisvolle Inschrift auf dem Grabstein des großen Humanisten Celtes an der Stephanskirche, die da lautet: Vivo (ich lebe). Ja, sie leben in unserm Gedächtnis und ihren Werken für alle Ewigkeit!

Ein Buch für Deutsche ist dieses Werk. So manchen wird bei Betrachtung der übermenschlichen, ungeheuren Leistungen deutscher Kraft und Tüchtigkeit vieles offenbar werden, was er bisher nicht wußte oder vergessen hatte. Ein großer Teil unsres Volkes ist sich leider über das, was dieses Buch so gut zusammenfaßt, nicht klar, weiß vielleicht nichts oder nur wenig von diesen Dingen. Es ist ganz gewiß ein großes Verdienst, wenn solch ein Buch als Erwecker und mahnender Freund erscheint, wo alles, was verzettelt und nicht mit seinem deutschen Namen benannt, in allerlei Kunstgeschichten figurierte, nunmehr seinem wahren geistigen Eigentümer zurückgibt: Unserm Volke! Dagegen schrumpft der Umstand, daß in dem Text einer oder der andre Fehler oder die und jene einseitige Perspektive sich vielleicht findet (ich rechne mit Möglichkeiten), zu nichts zusammen. Dieses Buch ist ein schönes Weihnachtsgeschenk für die Deutschen in der Monarchie, ein zauberschöner Saal deutschen Geistes, in dem sich alle finden werden, deren Herz an ihrem Volk hängt und kein höheres Ziel kennt als seine Größe. Auch den Stammesbrüdern im Reiche mag das Buch zugedacht sein, auf daß sie die gewaltige Kulturarbeit jener Volksgenossen erkennen, die schwere Wacht taten in Jahrhunderten voll deutschen Leides, und die dabei noch Zeit fanden, das Schönste zu schaffen, was Menschensinn zu erdenken vermochte. Und so ist der Titel Ruhmeshalle vollauf gerechtfertigt.

Paul Busson.

Neues Wiener Tagblatt 24./XI. 1916.
83

Anton Wildgans: „Liebe".

Von **Hans Liebstoeckl** (Wien).

Er war mit seinen Sonetten an Ead, seinen österreichischen Gedichten und seinem Trauerspiel „Armut", dem preisgekrönten, durch vier Jahre etwa eine österreichische Hoffnung. In seinem neuen Stück aber jagt Anton Wildgans geräuschvoll nach Ewigkeitswerten. Zum Beispiel, er schreibt nicht mehr: erster, zweiter, dritter Aufzug, sondern: actus primus, actus secundus, actus tertius, und ein einziger unter diesen Akten heißt schlicht und bürgerlich „actus, der zweite"; die anderen zwinkern geheimnisvoll: der erste will als prologus, der zweite als actus symbolicus verstanden werden, während der vierte zwei Takte aus dem dritten Satz einer Sonate von Josef Marx (für Klavier und Geige) als Leitspruch führt, etwa wie der Stutzer ein exotisch Blümlein ins Knopfloch steckt, und der fünfte, in tränenerstickte, gebundene Rede getauchte, ganz unverhohlen beansprucht, Epilog „unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit" zu sein („quasi epilogus sub specie aeternitatis"); es sind zunächst nur für den Leser Winke: paß' auf, ich habe Außerordentliches vor, indes der Kriegsgewinner in seiner Theaterloge vom Segen solch geheimnisvoller Aufmachung unberührt bleibt und, stark interessiert, zu seiner Gemahlin sagt: laß' uns fettlos soupieren gehn, Holde, dann der dritte Akt (actus symbolicus), „wo" der alte Herr zu der noch nicht siebzehnjährigen „Kokotte" kommt, um sein verpfuschtes Liebesleben zu „rächen"...! Die Gemahlin versteht; die großen Brillanten, auf ihrem stattlichen Busen aufgebahrt, erzittern in Wonne. Und vom Freudenhaus führt der Dichter beide zu verspäteten Hausfreuden, sub specie aeternitatis. Warum, o Anton Wildgans, ängstigst Du die Armen vorher mit lateinischen Inschriften? Statt ehrlich zu sagen: „die verflixte Liebe", wie es andere, weniger geheimnisvolle Theaterschriftsteller tun, unter dem durchaus ehrlichen Gesichtswinkel der Tantiemen und Staackmannhonorare? Warum auch, o Anton Wildgans, sinkt der Vorhang nach dem actus primus „langsam und ganz leise", nach dem zweiten, darein die Schwiegermutter eingreift, ohne weitere Umstände (sowie nach dem actus symbolicus in der erotischen Bedürfnisanstalt der Madame Charlotte), nach dem Ehebug des vierten aber „rasch", während er sich nach dem fünften über den weinenden Ehegatten in ihren kummervollen Betten ganz schlicht „schließt"? Der Dichter wollte sagen: auch der Vorhang spielt bei mir mit, sowie das „zarte Muster der Spitzenstores" auf dem Teppich, das „der Mond zeichnet"; damit sie (die Stores) sich im „leisen Luftzug des Maienabends" bewegen, und wenn der Regisseur zerspringt! Diesmal (wollte er sagen) marschier' ich aufs Ganze, diesmal kommt mir keiner aus, ich, Sudermann, Ibsen, Tolstoi, Dörmann und Wedekind in einer Person, ich, der österreichische Dichter, wie Herr v. Hofmannsthal bei solchen Gelegenheiten derlei zu nennen pflegt.

I.

Was verkünden nun alle diese mystischen Fußnoten und Einschiebsel? Welchen kosmischen Veränderungen werfen sie ihre koketten Schatten voraus? Martin und Anna, zwei wohlsituierte Eheleute, sind im Begriffe, einander über die sogenannten ehelichen Pflichten mißzuverstehen. Zur Stunde, da Anna erwartet (nach neunjähriger Ehe und von ihrem siebenunddreißigjährigen Ehegemahl!), daß diese Pflichten sorgfältig, pünktlich und ausführlich erfüllt werden, liebt es Martin, in umfangreichen wissenschaftlichen Werken „gedankenlos" zu blättern (was er das Bedürfnis nennt, „für Augenblicke Mensch zu sein"). Anna wieder spielt sehr hübsch Klavier und ist sogar imstande, nach dem Nachtmahl (wie in allen besseren Häusern) ein Sonaten-Adagio von Beethoven fehlerfrei und obendrein mit „edlem Ausdruck" vorzutragen. Trotzdem verläuft diese Ehe, o einsichtsvolle Theaterbesucher, nicht glücklich, was Martin einfach damit erklärt, daß „unser erotisches Reizbedürfnis mit den Jahren zunimmt, während die Reize, die wir aufeinander ausüben, immer schwächer werden". Kurz: Martin ist dagegen, und Mann und Weib werden sich darin nie verstehen; deshalb gebraucht er Ausflüchte, und da er während der ganzen fünf Akte nicht ein einzigesmal, auch nicht einmal symbolisch, dazukommt, ein Mann zu sein, liegt der Verdacht nahe, daß dieser schlimme Martin das Problem Liebe, darüber er so reiflich nachzudenken anfängt, nicht mehr recht zu realisieren vermag. Aber ein anderer schneit ins Haus herein, ein australischer Geiger, Martins Freund. Kaum hat er die Schwelle des erotisch zerworfenen Ehepaares betreten und „Guten Abend" gesagt, erzählt er auch schon, daß er in Monte Carlo mit Susanne Fleuret soupierte, „einer von den Vielen, deren Taxe bloß verschieden ist". Es ist ein Fall von mentaler Einstellung: Vitus Werdegast (nomen symbolicum) weiß gleich, daß über die Liebe gesprochen werden muß, und er besorgt es auf die kräftigste Weise. Ich habe seit Sudermanns Theaterpuppen keinen ekelhafteren Kerl auf dem Theater gesehen als diesen Geiger; er sagt zum Beispiel zur Hausfrau, die er zum erstenmal sieht: „Auf den Knochenbau kommt es an; Sie, meine Gnädigste, haben ganz geistvolle Füße!" oder: „Für eine (!) Europäerin sind Sie in der Tat überraschend begehrenswert!" (Und das geht dann abends zu „Tristan" und hat Sehnsucht nach der Englischhorn-Schalmei!) Das wirft man nicht aus dem Zimmer, sondern lädt es ein, die Geige mitzubringen! Und es rächt sich: denn gleich darauf sagt Vitus Werdegast: „Liebe verhält sich zu Freude, wie Parfüm zu einer Alpenwiese". Immerhin: er wirkt, vom Problem Liebe aus gesehen, auf die Dame des Hauses, die, wie der Dichter in einer Regiebemerkung beisetzt, sofort „ein paarmal mit elastischen Schritten durchs Zimmer geht". Indes ändert Werdegast die Situation dieser Ehe nicht, er macht sie nur trostloser. Während Anna schlafen geht, blättert Martin schon wieder gedankenlos in seinem Buche.

II.

Im actus secundus wird ein neuer Versuch unternommen, Martin an seine Pflicht zu erinnern. Der neunte Hochzeitstag ist angebrochen. Eine durch Erfahrungen gemilderte, als Sachverständige in den Wirkungen des Frühlings auf den Geschlechtstrieb verwendbare Schwiegermutter bekommt Gelegenheit, sich mit ibsenhafter Beziehungsfülle über das Thema Liebe zu äußern. Die unausstehliche alte Dame sagt zum Beispiel zu ihrem siebenunddreißigjährigen „Jungen" Martin: „Ja, da muß man wirklich Gott danken, in diesen Föhnwindtagen" (Föhnwindtage, sagt sie!); oder zu Anna: „Es gibt Versuchungen, mein

[illegible] spricht von Liebe und Ehe, er ergänzt [illegible]

verlegt bei der Universaledition, Wien und Leipzig!

Neue Freie Presse 27. Juli 1916

37

Oesterreichs Bedeutung für die deutsche Kultur.

Von Dr. Richard v. Kralik-Meyrswalden.

Drei Tatsachen der letzten Monate oder Tage scheinen mir die große Bedeutung Oesterreichs für die deutsche Kultur besonders stark zum öffentlichen Bewußtsein zu bringen. Die erste ist das Erscheinen eines neuen Bandes der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" von Nagl und Zeidler †, nunmehr Nagl und Castle; das zweite ist die Eröffnung und Einweihung der „Deutschen Bücherei" in Leipzig, dieses Riesendenkmals der deutschen Bücherwelt, bei der dank dem patriotischen Eingreifen des Wiener Kommerzialrates Wilhelm Müller Oesterreich neben dem Deutschen Reich völlig paritätisch vertreten ist; und das dritte ist das Erscheinen des von Adam Müller-Guttenbrunn in einem reichsdeutschen Verlag herausgegebenen Monumentalwerkes: „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie." Ich behalte mir vor, die beiden ersten Erscheinungen hier noch einmal eingehend zu würdigen; für jetzt genüge es, sie in diesem dreifach rühmlichen Zusammenhang genannt und ihre große Bedeutung betont zu haben. Die folgenden Zeilen sollen einstweilen nur der dritten gleich typischen Erscheinung, der „Ruhmeshalle" gewidmet sein. Und zwar auch nicht etwa einer literarischen Kritik der dreiundvierzig Abhandlungen von neunundzwanzig Autoren, aus denen das Buch besteht, sondern der Würdigung des Ganzen als einer für die Kulturgeschichte der Gegenwart bedeutsamen Tat. Diese Tat reiht sich gleichwürdig den Taten des Weltkrieges an, durch welche vor allem wieder die beiden mitteleuropäischen Reiche, das westdeutsche und das österreichische, zusammengeschmiedet werden sollen in einen Bund der Nibelungentreue. Durch 1914 sollte, wenn die Weltgeschichte einen Sinn hat, in manchen Dingen das ergänzt werden, was 1866 allzu radikal gelöst wurde. Die Erkenntnis, daß dies notwendig sei, hatte schon Bismarck zu Zeiten gehabt, jedenfalls hatten es auch schon seine Zeitgenossen, und wir sehen gleich nach 1866 in beiden Monarchien, in der des Hauses Brandenburg und in der des Hauses Oesterreich, ein reges Bestreben sich entfalten, durch doppelt reiche Kulturarbeit das zu ersetzen, was die Politik damals getrennt hatte. Hatten ja doch manche Reichsdeutsche bereits die Sache des Deutschtums in Oesterreich fast ebenso aufgegeben wie das Deutschtum in den russischen Ostseeprovinzen, und gab es doch in Oesterreich hie und da Verzagte, die glaubten, daß die letzte Stunde für deutsche Arbeit in Oesterreich geschlagen habe! Aber merkwürdigerweise traten nun erst recht die gegenseitigen Anziehungskräfte in Tätigkeit. Man erkannte in Reichsdeutschland immer mehr, was man an den Deutschen Oesterreichs gehabt, was man an ihnen verloren hatte, oder zu verlieren in Gefahr war. Man erkannte, daß zu allen Zeiten deutscher Geschichte die Deutschen Oesterreichs im Verhältnis mehr geleistet hatten als ein gleich zahlreicher Volksstamm im „Reich", und zwar in jeder Beziehung: politisch, militärisch, kulturell, literarisch. Oesterreich und seine Kaiserstadt war durch Jahrhunderte nicht nur eine Grenzmark, sondern ein Mittelpunkt deutscher Arbeit, deutschen Wesens gewesen, es war, wie Bismarck in seiner noch gut österreichischen Jugendzeit öffentlich erklärt hatte, der einzige deutsche Stamm, dem es gelungen war, nichtdeutsche Nationen in größerem Maße sich anzugliedern, ohne seine Deutschheit zu verlieren; es war nicht weniger deutsch als irgend ein anderer deutscher Stamm, sondern eher mehr deutsch. Die Gedanken von Konstantin Frantz und von Friedrich List wurden wieder lebendig mit ihren großen mitteleuropäischen, föderativen Perspektiven. Die Reichsdeutschen entdeckten wieder die alte und doch so zukunftsreiche Bedeutung Oesterreichs, und auch die Oesterreicher entdeckten sich selbst wieder und ihre ganze große Mission, die ihnen Schulter an Schulter mit dem Deutschen Reich angewiesen war, die ihnen kein anderer abnehmen konnte, weder Bismarck noch Bülow; sie entdeckten ihre geographische Lage als Bindeglied zwischen dem Deutschen Reich und dem Orient, dem Balkan, sie lehrten ihre deutschen Brüder im Reich, daß denn doch, wie ein Zeitgenosse Bismarcks sagte, die orientalische Frage die deutsche Frage sei, daß sich das Schicksal der deutschen Nation im Ringen mit Rußland und England um den Balkan und den Orient entscheiden werde, sie lernten und lehrten so den eigentlichen Kern deutscher Weltpolitik, der den Zeiten Bismarcks noch nicht ganz aufgegangen war.

Es ist nun höchst interessant zu verfolgen, wie diese Erkenntnis hüben und drüben der schwarz-gelben und schwarz-weiß-roten Grenzpfähle gleichzeitig zunahm mit der Nähe des vorausgeahnten Weltkrieges. Ein Zeichen dafür, das ich durchaus nicht gering einschätze, war es, daß etwa ein Jahr vor dem Weltkrieg ein Vertreter der „Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin" nach Wien kam, um, wie von einer höheren Erleuchtung ergriffen, einen Herausgeber und Leiter für das Werk zu suchen, das nun fertig vorliegt. Der Verlag fand den gesuchten Mann in Adam Müller-Guttenbrunn. Es freut mich, daß auch ich ihn sofort in dem Unternehmen bestärken konnte und daß wir unsere Begeisterung für diese Arbeit in fruchtbaren Gesprächen austauschen konnten. Mich hat kaum etwas so erfreut, und ich war der Vorsehung kaum für etwas anderes dankbarer, als daß es mir vergönnt war, an einer Arbeit mitzutun, die ich unter den Verhältnissen der Zeit für eine der allerwichtigsten halten mußte. Denn wenn auch die politische, militärische, ökonomische Arbeit selbstverständlich die Hauptsache ist und bleibt, so kommt sie doch nur durch literarische Fixierung zur Geltung und zur dauernden Auswirkung. Ein siegreicher Feldzug ist etwas sehr Wichtiges; er kann aber durch die literarische Behandlung entweder in das Wirkungslose umgedeutet oder aber zu doppelter Wirkung emporgehoben werden. Dasselbe gilt selbstverständlich noch mehr von der Politik mit ihren „Reptilien" und von aller Kultur, sogar von der Börse und vom Lebensmittelwucher. Darum möchte ich die Wichtigkeit der literarischen Seite aller öffentlichen Dinge allen Zeitungen, die ich schätze, an das Herz legen. Hans Sachs hat nicht nur durch die Stiefel, die er geliefert hat, auf die deutsche Nation gewirkt, sondern auch durch seine biederen Sprüche und ernsten wie heiteren Schauspiele. Diese leben noch heute, die Stiefel nicht mehr.

Aber kommen wir wieder auf unsere Ruhmeshalle, die ebensolange wirken möge wie die literarischen Werke

Klassikers. Der Text dazu
: 1914 fertiggestellt; da
verweitige Kriegsleistung
rte die Herausgabe; im
z das Werk gerade zum
ichen der mitteleuropäi-
: das Schicksal des Wer-
krieges ganz unbesorgt.
literarischen Werke zu-
iger Ausgang hätte aber
r gemacht; es wäre ihm
n deutschen Idea-
n jede Verstimmung zu

mmehr inmitten kriege-
Werk unter glückver-
Ruhmeshalle in
und Kriegsdenkmal voll
n Band mehr zwischen
ich möchte sagen, eines
überhaupt der Geist
enn die Ideen wirk-
nte.

Prachtwerk mit seiner
uck an farbenprächtigen
, habe ich das Gefühl,
eines geistigen Sieges
nglücklicher Zufall, kein
, kein Haß, kein groß-
ein in Petrograd resi-
ßen kann. Und ich habe
reichischen oder reichs-
it dem edlen geschmack-
wohltätiger, segenvoller
nzelmännchen der Sage
em deutschen Haus, der
Volk und den deutschen
Wenn diese einmal sieg-
nen dieses Buch etwas
erzählen, für das sie
ühht haben.

10. III. 1916

39

Reichspost

Österreichische Kriegslyrik.

Ottokar Kernstocks Antrittsvorlesung.

Chorherr Ottokar Kernstock, unser gefeierter vaterländischer Dichter, ist bekanntlich vom niederösterreichischen Landesausschuß als Dozent für Dichtkunst und Rhetorik an die Lehrerakademie des Landes Niederösterreich berufen worden. Gleichsam als Antrittsvorlesung hielt der Dichter heute über Einladung des Landesausschusses Schulreferenten Leopold Kunschak im Sitzungssaal des niederösterreichischen Landtages einen fesselnden Vortrag über österreichische Kriegslyrik.

Landesausschuß Kunschak hielt vorerst folgende Begrüßungsansprache: „Herzlichen Gruß und innigen Dank dafür, daß Sie der Einladung des Landesausschusses entsprechen und heute sich eingefunden haben zu einer Versammlung, von der ich behaupten darf, daß sie die Repräsentation des geistigen Lebens der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien darstellt. Der bittere Ernst, den wir im Werden eines neuen weltgeschichtlichen Abschnittes durchleben, läßt uns das deutsche Volk im Glanze seiner schönsten Tugenden schauen. In goldiger Treue steht es zu Kaiser und Reich, tapfer schirmt es Scholle und Herd, im zarten Hauche seines heiligen Väterglaubens ist es herangereift zu strenger Zucht und unermeßlicher Opferbereitschaft und nun, an Sieg und Ehren reich, zieht es in klassischer Ritterlichkeit die Hand vom Knaufe seines unbefleckten Schwertes, um sie dem Feind zum Frieden zu reichen. (Beifall.) Liegt da der Gedanke nicht nahe, dieses Volkes Geistesschätze mehr als bisher in den Mittelpunkt seines Lebens zu rücken? Und wer wäre zu solchem Tun mehr berufen, als jene Männer und Frauen, die durch Amt und Beruf des Volkes Seele bildend zu beeinflussen die hohe Pflicht haben? Von dieser Erwägung ausgehend, hat der n.-ö. Landesausschuß den Dichterfürsten aus dem träumerischen steirischen Bergen (Lebhafter anhaltender Beifall) als Meister an die Wiener Lehrerakademie gebeten. (Neuerlicher rauschender Beifall.) An seiner kundigen Hand sollen die Lehrer unseres Volkes den Weg zu tiefstem Erfassen und innigster Empfindung deutscher Dichtkunst wandeln und zu Mittlern werden zwischen deutschem Volke und dessen Unsterblichen. Pfarrer Kernstock, seien Sie herzlichst gegrüßt an den Ufern des Nibelungenstromes, seien Sie herzlich gegrüßt im sang- und sagenreichen deutschen Wien! Glück auf zu segensreicher Arbeit! (Lebhafter Beifall.)

Sodann betrat Pfarrer Kernstock den Rednerplatz und bemerkte einleitend: Sie werden einem die Nachsicht nicht verweigern, der kein zünftiger Gelehrter, sondern ein Stück von einem Poeten ist und mit Goethes Sendung sagen kann: „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet." Bei diesen geflügelten Sängern, die solange Zeit meine nächsten und liebsten Nachbarn waren, bei denen bin ich in die Schule gegangen und die Weisheit, die ich dort gelernt habe, ist freilich keine Schulweisheit. Erwarten Sie deshalb von mir keine tiefgründige, keine auserlesene Durchführung des Themas, sondern nur etwas Zusammengelesenes, wie es ja auch der Gegenstand mit sich bringt. Ich beginne also mit dem Stoßseufzer Wilhelm Tells: „So will ich's denn mit Gott, mit meiner schwachen Kraft versuchen!"

Hierauf ging der Dichter in seinen Vortrag ein.

Im ersten Teil seiner Vorlesung griff der Dichter bis auf Walter von der Vogelweide, der in seinem ganzen Fühlen und Denken zu den Dichtern Deutschösterreichs gezählt werden muß und dessen Kreuzlieder der Vortragende an die Spitze seiner kriegslyrischen Darbietungen stellte. Kernstock streifte dann auch die Kriegslyrik in den Türkenkriegen, im Dreißigjährigen Krieg, in den Bauernkriegen, im Siebenjährigen Krieg, Schleswig-holsteinischen Krieg und weiter herauf bis auf unsere Zeit.

In der zweiten Abteilung seines Vortrages teilte der Poet von Vorau die im Weltkrieg entstandene Kriegslyrik in eine befeuernde, betrachtende und beschreibende. Er wies darauf hin, wie schon eine Reihe von Liedern, die im Kriege entstanden, Gemeingut vieler geworden seien, die auch die Feder des Zeichners und des Tondichters anregten. Er erinnerte an Zuckermanns: „Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen ..." und an Dankwart Zwergers tiefempfundenes Lied: „Ich hab' ein Hüglein im Polenland ..." sowie an Petzolds ergreifende: „Frau des Urlaubers". In der Gruppe der befeuernden Lyriker nannte der Vortragende unter anderen: Eichert, Alfred v. Wurm mit seinem „Spitzbuben", Wildgans' „Gegen die Kleingläubigen" und zeigt im weiteren Verlaufe seines Vortrages, wie fast jede Provinz und jeder Landesteil eine ihm eigentümliche Kriegslyrik besitzt, die fest im Heimatboden wurzelt. So trug der frühere Pfarrer von der Festenburg eine Reihe von Dichtungen aus dem von ihm und Peter Rosegger verfaßten: „Steirischen Waffensegen" vor, ebenso Dichtungen von Bruder Willram (Professor Müller, Innsbruck), der in „Der heilige Kampf" und „Das blutige Jahr" die Helden der Tiroler feierte, während Josef Görgel der Sänger des Egerländer Landsturmes wurde. Auch die einzelnen Regimenter und Truppe haben fast jede ihren Sänger gefunden. Aus dieser Gruppe brachte Kernstock ein Gedicht der Gräfin Stubenberg „An die 7er Ulanen" zum Vortrage.

Im Rahmen der beschreibenden Kriegslyrik, von welcher der Dichter humorvoll behauptete, daß sie gar oft etwas stark mit dem Lärm der Schlacht, dem Kanonendonner arbeite, hob Kernstock einige Schöpfungen hervor, die rührende Szenen aus dem Kriegsleben wiedergeben. So schildert Marie Rudowski, wie Vater und Sohn gemeinsam einrücken, während Professor Goldbacher in „Der Held" die Begebenheit behandelt, wie ein Vater mit seinen acht Söhnen in die Kaserne kommt. In diesen Rahmen gehören auch Robert Hohlbaums „An die deutschen Soldaten, die im Felde sind" und Petzolds: „Schützengrabenlektüre" aus seiner Sammlung „Der stählerne Schrei". Eine ergreifende Szene gibt Richard Schaukal in seiner Dichtung: „Eine Nacht vor dem Feinde".

Kernstock wandte sich nun jenem Teile der Kriegslyrik zu, die sich mit dem stillen Heldentum der Sanitätssoldaten und der Pflegerinnen und mit den Kämpfen und Mühen des Hinterlandes befaßt. Hier klingen die Namen Hadina und Petzold auf, welch letzterer über die Kinder der Eingerückten ein ernstes und schwermütiges Gedicht schrieb. In dieser Reihe tritt auch Gräfin Mathilde Stubenberg wieder auf, die in einem Aufrufe die Frauen zum Durchhalten ermuntert.

Nunmehr widmete der Dichter der betrachtenden Lyrik und den Dichtungen, die sich mit Friedenshoffnungen befassen, ein Plätzchen, um dann den Kriegshumor eine breite Stätte zu geben. Er besprach besonders die Soldatenzeitungen und brachte aus der humoristischen Ecke der steirischen Soldatenzeitung, die den Titel „Der lustige Tarchenierer" führt, Blüten herzerquickenden, im Felde geborenen Humors.

Schließlich streifte er noch die politische Dichtung und brachte Hohlbaums: „Völkerwende" als Beispiel. Der Dichter gedachte dann noch der merkwürdigen Erscheinung, wie Dichtungen im Munde der Soldaten aus Kunstlyrik in Volkslyrik verwandelt werden und erinnerte an das nun so weit verbreitete, aus dem deutschen Lager stammende Lied „Der gute Kamerad", das auf Uhlands schlichter Dichtung aufgebaut, nunmehr mit einer Menge Zusätze versehen, zu einem wirklichen Volksliede zu werden beginne.

Zusammenfassend wies der Dichter darauf hin, daß wir uns trotz gewisser „hämischer Beschnarcher", wie Abraham a Santa Clara in seiner biderben Weise gewisse Kritikaster nennt, unserer heimischen Leier ebensowenig zu schämen haben, wie unseres heimischen Schwertes; er schloß mit den Worten Theodor Körners, die an den Namen des Siegers von Aspern anknüpfen, und durch die Gleichheit des Namens dieses alten österreichischen Helden mit dem unseres jugendlichen Herrschers erhöhte Bedeutung gewinnen. „Wie eine tröstliche Zukunftsverheißung, wie eine begeisterte Prophetie klingen sie", sagte der Dichter:

Frisch auf Habsburg, der Teufel muß erliegen,
Gott ist mit dir, wo deine Fahnen fliegen,
Hoch Oesterreich! Dein Schwert, Dein Karl wird siegen!

Dem Vortrage folgte stürmischer, langanhaltender Beifall. Die zahlreichen Persönlichkeiten, die dem Vortrage beiwohnten, beglückwünschten den Dichter herzlichst. Dem Landesausschusse Kunschak und dessen Vorreferenten Landesrat Dr. Kapner wurde für die Veranstaltung des glänzenden Abends war gedankt.

Unter den Anwesenden bemerkten wir: Kardinal-Fürsterzbischof Dr. Piffl, Feldkurat Graf Galen, die Prälaten Schindler, und Swoboda, in Vertretung des Unterrichtsministers Sektionschef Khoß v. Sternegg, Hofrat Milankovich, namens des Landesverwaltung Landmarschall Prinz Alois von und zu Liechtenstein mit den Landesausschüssen Kunschak und Sturm, zahlreiche Landtagsabgeordnete und Landesbeamte, namens der Gemeinde Wien Bürgermeister Dr. Weiskirchner, die Vizebürgermeister Hierhammer, Hoß und Rain, viele Gemeinderäte und Magistratsbeamte, zahlreiche Vertreter von Vereinen, Schriftsteller usw.

Feuilleton.

Kriegsliteratur.

Von **Max Nordau.**

Einem Schriftsteller wird man es nachsehen, wenn er auch im furchtbaren Kanonendonner, der den Boden des Weltteils bis zu seinen Grundfesten erschüttert, an Bücher denkt. Gewiß, zurzeit spielt die Literatur neben der Strategie und Taktik eine sehr unansehnliche Rolle, und ein einziges Maschinengewehr hat mehr Bedeutung als alle Federn des Landes. Es wäre jedoch eigentümlich kurzsichtig, deswegen das gedruckte Wort zu vernachlässigen. Eine auf den Grund der Dinge gehende Geschichtschreibung wird eines Tages feststellen, daß die Literatur mit die größte Verantwortung für diesen Krieg trägt, der sie vorübergehend in den Hintergrund drängt.

Der Ausbruch des Krieges vor mehr als zwei Jahren war für die dreihundert Millionen Europäer, mit einziger Ausnahme von vielleicht einem Dutzend wirklich ausschlaggebender Persönlichkeiten, ein Blitz aus heiterm Himmel, der betäubend und lähmend niederfuhr. Alles geistige Schaffen, selbst alles Planen und Vorausträumen, hatte mit einem Schlag ein Ende. Die Jugend und alle Männer bis tief in das Alter der Reife zogen den Soldatenrock an und griffen zur Waffe. Im Feld hatten sie andere Sorgen als Papier zu schwärzen. Und selbst wenn ihnen der Sinn darauf gestanden hätte, sie hätten weder Papier noch Tinte gehabt, um ihre Gedanken oder Einfälle festzulegen. Auch die daheim blieben und nicht materiell verhindert waren, ihrer gewohnten Beschäftigung obzuliegen, ließen die Hände in den Schoß sinken. Wozu schreiben, wenn niemand las? Sie wußten, daß es zur Stunde kein Publikum für sie gab. Die Lyriker begriffen, daß ihre Stimme keine Aussicht hatte, die der Geschütze zu übertönen. Die Erzähler gestanden sich, daß keine Erfindung ihrer Einbildungskraft den Wettbewerb mit den Meldungen aus den Hauptquartieren aufnehmen konnte. Die Bühnenschriftsteller sahen bestürzt, daß die Schauspielhäuser geschlossen, die Truppen aufgelöst waren, das Theater einstweilen keinen Platz im Leben der Gesellschaft hatte. Auch die Pfleger ernster Richtungen, die nicht unterhalten, sondern belehren wollten, mußten notgedrungen feiern. Nicht einmal ihre Zeitgenossen wußten sie zu langweilen. Sie standen ihnen frei. Ihre Verleger schüttelten betrübt den Kopf und rieten, alle Veröffentlichungen zu vertagen. „Es wäre schade um Ihr Werk. Es würde jetzt unbeachtet bleiben. Es verliert nichts, wenn es wartet. Es ist ja nicht für den Tag, sondern für die spätesten Zeiten geschrieben."

In den kriegführenden Ländern lag also die schöpferische Geistestätigkeit brach. Dem Lesebedürfnis der Millionen genügten reichlich die Zeitungen, die für nichts als den Krieg Platz hatten. Höhere Ansprüche befriedigten sich mit den amtlichen Veröffentlichungen der Regierungen in Umschlägen aller Farben, jenen Rot-, Weiß-, Blau-, Grün-, Gelb- und Graubüchern, in denen der Prozeß um die Verantwortlichkeit für den Krieg instruiert wurde und jede der Parteien das Beweismaterial vorlegte, das sie rechtfertigen und den Gegner vernichten sollte. Um diese Geschichtsurkunden entstand zuerst eine rege literarische Geschäftigkeit. Die anschlägigsten unter den Schriftstellern, denen ihre erzwungene Muße unerträglich wurde, verließen ihr gewohntes Gebiet und wagten sich auf das der Kritik zeitgenössischer Geschichtsquellen, das ihnen bis dahin unfremd gewesen war. Dutzendweise erschienen auf dem Markte Bücher, die den Anspruch erhoben, die Aussagen der verschiedenen auswärtigen Aemter zusammenzufassen, zu vergleichen, ihre Uebereinstimmungen hervorzuheben, ihre Widersprüche aufzudecken, auf ihr absichtsvollen Lücken hinzuweisen, ihre Unwahrheiten zu entlarven und auf Grund dieser Abwägungen und Gegenüberstellungen über Schuld und Nichtschuld ein Urteil zu fällen, das den Anspruch erhob, der Wahrspruch der objektiven Gerechtigkeit und der Weltgeschichte zu sein. Manche von diesen Büchern erheben sich über die Gelegenheit und die Tendenz und werden dauernden Wert behalten, es sei denn, was indes wenig wahrscheinlich ist, daß neue, heute noch verheimlichte Tatsachen ans Licht kommen, die die erste Untersuchung entwerten und zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens nötigen.

Andere Schriftsteller vertauschten das geschriebene mit dem gesprochenen Wort, verbreiteten sich in Vorträgen, die alle wirklichen und viele eingebildete Anblicke des Weltkrieges beleuchteten, und verfehlten in der Regel nicht, sie als Broschüre herauszugeben, um sie auch den Benachteiligten zugänglich zu machen, die nicht das Glück hatten, sie aus ihrem Munde zu hören. Eine Flut derartiger Schriften überschwemmte den Erdteil. Ich bekenne mit nachtragendem Aerger und einem guten Teil Beschämung, daß ich in den ersten Kriegsmonaten über hundert von ihnen gelesen habe. Ich glaubte mich dazu verpflichtet. Es ist mir das schlimmste Ungemach, das der Krieg mir zugefügt hat. Mit verschwindenden Ausnahmen sind diese Broschüren von einer unheimlichen Gedankenöde. Der einzige Ehrgeiz ihrer Verfasser scheint ihre Ueberlegenheit über ihre Wettbewerber in wüstem Schimpfen zu sein. Diejenigen, die nur durch Pedanterie, Parteilichkeit, Unverständnis sündigen oder leeres Stroh dreschen und auf Gemeinplätzen umherstiefeln, sind noch die erträglichsten. Doch neben diesen nichtssagenden Lückenbüßern wie viele, aus denen uns delirierender Größenwahn entgegenstiert, in denen groteske Prahlerei zetert und gestikuliert, die mit haarsträubenden Lügen und Verleumdungen den kannibalischsten Leidenschaften des Augenblicks schmeicheln! Der Blick, den diese Kriegsbroschürenliteratur in Menschenseelen tun läßt, ist grauenhaft. Ich habe die Hoffnung, daß es ihr nicht gelungen ist, viele Leser zu finden. Sie bildet einen Haufen abscheulichen Kehrichts, den ein Tag zusammenweht und der folgende wegfegt. Nur die großen Büchereien werden wohl eine abgelegene Ecke für sie finden müssen, wo sie unter einer dicken Staubschicht für immer begraben bleiben mag.

In den neutralen Ländern wirkte der Krieg als ein Anreiz auf die Tätigkeit der Schriftsteller. Die anschlägigen Köpfe unter ihnen, die auf Gelegenheiten lauern, rechneten sich aus, daß ein Markt zu erobern sei, da ihn seine gewöhnlichen Versorger nicht beschickten, und sie schneiderten flink eine Unmenge Bücher für die Ausfuhr zusammen. So weit ich es übersehen kann, war die Spekulation schlecht. Die betriebsamen Verfasser spannen keine Seide. Ihre Landsleute, ihr natürliches Publikum, verhielten sich ablehnend; wenn sie vom Kriege lesen wollten,

Fremdenblatt
24./XII. 1916

Siebzig Jahre „Fremden-Blatt"

„Die Geschichte einer Zeitung ist die Geschichte der Zeit, deren Ereignisse der Publizist mit seinem Griffel verzeichnet." Mit diesen Worten wurde ein Artikel eingeleitet, der vor genau dreißig Jahren dem damals vierzigjährigen Bestande des „Fremden-Blatt" galt. Wenn es zu jener Zeit dem Chronisten gegönnt war, einen Blick stolzer Freude zurückzuwerfen auf vier Dezennien ehrlicher und erfolggekrönter Arbeit, so gilt dies wohl noch in erhöhtem Maße von dem heutigen Gedenktag. Von all den Zeitungen, die gleichzeitig mit oder vor dem „Fremden-Blatt" im Jahre 1846 auf Wiener Boden erstanden waren, ist es nur dem „Fremden-Blatt" beschieden gewesen, sich im Sturme der Zeit aufrecht zu erhalten und an dem mächtigen Fortschritt der Publizistik in Oesterreich seinen gemessenen Teil zu nehmen. Viele, leider gar zu viele von unseren Arbeits- und Weggenossen sind im Laufe der Jahre dahingegangen, allen gemeinsam aber war die treue Liebe und Anhänglichkeit an das Blatt, dem sie ihre Lebensarbeit gewidmet und dessen Blühen und Gedeihen zum Gutteil ihr Verdienst gewesen. Es waren dies in der Mehrzahl jene Mitarbeiter des Blattes, die schon gelegentlich einer intimen Feier aus Anlaß des vierzigjährigen Bestandes des „Fremden-Blatt" von einem maßgebenden Vertreter der Staatsgewalt hörten, daß kein Beruf im Leben existiere, in dem von den einzelnen Mitgliedern ein derartiges Maß von selbstloser Hingebung und aufopfernder Tätigkeit verlangt werde wie von jedem einzelnen Mitgliede einer Redaktion. Der damals diese Aeußerung tat, war der Chef des literarischen Bureaus im Ministerium des Aeußern Sektionschef Freiherr v. Falke, und ein nicht minder berufener Vertreter der Publizistik, der damalige Präsident der „Concordia" Regierungsrat v. Weilen feierte das „Fremden-Blatt" in herzlichen Worten. Die beiden genannten Redner deckt heute schon längst der kühle Rasen, ebenso wie den Mann, zu dessen Ehrung jene Veranstaltung getroffen worden war, von der wir hier sprechen. Wir meinen den Baron Gustav v. Heine-Geldern, der damals das Jubiläum seiner vierzigjährigen Wirksamkeit als Chefredakteur des von ihm gegründeten „Fremden-Blatt" feierte. Und bei dieser Gelegenheit sprach auch im Namen der Redaktion des „Fremden-Blatt" Dr. Marcell Frydmann, der zehn Jahre später an die oberste Spitze der Redaktion gestellt worden war und der nunmehr auch schon seit mehr als zehn Jahren den ewigen Schlaf schläft, wehmütige Worte, die im Wandel der Zeiten selbst heute noch mit Bezug auf Journalisten und publizistisches Wirken leider voll Anwendung finden. Er sagte, man müsse auch jener früheren Mitarbeiter gedenken, deren Namen längst verweht und vergessen sind. Der Publizist müsse zumeist das Gelübde ewiger Verborgenheit ablegen. Er müsse im Hintergrunde bleiben, damit die von ihm vertretene Idee zum klaren Ausdrucke komme, der Gedanke, den er ausgestreut, blühe und gedeihe, während sein Name längst verklungen sei. Frydmanns Worte haben allerdings zumindest auf sein eigenes Streben und Wirken glücklicherweise keine volle Berechtigung erlangt, denn sein Name und seine Tätigkeit sind unvergessen geblieben, ebenso wie der des Gründers und ersten Chefredakteurs des „Fremden-Blatt" Gustav Heine und aller übrigen hervorragenden Männer, die im Laufe von siebzig Jahren an dem Ausbau und der Ausgestaltung des „Fremden-Blatt" in den verschiedensten Ressorts werktätigen Anteil genommen, die mit Begeisterung und Liebe zum Blatte mit Erfolg bemüht waren, dem „Fremden-Blatt" zu immer größerer Bedeutung, zu immer gesteigertem Ansehen zu verhelfen. In der vordersten Reihe dieser Mitarbeiter unseres Blattes müssen wohl die Namen Ludwig Speidel, Ludwig Hevesi, Ferdinand Groß und Dr. Max Eugen Burckhard genannt werden, von denen jeder in seiner Art das literarische Niveau des „Fremden-Blatt" gehoben hatte. Es darf heute ohne jede Ruhmredigkeit konstatiert und ausdrücklich betont werden, daß in dem Chorus der öffentlichen Meinung in Oesterreich die Stimme des „Fremden-Blatt" niemals ungehört verhallt ist und daß es seit seinem Bestande die bekannten Richtlinien, die es sich vorzeichnete, strenge eingehalten hat.

* * *

Vom Jahre 1862 bis zu Beginn des Jahres 1906 war die Redaktion des „Fremden-Blatt" im Hause Nr. 17 der Wollzeile untergebracht, von wo aus dann die Uebersiedlung in das nunmehrige Heim in der Schulerstraße erfolgte. Das Haus in der Wollzeile, das seither umgebaut wurde, zählte zu den ältesten und historisch interessantesten, nicht allein der Wollzeile, die schon im Schottenstiftsbriefe von 1158 diese Bezeichnung führt, sondern der ganzen Stadt. Denn dort stand dereinst — wahrscheinlich schon im dreizehnten Jahrhundert — die „alte Tafferne", in der der Stadtrat nach einem uralten Privileg nicht nur ausländische Weine ausschenken, sondern auch „über das Gäßl" verkaufen konnte, dessen sich sonst kein Bürger der Stadt anmaßen durfte. Dieses Privileg räumte dem Stadtrate das Recht ein, Malvasier, Sekt, Muskat, Rayfal, ungarische und italienische Weine, auch sonstige „Süß- und Kräutlweine" oder auch Osterweine — die man zu Ostern einzukaufen pflegte — zu halten. Die beiden „Taffernen", in denen allein solche Weine ausgeschenkt werden durften, waren das Haus in der Wollzeile Nr. 778 (neu Nr. 17), die „alte Tafferne" genannt, und das Haus in der Oberen Bäckerstraße Nr. 761 (neu Nr. 20), dessen Hofraum mit dem der „alten Tafferne" in der Wollzeile verbunden war. Im Frühjahr 1862 erwarb Gustav Heine, der Gründer und damalige Herausgeber des „Fremden-Blatt", das Haus und wenige Wochen später übersiedelten Redaktion und Druckerei des Blattes, die bis dahin von einander getrennt waren, in die Räume, wo dereinst die „alte Tafferne" gestanden. Vorher (seit dem Jahre 1857) hatte sich die Redaktion in etlichen an die Administrationsräume des Blattes angrenzenden Stübchen im Parterre des Zwettlhofes befunden. Vor dem Jahre 1857 logierte die Redaktion, deren Stab zu dieser Zeit begreiflicherweise noch ein sehr kleiner war, durch mehrere Jahre im Hause Nr. 7 der Wollzeile. Gedruckt wurde das Blatt in seinen Anfängen bei Stöckholzer v. Hirschfeld, später bei Gerold in der Postgasse, dann bei Dorfmeister an der Ecke der Riemerstraße und des Jakobergäßchens. Gustav Heine kaufte die Dorfmeistersche Druckerei und übersiedelte mit ihr und seinen Redakteuren in das Siebzehnerhaus der Wollzeile. Diese Gegend war damals schon das eigentliche Zeitungsviertel. In der Wollzeile domizilierten die angesehensten Blätter jener Zeit, so der „Wanderer", Kurandas „Ostdeutsche Post"; auch die übrigen Zeitungsredaktionen befanden sich räumlich so ziemlich nebeneinander, die amtliche „Wiener Zeitung" fast an der Peripherie des Viertels, im Jakoberhof. Das Zeitungswesen in Wien stak noch sehr in den Kinderschuhen, allein schon merkte man einen starken Zug zur Reform. Eine neue Zeit regte verheißungsvoll ihre Schwingen, und so sahen sich auch die Zeitungsherausgeber vor die Notwendigkeit gestellt, den „geneigten Neubegierigen" (wie der „Posttägliche Merkur" von Wien seinerzeit die geehrte Leserwelt nannte) etwas mehr zu bieten, als was ihnen bis dahin von den „in Europa und anderwärts furgegangenen Novellen, mit curiösen Raisonnements und politischen Reflexionen untermengt", zur „beliebigen Vergnügung" gereicht wurde. Das „Fremden-Blatt" hatte schon längst seinen langatmigen Titel („Fremden-Blatt der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien") aufgegeben und sich kurzweg „Fremden-Blatt" genannt, und auch Gustav Heine, der seine Herausgeberschaft anfangs mit dem Pseudonym „Gustav Norden" signierte, sah sich bald veranlaßt, das Pseudonym fallen zu lassen und das Blatt mit seinem wirklichen Namen zu zeichnen. Ueberall machte sich das Bestreben geltend, die Presse ihren ernsten Aufgaben zuzuführen und sie zu diesem Zwecke moderner auszugestalten. Das Blatt erschien in den ersten Jahren nur einmal täglich und in sehr kleinem Umfange; erst um die Mitte der sechziger Jahre wurde auch ein Abendblatt herausgegeben. Es kam dann einige Jahre später die Angliederung des „Fremden-Blatt" an die „Elbemühl" Papierfabriks- und Verlagsgesellschaft und im Jahre 1906 die Uebersiedlung aus der Wollzeile in das gegenwärtige Domizil des „Fremden-Blatt", Schulerstraße Nr. 14, in ein Haus, das gleichfalls auf lokalhistorischem Boden steht. Eine Gedenktafel an unserem Hause besagt: „An der Stelle dieses Hauses stand im Jahre 1389 bis zum Jahre 1765 die Juristenschule der Universität samt den zwei Kapellen zu Ehren des hl. Ivo". Herzog Albrecht III. schenkte dieses Haus im Jahre 1389 der juridischen Fakultät zur Abhaltung ihrer Vorlesungen und zur Wohnung der Professoren. Im Jahre 1626 wurde das Haus ein Raub der Flammen. Zehn Jahre später beschloß die juridische Fakultät, bei dem neuen Baue aus den vorigen zwei Kapellen eine Kirche samt Glockenturm zu Ehren des heiligen Ivo zu erbauen, welche von dem Schottenabte Walderfinger eingeweiht wurde. Nachdem die Kaiserin Maria Theresia das neue Universitätsgebäude hergestellt und in demselben der juridischen Fakultät Hörsäle und den Professoren Wohnungen angewiesen hatte, wurde es 1765 an die Piaristen verkauft, welche in demselben Lehrsäle der Schönschreibekunst, der Kameral-, doppelten Buchhaltung und der Wechselrechnungskunst errichteten, die daselbst bis 1788 geöffnet waren. In diesem Jahre aber wurde auch dieses Institut aufgelassen und das Haus samt der entweihten Kirche an einen griechischen Kaufmann Nako von Millos verkauft und 1790 zu einem Wohnhause verbaut. Von der Kirche wurde der Kaufschilling von 3843 fl. der Universität, von dem Hause jener von 37.606 fl. den Piaristen übergeben. Und in einem Nachbarhause unserer Redaktion, ehemals Große Schulerstraße Nr. 853 (jetzt Nr. 8) wohnte im Jahre 1784 Mozart, der in diesem Hause seine Oper „Der Schauspieldirektor" komponierte.

* * *

Eine der stolzesten und ehrenvollsten, nunmehr durch Wehmut verklärten Erinnerungen bildet die Tatsache, daß weiland Kaiser Franz Joseph bis an sein Ende einer der treuesten Leser des „Fremden-Blatt" gewesen ist. Seit Dezennien fehlte das Blatt, Franz Joseph I. mochte in Wien, in Schönbrunn, in Budapest oder Ischl oder auf dem Manöverfelde weilen, niemals auf dem Arbeitstisch des Monarchen. Schon am frühesten Morgen mußte das „Fremden-Blatt" — es war zu diesem Behufe ein eigener Zustellungsdienst für den Allerhöchsten Abonnenten eingerichtet worden — dem Kaiser vorgelegt werden, und er war einer der gründlichsten und aufmerksamsten Leser unseres Blattes. Aus verschiedenen Aeußerungen, die Franz Joseph I. bei gegebenen Anlässen über das „Fremden-Blatt" machte, seien unter anderen die nachstehenden erwähnt: Gelegentlich einer Truppenrevue ritt der Kaiser auf den Erzherzog Franz Ferdinand zu, der damals den Rang eines Oberleutnants bekleidete und sagte lachend und so laut, daß es die in der Nähe befindlichen Offiziere hören konnten: „Im „Fremden-Blatt" habe ich heute gelesen, daß Du in den nächsten Tagen Hauptmann werden sollst. Ich weiß nichts davon". Was aber natürlich nicht hinderte, daß schon wenige Tage darauf die Ernennung vollzogen war.

Ein Redakteur des „Fremden-Blatt", der vom verblichenen Herrscher in Audienz empfangen wurde, um sich für eine ihm verliehene Auszeichnung zu bedanken, konnte aus dem Munde des Kaisers die ihn hochbeglückende Aeußerung entgegennehmen, welche die übersichtliche Anordnung des Stoffes im „Fremden-Blatt" besonders lobend hervorhob. Einige Jahre später — der Umfang des „Fremden-Blatt" hatte sich in diesem Zeitraume mehr als verdoppelt — als derselbe Redakteur unseres Blattes neuerlich in Audienz beim Kaiser Franz Joseph erschien, bemerkte der Kaiser scherzhaft: „Jetzt ist ja das „Fremden-Blatt" ganz riesig angewachsen. Sie schicken mir täglich ein ganzes Buch ins Haus, so daß ich mit dem Lesen kaum mehr nachkommen kann." Zu diesen huldvollen Bemerkungen gesellten sich dann noch besonders anerkennende Worte über die Haltung des Blattes, die Kaiser Franz Joseph als ruhig und sachlich bezeichnete. Bis an sein Lebensende zählte der dahingegangene Kaiser zu den aufmerksamsten und treuesten Lesern des „Fremden-Blatt". Auch die Legendenbildung hat eingesetzt, und es gab Leute, die allen Ernstes glaubten, daß für den Spezialgebrauch des Kaisers in Form und Inhalt von den gewöhnlichen verschiedene Exemplare des „Fremden-Blatt" täglich hergestellt würden. Ueberflüssig, zu bemerken, daß an diesem Gerede kein wahres Wort war. Dagegen verdient als Zeichen des außerordentlichen Zartgefühles des verblichenen Kaisers folgende Episode speziell hervorgehoben zu werden: Ein dem Kaiser besonders nahestehendes weibliches Mitglied des Kaiserhauses war schwer erkrankt. Die hohe Patientin verlangte häufig nach dem „Fremden-Blatt". Und da wurde nun in den täglich zur Veröffentlichung gelangenden Bulletins auf Anordnung des Kaisers in dem für hohe Patientin bestimmten Exemplare unseres Blattes sorgsam alles weggelassen, woraus die Kranke hätte erfahren können, daß ihr Zustand gefährlich sei. Eine aus dem Jahre 1898 stammende, gelegentlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph aufgenommene Porträtskizze von Theo Zasche zeigt den verblichenen Kaiser in einem Lehnsessel sitzend, in die Lektüre des „Fremden-Blatt" vertieft.

Englische Kriegsliteratur.

Die englische Kriegsliteratur ist wohl eines der traurigsten Kapitel in der Geschichte des furchtbaren Völkerringens. Wenn einmal später ihre genaue Darstellung möglich sein wird, dann werden sogar die kriegswütigsten Briten über diese seltsamen Verirrungen des Menschengeistes den Kopf voll Staunen schütteln. Wir aber können diesen krankhaften Seelenzustand einer Nation, die früher mit Recht die der „gesunden Vernunft" geheißen ward, nur aus ganzem Herzen bemitleiden. Wir können diese von Haß und Schmähung triefenden Machwerke nur als den Ausdruck bedauerlichster Unwissenheit und Verkennung ansehen. Schon die Bezeichnungen der Deutschen als „Hunnen", „Barbaren", „Vandalen", „Meuchelmörder", „Satanssöhne", „blonde Bestien", die von der Kriegsliteratur ihren Ausgang nahmen, zwingen uns ein mitleidiges Lächeln ab.

Abgesehen von Bernhard Shaw, äußern sich die führenden Autoren Englands, John Galsworthy und J. Zangwill, nur wenig oder gar nicht über den Krieg, teils weil sie nicht das sagen dürfen, was sie möchten, und teils, weil sie sich nicht äußern wollen. H. G. Wells, der anfangs recht unsinniges Zeug schrieb, ist jetzt ruhiger geworden. Der berühmte Novellist und Lustspieldichter J. M. Barrie verfaßte einen überaus naiven Einakter gegen Deutschland, der wochenlang am Coliseum-Tingel-Tangel abgeleiert wurde. Arnold Bennett und der bekannte Humorist T. K. Jerome schrieben nichts von Bedeutung. Abscheuliches und Blutrünstiges aber hat sich Rudyard Kipling, der gefeierte Dschungeldichter, geleistet, der nicht müde wird, zu schmähen. Sein inbrünstiger Fanatismus ist ausgesprochen krankhaft. Doch all der Haß hat nicht ein Werk von Bedeutung zustandegebracht — aus Haß kann eben kein Kunstwerk geboren werden. Und so sind die Kriegsjahre in literarisch-künstlerischer Beziehung in England die denkbar armseligsten und unfruchtbarsten, die traurigen Auswüchse der Literatur anderseits recht charakteristisch.

Eine auch nur einigermaßen genaue Darstellung der englischen Kriegsliteratur innerhalb dieses engen Rahmens ist freilich ein Ding der Unmöglichkeit, und so wollen wir nur die interessantesten und typischesten Erscheinungen besprechen. Aus der schier unübersehbaren Flut der Kriegsbücher lassen sich gewisse Systeme und Schablonen herausgreifen, nach denen die meisten dieser Meisterwerke mehr oder weniger gezimmert sind.

Da haben wir zunächst die lächerlich anmutenden Hassesorgien gegen Kaiser Wilhelm in den Romanen über die deutschen Fürstenhöfe. Sie sind angeblich von englischen Gouvernanten abgefaßt, die sämtlich vor Ausbruch des Weltenbrandes bei deutschen Fürsten weilten. Daß so viele Gouvernanten — sie gehen in die Hunderte — an einem Hofe Deutschlands Englisch lehrten, nimmt gleich ein wenig wunder. Noch mehr aber die jedenfalls bemerkenswerte Tatsache, daß der Kaiser nichts Besseres und Eiligeres zu tun hatte, als ihnen allen — bitte, allen ohne Ausnahme! — sein Herz auszuschütten und seine Mordanschläge und höllischen Pläne gegen die weltumspannende Britannia anzuvertrauen! Ebenso handeln alle übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, die Minister, führenden Politiker, die an den Höfen tafelnden Fürstlichkeiten und Milliardäre usw. usw. Aber was noch erstaunlicher ist: die höchsten und schneidigsten Militärs erachten es als ihre selbstverständliche Pflicht und Schuldigkeit, den britischen Gouvernanten die geheimsten Verrätereien gegen Albion ins Ohr zu raunen. Und welch seltsame Spiele spielen die Kinder an den verschiedenen deutschen Höfen! Schon in zarter Jugend werden sie gegen das meerumgürtete England vergiftet. Da erzählt Gouvernante Nummer Soundsoviel eine Schaudermär, daß jedem wahren Patrioten das Blut gefrieren muß: wie schon Jahre vor dem August 1914 fürstliche Kinder ein auf einem großen Brette modelliertes London mit Zeppelinchen bombardieren lernten, noch dazu unter Aufsicht des Grafen Zeppelin in eigener Person... Nun haben fast alle diese Gouvernanten die seltsame Eigenschaft — männlichen Geschlechtes zu sein, denn sie sitzen meist als Journalisten in der Fleet Street, der gewaltigsten Zeitungsstraße Londons, der gewaltigsten Zeitungsstraße der ganzen Erde.

Der halbwegs unparteiische Leser greift sich an den Kopf und fragt: wie ist es

utendere Werke hat keine Literatur
gebracht als die russische und französische
nglische wieder ausgenommen. Russen
nzosen, ganz besonders die Russen, wer
die edelsten Befreier und Erlöser
tschheit verhimmelt, als diejenigen, die
ten, geknechteten Nationen zu ihren Rech
elfen werden. (Auch über Griechenl
es eine ganze Reihe neuer Werke.) Es
iele Bücher über Rußland und Frankr
jenen, daß man in England kaum m
z, was man zuerst anpacken soll. D
fklärungswerke" sind zum großen T
eichelhafte Darstellungen und
nigungsversuche, vorzüglich die über
ge Reich des Zaren. Man liest und verst
kaum. Und ich muß an einen jun
doner denken, der vor Ausbruch
ges alles Französische ingrimmig ha
nichts davon wissen wollte. Aber nach d
ust 1914 wurde ja das Gegenteil
de, die auch er mitzumachen sich gezwung
Alle Welt lief ins Tingel-Tangel,
ah Bernhardt zu sehen, zu hören, zu
dern. Unter leidenschaftlichen Gebärd
mit starker Stimme sprach die Künstle
iotische Verse gegen Deutschland, jet
rt französisch. Danach Applaussalv
nde Begeisterung. Welcher Londoner ak
n Französisch? Und der junge Mann u
tige Franzosenhasser wendet sich an sein
hbarn und sagt, während er wütend in
nde schlägt: „Der Teufel soll mich hol
m ich ein Sterbenswort verstanden ha
r es ist doch verdammt interessant
fen!" ...

L. Leonhard.

17. II. 1917

99

Franz Eichert.

Dem Dichter zum 60. Geburtstage.

Am 11. Februar 1857 kam in Schneeberg i. B. ein Knäblein zur Welt, dem es nicht an der Wiege gesungen wurde, wie bedeutsam sein Name für die christliche Geisteswelt Oesterreichs werden sollte: Franz Eichert. Wäre der heutige Tag, an dem sich jener 11. Februar zum sechzigstenmale jährt, nicht gleich allen Tagen dieser unseligen Zeit von Kriegslärm erfüllt, wahrhaftig, er könnte nicht festlich genug begangen werden. So aber, da die Zeiten allen Künsten, allen friedlich liebevollen Festen so sehr abhold sind, müssen wir uns begnügen, dem Dichter ein kleines Gedenkblatt zu widmen. Im übrigen bereitet für 11. d. nachmittag der Reichsbund der christlichen Jugend Oesterreichs eine Eichert-Feier vor, die einen Teil der Dankesschuld einlösen wird, welche wir alle für den Dichter tragen.

Franz Eicherts Verdienste um das katholische deutsche Schrifttum werden wohl, so sehr er mit der Schärfe seines Schwertes Widerspruch herausfordern mag, auch von seinen Gegnern nicht bestritten werden können. Sein Name, sein Wirken kann heute nirgends mehr übergangen werden, wo vom modernen lyrischen Schaffen die Rede ist. Ebenso wenig aber, vielleicht weniger noch wird der Name Franz Eichert jemals vergessen werden können, wenn die Geschichte der großen christlichen Volksbewegung Oesterreichs erzählt wird. Mit dieser nämlich ist sein Wirken untrennbar verbunden. Seine Dichtungen, in denen das edelste Feuer der Glaubensbegeisterung lodert, haben diese Bewegung entzünden geholfen und der große Volksführer Lueger hat in Versammlungen oft genug, um die Begeisterung seiner Zuhörer für die große, gerechte Sache zur letzten Flamme zu entfachen, eines der Eichertschen Kampflieder zitiert, die immer wieder gewaltig wirkten. Kein Wunder. Fremd aller Literaturtümelei, allem gesuchten, spitzfindigen Wortkram offenbart sich in den Dichtungen Eicherts ein starker, zutiefst gläubiger, von der Größe und Würde seiner Sache völlig durchdrungener Dichterwille. Darum, weil die Quelle dieser Dichtungen so echt und stark, so wahr und rein ist, darum ist auch das Wort, das aus ihrer reichsprudelnden Helle fließt, so unmittelbar gewaltig, so elementar. Hier ist — wie selten doch im modernen Schrifttum! — der Mann, sein Wille, sein Werk und Wort ein eisern zusammengeschmiedetes, harmonisches Ganzes, an dem kein Makel ist, an dem es keinen Zweifel gibt, an dem nicht von Jahr zu Jahr eine andere „Richtung" ausgetüftelt werden kann. Wahrhaftig, diese Dichtergestalt ragt ehrfurchtgebietend und markig aus den literarischen Niederungen unserer Zeit auf. Je eindringlicher der Ruf nach ganzen Menschen, nach starken, geschlossenen Persönlichkeiten, nach unbeeinflußbaren künstlerischen Persönlichkeiten laut wird, mit um so innigerer Ehrfurcht müssen wir unsere Aufmerksamkeit den wenigen solcher Männer zuwenden, die als leibgewordene Ideale aller unserer Forderungen schon unter uns wandeln.

Schon allzulange unbeachtet unter uns wandeln! Schon ist Franz Eichert grauhaarig geworden, in steter aufopferuder Arbeit. Kein auch noch so geringes Zugeständnis hat er dem herrschenden Zeitgeist, der „Mode" gemacht. Ganz unbeugsam, ganz eisern geht er seinen Weg, der eben darum ein Dornenweg ist. Gewiß, an Ehrungen aller Arten hat es ihm nicht gefehlt. Die Liebe von Vieltausenden ist dem Dichter heute sicher. Doch der klingende Lohn blieb aus. Für die Bücher Eicherts rührt nicht die käufliche, marktschreierische Allerweltspresse ihre Werbetrommel und so sind sie noch lange nicht in jener Zahl verbreitet, die ihrem inneren Wert, ihrer künstlerischen Bedeutung zukommt. Und so darf dieser Edle immer noch nicht dem Abend seines Lebens sorgenbefreit entgegengehen. Wahrhaftig, hier hat das christliche Volk Oesterreichs noch eine schwere, große Dankesschuld zu begleichen. Treuer und selbstloser diente ihm keiner als Eichert.

Eicherts Lyrik nimmt unter den lyrischen Dichtungen aller Zeiten eine achtunggebietende Stellung ein. Wir verdanken dem Dichter nicht bloß die Bände der prachtvoll flammenden Kampflieder. Auch stille, rein stimmunggebende Lyrik, Landschaftslyrik findet sich in seltener Vollkommenheit in seinen Büchern. Das Lebenswerk Eicherts, so reich es sich uns heute schon darstellt, ist keineswegs schon abgeschlossen. Gerade die letzten Zeitereignisse haben uns wieder ganz herrliche Eichertsche Dichtungen geschenkt und auch die österreichische Kriegslyrik hat durch Eichert außerordentliche Bereicherung erfahren. Möge dieser reine, strömende Born noch lange nicht versiegen, möge uns sein Rauschen noch den Frieden einbegleiten, noch die Größe der neuen, österreichischen Zukunft verklären!

Auch auf kritischem Gebiet verdankt das katholische Schrifttum Oesterreichs dem Dichter Franz Eichert wesentliche und wertvolle Förderung. Namentlich in seiner Tätigkeit als Schriftleiter des „Gral" hat Eichert seit vielen Jahren eine scharfe, stets abwehrbereite, stets blanke Klinge geführt.

Mögen sich heute, an seinem 60. Geburtstage, der Dank und die Liebe des ganzen katholischen Oesterreich, ja, mehr noch: aller deutschen Katholiken dem Dichter zuwenden, der, wahrhaft würdig so hoher Gabe, ehrfurchtgebietend und doch demütig unter uns steht!

Munition und von der Freiheit der Handelswege, keine mehr.

Das wollen die Vereinigten Staaten nicht. Denn schon in den ersten Tagen des Krieges waren sie mit der Entente zusammengespannt und der Mangel an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit hat es so lästig gemacht, wenn diese Politik in den Schein eines verletzten Rechtsgefühles gekleidet wurde. Staatssekretär Lansing ist doch nur die amerikanische Uebersetzung von Salandra und Sonnino, und wie diese hat er die schwächlichen Gesten der Neutralität fortgesetzt bis zu dem Augenblicke, da die wirtschaftliche Unterstützung der Entente unmöglich wird und das Bekenntnis der wirklichen Gesinnung abgelegt werden muß. Der ehemalige Finanzsekretär des englischen Kriegsministeriums Charles Mallet ist ebenfalls ein Anhänger des Friedens nach dem Siege und ein Gegner des Friedens ohne Sieg. Er hat jedoch den Vorzug, ein bißchen ehrlicher zu sein als der Bischof von Carlisle und die innere Verängstigung nicht ganz zu verbergen. Was soll mit uns geschehen, fragt er, wenn die Vereinigten Staaten wegen der schlechten Ernte die Ausfuhr von Getreide verbieten würden? Wir kämpfen nicht bloß, fügt er hinzu, gegen [illegible] in der schlichten Sprache des Alltags schmal ist der Steg, der noch vom wirklichen Kriege trennt. Ob die Regierung der Vereinigten Staaten auch diesen überschreiten werde, ist nur scheinbar davon abhängig, daß ein amerikanisches Schiff von einem Unterseeboote versenkt wird. Die Ausrede mag für die Stimmung im Volke, die ein Krieg braucht, wichtig sein, für den großen Zug der Ereignisse ist sie nahezu gleichgültig. Amerika wird den Krieg erklären, wenn es in heimlichen Verabredungen sich verpflichtet hat, nicht zu dulden, daß die Munitionsversorgung der Entente und die Nahrungszufuhr unterbrochen werden; es wird zu offenen Feindseligkeiten übergehen, wenn es gebunden ist, den Engländern diese Ueberlegenheit zu sichern. Aus wirklichem oder falschem Rechtsgefühl wird der Krieg nicht ausbrechen, sondern aus der Machtpolitik, die seit dem Beginne des Kampfes die seltsame Spielart der Neutralität hervorgebracht hat. Der ins Wasser gefallene Amerikaner wird nie fehlen, wenn sie in Washington ihn haben wollen. Nicht der Zufall, die Absicht lenkt diese Politik, und bald wird sie ihre Geheimnisse preisgeben. Der Hafen von Newyork ist voll.

Feuilleton.

Feldgraue Journalistik.

Von **Oskar Blumenthal.**

Die Kriege früherer Zeiten haben von den Soldaten als höchste Tugend die Tapferkeit gefordert. Die Kriege von heute verlangen von ihnen noch eine andere Tugend — die Geduld. In den Unterständen und Erdhöhlen werden an das Beharrungsvermögen die äußersten Ansprüche gestellt. Alles ist hier verlorengegangen, was den Krieg poetisch verklären könnte. Da fehlt jede Romantik des Kampfes, des farbigen Abenteuers und jede aufmunternde Ueberraschung des Zufalls. Aller Gnaden des Somenlichtes beraubt, muß unsere wehrhafte Jugend ein Maulwurfsleben führen. Warten, warten und noch längern warten! Das ist die Parole jedes Tages. Die Minuten dehnen sich zu Stunden, die Stunden zu Tagen und die Tage zur Ewigkeit. Jeder hat den Argwohn, daß seine Uhr unbedingt nachgehen muß. Denn es ist ja gar nicht möglich, daß die Zeit plötzlich einen so trägen und schweren Schritt angenommen hat. Das Gespenst der Langeweile webt in das Schattenreich dort unten noch tiefere Schatten. Es droht die Nerven zu zermürben und selbst die zäheste soldatische Spannkraft endlich auszuschöpfen.

Es gibt gegen diesen Feind und seine schleichenden Angriffe zwei Waffen, die noch niemals versagt haben: den Humor, der uns alle Lasten dieser Erde auf die leichte Schulter legt, und die Selbstironie, diese feinste List des Verstandes, die uns gleich dem Drachenblut der deutschen [illegible] hin verder aufzten Gen in den nfanterieBauernuns „Die erechtigter inen der elegentlich melt, gesich, eine herbeizusleben der Werkzeuge l für das schiedenen heitssinnes uns vor t deutscher Schlachten. Berichte den Einund Ver-Menschen zum eingemälde Geschichte Es war in reite Hans, tranken, träumten: „Goldenen ein frischer, vor einem

„Hier haben wir ein paar Monate im Quartier gelegen, im Stall unsere Pferde. Ich will meine alten Kameraden besuchen. Doch scheint keiner hier zu sein."

Da kam ein kleiner Franzose, so ein Knirps von acht bis neun Jahren in das Tor gelaufen; als er aufblickte, riß er seine Augen auf — rund und weit — und mit einem Jubelschrei: „Monsieur Otton!" stürzte er auf den Ulanen zu, schlang seine Aermchen um seinen Nacken und saß sofort glücklich und geborgen auf den Knien des ebenso glücklich dreinschauenden Reitersmann. So saßen sie beide eine ganze Weile, der „Franzosenschreck" und sein kleiner „Feind" und boten uns ein rührendes Bild herzlichster Anhänglichkeit und Freundschaft. Und dann begann eine Unterhaltung, wie sie drolliger gar nicht gedacht werden kann, wie man sie aber oft zwischen deutschen Soldaten und französischen Bewohnern hört. In Ermanglung der Sprachkenntnisse hat sich ein Esperanto eigener Art herausgebildet, das aus einigen wenigen zum Teil verstümmelten Vokabeln, aus Blicken, Zeichen und — Pausen besteht. Und wunderbar, die sich unterhaltenden Parteien verstehen sich! Und dann fragten sie einander nach den Pferden, auf denen der kleine Franzose oft gesessen, nach anderen Ulanen und nach den Bewohnern des Hauses, bis die Mutter aus dem Fenster heraus ihren Jungen zum Essen ruft und noch von der Treppe hören wir, atemlos, sich selbst überstürzend, seine Kinderstimme: „Ma mère, ma mère, Monsieur Otton est ici, Monsieur Otton!"

So sehen die deutschen Soldatenzeitungen aus. Eine wie die andere. Ob sie sich nun „Der Meldereiter im Sundgau", „Der Batterie-Bote", „Der Landstürmer", „Der kleine Minenwerfer", „Zwischen Maas und Mosel" oder wie sonst auch immer nennen mögen. Ueberall klingt die gleiche Note vor — deutsche Treuherzigkeit, sturmfeste Männlichkeit und ein in allen Wettern gehärteter Kriegertrotz, der auch vor den schwersten Zumutungen der Stunde nicht weicht und wankt. In den Pausen zwischen großen Entscheidungen sind alle diese Blätter entstanden und bezeugen so aufs neue den Ausspruch Schopenhauers: „Die Zeitungen sind die Sekundenzeiger der Weltgeschichte."

17. Juli 1917

102

Der Morgen 103

19. II. 1917

Die papierene Rüstung.

Zum Rücktritt eines Preßleiters.

Wenn Minister gehen, wird diesem Ereignis eine große Bedeutung beigemessen, in vielen Artikeln werden die Folgen des Scheidens der betreffenden Persönlichkeit aus dem Amte entwickelt, und je nach dem Range des Staatsmannes daran Hoffnungen oder Befürchtungen geknüpft. Dagegen erwecken Veränderungen im inneren Betriebe eines Ministeriums keinerlei Aufmerksamkeit, wiewohl manchmal der Austritt eines Beamten niederer Kategorie größere Wirkungen ausübt als der Personenwechsel an der Spitze eines Amtes. Ein solcher Fall ist im Augenblick zu verzeichnen. Hofrat v. Montlong, der bisherige Leiter des literarischen Bureaus des Auswärtigen Amtes, wie der offizielle Titel des Preßdepartements lautet, ist von seiner Stelle zurückgetreten und wird, wie es heißt, fern von Wien, seine diplomatische Tätigkeit fortsetzen. Über die Gründe, die den plötzlichen Rücktritt des mächtigen Preßleiters veranlaßt haben, herrschen nur Vermutungen, die wir nicht weiterverbreiten, weil ihre Verläßlichkeit noch nicht überprüft ist. Beschäftigen wir uns also mehr mit der Tatsache, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus allgemeines Interesse erfordert.

Die Öffentlichkeit, das große Laienpublikum hat begreiflicherweise keine Vorstellung von der Wirksamkeit eines Amtes, dem das Pressewesen anvertraut ist und es kann sich daher keinen Begriff von der Macht jenes Mannes machen, dem die Leitung eines derartigen Departements anvertraut ist. Nur vorübergehend ist in den letzten Jahren ein schwacher Einblick in den Machtbereich eines Preßleiters geboten worden, und zwar gelegentlich der Besprechung der Tätigkeit des Herrn v. Kania, der der Vorgänger des aus dem Amte geschiedenen Hofrates v. Montlong war, und der gegenwärtig von der Vogelperspektive eines in Mexiko wirkenden Diplomaten die Vorgänge in Österreich-Ungarn beobachtet. Der eine wie der andere irrte vom Wege ab, die eine zielbewußte, die großen Interessen seines Wirkungskreises umfassende Presseleitung zur Erfüllung ihrer Aufgabe verfolgen muß. Sie fühlten sich nicht als Inspiratoren, als Männer, denen die Aufgabe zugewiesen ist, die Öffentlichkeit für die Pläne der Regierungspolitik dadurch zu gewinnen, daß sie in freimütiger, ehrlicher Aussprache mit Zeitungsmännern als geistige Verteidiger der Regierung deren Ideen vertraten, sondern in Verkennung ihres Amtes versuchten sie, die Presse zu beherrschen. Die natürliche Folge war, daß jene Zeitungen, die sich beherrschen lassen wollten, der Presseleitung, beziehungsweise der jeweiligen Regierung rückhaltlos zur Verfügung standen, während der andere, leider nur verschwindend kleine Teil, jede Berührung mit einem Amte mied, das einen gegenseitigen freien Austausch der Gedanken nicht zuließ. Wer nicht in das offiziöse Horn blies, wurde als ein unverläßliches Element betrachtet, dem man, soweit es ging, in der Ausübung des Berufes Chef eines Preßdepartements besaß und hoffentlich nach ihm nicht besitzen wird.

Es ist aber zu bezweifeln, ob dieses System einer Preßdiktatur die Erfolge zeitigt, welche die Leiter dieses Amtes erwarten. Unleugbar wurde ein großer Teil der Presse, aber keineswegs die Öffentlichkeit gewonnen. Das große Publikum hat im Laufe der Jahre lesen gelernt und weiß heute wohl zu unterscheiden zwischen der freien Meinung, der freiwilligen und unfreiwilligen Offiziösität. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die unterschiedlichen Merkmale eines freiwilligen oder unfreiwilligen Offiziösentums anführen, und insbesondere in den gegenwärtigen Zeiten würde es schwer sein, in ausführlicher Weise sich über diesen Gegenstand zu verbreiten. Allein die Tatsache genügt: es gibt eine Anzahl größerer Zeitungen, die sich freiwillig in den Dienst der jeweiligen Regierung stellen, während die große Schar anderer Zeitungen das Aufblühen ihres Geschäftes darin erblickt, ihre publizistische Arbeitskraft zu vermieten. Sowohl die eine als auch die andere Richtung in der publizistischen Welt kann nicht als geeignetes Sprachrohr der Öffentlichkeit dienen, welche Funktion nur die unabhängige Presse erfüllen kann, der jedoch Presseleitungen von der Art des Herrn v. Kania und Herrn Hofrates v. Montlong ihre Aufgabe nicht erleichtern, sondern erschweren.

Allein wir wollen uns bei dieser Betrachtung nicht auf das Pressewesen im Inlande beschränken, sondern die Aufmerksamkeit mehr in das Ausland verlegen. Hat doch die Presseleitung des Auswärtigen Amtes in erster Linie die Pflicht, die Öffentlichkeit des Auslandes zu gewinnen und weit über die Grenzen hinaus eine für das eigene Land günstige Stimmung zu erzeugen. Daß bei Ausbruch des Kriegs die Presse des gesamten Auslandes nicht für uns, sondern gegen uns war, ist allgemein bekannt und es wäre daher recht zeitgemäß, bei dem Wechsel im Preßdepartement des Auswärtigen Amtes die Gründe zu untersuchen, wieso die gesamte Presse, und zwar nicht nur der Kriegführenden, sondern auch der Neutralen eine uns unfreundliche Haltung einnahmen. Gewiß hat die Entente an Bestechungen das äußerste getan, aber es wäre noch die Frage — der Zweck heiligt die Mittel — ob wir den Wettbewerb in dieser Beziehung mit den Presseleitungen anderer Länder nicht hätten aufnehmen können, vorausgesetzt, wenn jene Männer, denen bei uns das Gebiet des Pressewesens anvertraut war, die Bedeutung erkannt hätten, die in der Fühlung mit der Presse des Auslandes liegt. Es kann kein Zweifel sein, daß unsere Feinde die Zeitungen der Welt für sich gewonnen haben, ebenso wie kein Zweifel ist, daß wir, wie auf so vielen Gebieten, isoliert dastanden. Jenen ist es gelungen, zu den vielen Allianzen, mit denen sie uns bei Ausbruch des Krieges überfielen, auch noch mit jener Allianz der „siebenten Großmacht“ zu überraschen, die sich als eine [illegible] Macht gegen uns äußert.

In dem kurzen Rahmen eines Artikels und unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten, die gegenwärtig

Die Nahrungsfrage ist für England und für die meisten übrigen Länder der Entente besonders wichtig. Schon ist die Kaufkraft des Pfund Sterling auf die Hälfte gesunken. Zwanzig Schillinge gelten in der Menge von Waren, die dafür zu haben sind, nicht mehr als früher zehn. Das Abschneiden der Zufuhr ist für England eine wirkliche Lebensfrage, selbst dann, wenn durch bisher unbekannte Maßregeln der britischen Admiralität die gänzliche Absperrung sollte gehindert werden können.

erfüllten Herzens gedenke ich all jener, die in diesen sturmreichen Zeiten vor meinen Augen schwere Kämpfe ausfochten und vor meinen Augen so zahlreiche Beispiele der hingebungsvollen Pflichterfüllung, der keine Furcht kennenden Ausdauer und der unerschütterlichen Tapferkeit lieferten.

Ich sage Euch für Eure in treuer Pflichterfüllung geleisteten unvergeßlichen Dienste herzlichen Dank. Gott mit

Feuilleton.

Neue Bücher im Dienste der Kriegshilfe.

Tief ergriffen, mit Tränen in den Augen lege ich das Buch aus der Hand, welches das Kriegshilfsbureau des Ministeriums des Innern soeben zugunsten der allgemeinen Kriegsfürsorge herausgegeben hat: „Wahre Soldatengeschichten!" Nicht Schriftstellerinnen von Beruf haben sie geschrieben, nur Selbsterlebtes ist erzählt von Rote-Kreuz-Schwestern und freiwilligen Pflegerinnen, aber um so mehr trägt es den Stempel der Wirklichkeit. Szenen sind darunter, so fein, so tief empfunden, daß wir mancher der Autorinnen zurufen möchten: „Wenn deine barmherzigen Hände einst wieder ruhen und du das Schwesternkleid ablegst, dann nimm die Feder zur Hand und schenk' uns noch solch lebende Bilder deiner Erinnerung aus dem Völkerkrieg!" Von Jammer und Qual, von nie rastender Arbeit und Sorge, aber auch von herzerhebendem Heroentum und wahrer Seelengröße des schlichten Mannes, vom heldenhaften Sterben unserer herrlichen Jugend und vom urwüchsigen, oft bis zu Tränen rührenden Humor unserer prächtigen Soldaten gibt dies Buch Kunde. Wie ein roter Faden spinnt sich von Erzählung zu Erzählung die glühende Heimatsliebe, die Selbstverständlichkeit, Haus und Hof mit Leib und Leben schützen, alle Mühen und Strapazen und Leiden tragen zu müssen.

Wie wundervoll ist die Erzählung „Sterben" von dem todwunden Mann, dem die feindlichen Kugeln den armen Körper zerwühlt hatten und der monatelang in unbeschreiblichen Qualen daniederliegt, bald apathisch vor sich hinstarrend, bald stundenlang brüllend wie ein verwundetes Tier! Da erhält er die Nachricht, daß ihm sein junges, blondes Weib einen Sohn geboren hat. Und von dem Augenblick an ist er ein anderer; ein unsagbares Glück leuchtet in seinen Augen, und er stirbt, ein seliges Lächeln auf den Lippen. Wie duftig und zart und wie reich an innerem Erleben ist die Geschichte: „Das Land, wo meine Rosen blüh'n!", die von dem blutjungen Fähnrich handelt, der das wunderschöne Friaul, die Heimat der Erzählerin, wo ihr Ahnenschloß in Trümmer zerschossen liegt, mit seinem Herzblut verteidigt hat und ihr — schon den Tod auf den blassen Lippen — sagt: „Seien Sie getrost, Schwester, das herrliche Land bleibt unser! Und wenn noch viele, viele von uns darum bluten müssen — was liegt daran!?" Oder die rührende kleine Skizze „Helden", besonders die vom „Roten Husaren" — mit den amputierten Beinen, der zu der bestürzten Pflegerin wie zum Troste sagt: „Ich bin halt ein Husar mit zwei

Neues Pester Journal 108

22. II. 1917

elephon: Redaktion 26—09. Administration 26—10, 26—31.

An die Leser des „Neuen Pester Journal".

Wieder müssen wir über große Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Papierversorgung der ungarischen Presse berichten.

Das für die Budapester Tageblätter zur Verfügung stehende Papierquantum würde — falls die Zeitungen auch fortab in dem bisher mit großer Mühe aufrechterhaltenen Umfange erscheinen sollten — ihr Erscheinen nur mehr für einige Tage sichern.

Die Tageblätter haben Alles aufgeboten, um ihre Versorgung mit Papier in gehöriger Weise sicherzustellen. Sie urgirten unablässig die Kohlenversorgung der einzigen ungarischen Papierfabrik, die sich mit der Herstellung von Zeitungspapier befaßt. Ihre Bemühungen erwiesen sich als vergeblich, die Fabrik war seit Monaten gezwungen, ihren Betrieb fast vollständig ruhen zu lassen.

Die österreichischen Papierfabriken, die drei Viertel des Papierbedarfes der ungarischen Presse zu decken verpflichtet wären, kommen ihren Lieferungsverpflichtungen der ungarischen Presse gegenüber gleichfalls seit Monaten nicht nach; sie liefern nur Bruchtheile jenes Quantums, zu dessen Lieferung sie sich verpflichtet haben, während sie gleichzeitig die Wiener Tagespresse in dem Maße mit Papier versehen, daß die Wiener Zeitungen an einem Sonntag ihrem Publikum Blätter von solcher Seitenzahl geben können, wie die ungarische Presse im Laufe einer ganzen Woche.

Unter solchen Umständen war die ungarische Presse genöthigt, aus dem Deutschen Reich Papier

[illegible] Kläger einzuschreiten, ihren Beschwerden abzuhelfen.

das billigende Berücksichtigung des ungarischen Publikums, sowie darauf, daß die berechtigten Forderungen der Redakteure endlich mit der gehörigen Energie ihren Pflichten nachkommen werden. In dieser Hoffnung sehen wir vorläufig von der Anmeldung irgendwelcher anderer, der Presse zur Verfügung stehender und der Sicherung des Bestehens dienender energischerer Mittel ab.

Budapest, am 21. Februar 1917.

Sämmtliche Budapester Tageblätter.

Neues Pester Journal 114

24./II. 1917

ournal.

Erscheint (mit Ausnahme des Montags) täglich.
Redaktion und Administration:
Vilmos császár-út (Kaiser Wilhelmstraße) Nr. 44.
lephon: Redaktion 26—09. Administration 26—10, 26—31.

Budapest, 23. Februar.

Sämmtliche Budapester Tagesblätter verfügen heute Abends sechs Uhr über einen Papiervorrath von vierzigeinhalb Waggons. In Anbetracht dessen, daß der tägliche Bedarf bei dem gegenwärtigen reduzirten Umfange fünf Waggons beträgt, wird den Blättern in acht Tagen überhaupt kein Papier zur Verfügung stehen. Im Laufe des heutigen Tages ist vom Verbande Oesterreichischer Papierfabrikanten ein Waggon eingetroffen. Dies ist das Ergebniß jener außerordentlichen Opfer, welche die hauptstädtischen Zeitungsherausgeber seit zwei Jahren blos deshalb bringen, um in diesen historischen Zeiten ihre Pflicht dem großen Publikum gegenüber erfüllen zu können. Noch im Monat September haben sie in Deutschland für dreieinhalb Millionen Mark an tausend Waggons Papier gekauft, wovon bisher 420 Waggons hier angelangt sind.

Mit dem Verbande Oesterreichischer Papierfabrikanten kam, trotzdem die meisten Unternehmungen Verträge hatten, die während des Krieges abgeschlossen worden sind, ein neues Uebereinkommen zustande, wonach diese Unternehmungen den vom Verbande der Fabrikanten geforderten Preis bezahlen.

Der Friedenspreis des Papiers hat durchschnittlich 26 Heller betragen, der Verband Oesterreichischer Papierfabrikanten verlangt heute 65 Heller. Demgegenüber wären sie verpflichtet, wöchentlich 91 Waggons abzuliefern, im Monat Februar haben sie aber bisher 17 Waggons abgeliefert.

Alldies bringen wir vor der großen Oeffent-

Die nächste Nummer des „Fremden-Blatt“ wird Montag nachmittags ausgegeben.

Unserer heutigen Nummer ist die illustrierte Sonntagsbeilage

Das „Welt-Bild“

beigegeben, die wöchentlich erscheint.

Feuilleton.

Meine Erinnerungen an Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Zum Todestag der Dichterin: 12. März.)

Von Karl Erdm. Edler.

Als Rodenberg 1882 in der „Deutschen Rundschau“ meine Novelle „Die alte Truhe“ veröffentlichte, äußerte Baronin Ebner gegen unseren gemeinsamen Freund Josef Weilen den Wunsch, mich kennen zu lernen. Sie bewohnte damals das gräflich Dubskysche Drei-Raben-Haus in der Rotenturmstraße mit dem Ausblick auf die dunkle Enge des Rabengäßchens. Es war ein sonniger Nachmittag, an dem ich sie aufsuchte. Aber in den Räumen verkrallte sich die Dämmerung an Wand und Decke, umflorte die Dinge, duckte sich finster in den Winkeln. Als dann die Lichtfänger an den Fenstern einen Abschein des Abendhimmels hereinschmuggelten, schlürfte ihn das Dämmern ohneweiters gefräßig ein. „Durch keines ihrer Fenster drang je ein Sonnenstrahl“ heißt es von dieser Wohnung in dem Buch „Meine Kinderjahre“. In solchem Dämmerdunkel hat eine Dichterin gehaust und ein Gutteil ihrer Werke geschaffen, in denen alles so deutlich umrissen, so klar gestaltet, so kristallrein durchleuchtet ist. Man denkt hiebei an Jean Pauls: „Unser Leben ist eine dunkle Kammer, in welche die Bilder der anderen Welt desto heller fallen, je stärker sie verfinstert wird.“ Oder wies irgend ein Glutschein diesem Dämmerungswalten streng zugemessene Grenzen an? Vielleicht ein Strahlenbündel von jenem Schreibtisch her, an dem die noch kindliche Komtesse schon dichtete, „als ihre Phantasie noch die goldene Brücke bildete, die den Abgrund zwischen Wollen und Können überspannte“? — „Wie gut kannte ich diesen Schreibtisch!“ berichtet General Ebner, ihr junger Vetter und später ihr Gemahl. „Aufgeputzt, wie er war, sah er einem kleinen Hochaltar ähnlich. Die Bildnisse einiger Gefeierten von Blumen umgeben, Lieblingsbücher und Leuchter zierten ihn, und ich glaube, daß er bei feierlichen Gelegenheiten auch beleuchtet wurde.“ Auch beleuchtet! Ja, wenn sich die Begeisterung für die großen Dichter zur Anbetung verstieg und zu Brandopfern mit flammenden Kerzen, das mußte freilich die Finsternis aufstöbern und zurückscheuchen.

Als das Drei-Raben-Haus demoliert wurde, übersiedelte Baronin Ebner nach dem Haarhof, aus dem Dämmerungsdunkel ins Helldunkel, und schließlich in den vollen Sonnenglast des Grabens. Die Sommerzeit verbrachte sie abwechselnd in Gilgen oder in Löschna bei ihrem Neffen, dem Grafen Philipp Kinsky. Alljährlich kam sie nach dem gräflich Dubskyschen Schloß Zdislawitz, ihrer vielgeliebten Heimat: „wo ich den Fuß auf keine Stelle setzen kann, die nicht vor langer, langer Zeit oder vor einer noch nicht fernen, ein mir teurer Mensch betreten hat. Sie alle haben den dankbaren, fruchtbaren Boden unserer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinschreite, umgeben sie mich, die Erbin dieser Liebe, sie mir ins Dasein, ich ihnen in den Tod getreu.“

Seit ich damals — dank meiner „alten Truhe“ — der Dichterin nahen konnte, also durch vierunddreißig Jahre, habe ich ihr nahebleiben und das Glück ihrer Freundschaft genießen dürfen. Die Ehrfurcht, die sonst nur scheu verhalten oder verkümmert zu einem wärmeren Gefühl aufknospt, blühte in der Atmosphäre dieser Frau alsbald zu vertrauter Zuneigung auf. Wenn einen der Fahrstuhl zu ihr emportrug, war es immer, als ob man zu milder durchhauchten Regionen aufstiege. An der Oberschwelle der Eingangstüre stand, ungeschrieben aber unverbrüchlich festgehalten, die griechische Mahnung vom Kirchenportal in Grottaferrata: „Lasset die Trunkenheit der Gedanken draußen!“ Wie in ihren Werken nirgends die ungezügelte Sprache der Leidenschaft, der wilden Sinnlichkeit, des Fanatismus laut wird, so lag dergleichen auch ihrer Wesensart ferne. Wollte einer an der Tafelrunde überschäumen, hat sie ihn durch ein abkühlendes Wort auf die Normaltemperatur herabgestimmt oder auf ein Seitengeleise abgelenkt. Sie wußte, was Jean Paul hätte gerne wissen mögen: „ob glücklich sein durch Leidenschaften etwas anderes heiße, als sich wärmen durch ein Brennglas.“ Wenn sie redete, war es, als lese man in ihren Büchern weiter. Wenn sie schwieg, redeten ihre Augen mit, kurz zusammenfassend, was die Lippen hätten weitläufig sagen wollen. Aus den Bücherschränken lauschten, mit schönen kostbaren Röcklein angetan, die Geistesgewaltigen aller Zeiten und Völker den Worten jener, die ihres Geistes war; über ihnen schauten aus alten Umrahmungen Gestalten auf jene, die ihres Blutes war. Aus der Tiefe des Grabens stieg, wie aus einer fernen Wüstenwelt, der Chamsinwirbel der Großstadt abgeflaut zu der heimlichen Oase. Inmitten saß der Herrin, nicht auf einem Hochaltar oder ragenden Throngestühl, sondern teilnahmsvoll in einem Beichtstuhl, wo man Herzensbeschwerden anhören und erleichtern konnte, oder bescheiden auf einem Schulbänklein, weil man von jedem immer noch etwas zulernen konnte, oder schlicht den anderen zu einem Plauderstündchen beigesellt. Man sah nicht eine ruhmreiche Dichterin vor sich, sondern eine vornehme alte Frau mit einer feinen Höflichkeit, die nie herablassend, sondern stets heranziehend war, geistreich, ohne die Ueberlegenheit fühlen zu lassen, scharfsinnig, nicht ohne gelegentlich gutmütig daneben hinwegzuschauen, den sinnenden Ernst durchblitzt mit Schalkheit oder übersonnt von einem Humor, der lächelte und nie verlachte.

Alles dies war indes bloß die Daraufgabe. Das eigentliche Wesen dieser Frau war Güte im Leben wie in ihren Dichtungen, lautere Güte selbst dort, wo man ihr bitter verargte, daß ihr Freimut vor den eigenen Standesgenossen und deren Tradition nicht anhielt. Zunächst lag da eine unstatthafte Verallgemeinerung vor: ihr Widerstreit gilt bloß jenen, gegen die schon Christus in der Parabel vom unfruchtbaren Feigenbaum geeifert hat. Wenn sie auf klaffende Risse hinwies, geschah es, weil das bange Herz beizeiten mahnen wollte, das „sprechende“ Gebäude durch Strebepfeiler oder Verstärkung der Widerlager zu stützen und mittlerweile an einem Neubau zu arbeiten mit den alten soliden Grundmauern und einer neuen zeitgemäßen Innenausstattung. So sind denn auch ihre Schilderungen der Adelsschichte weder Schwefelsäure, noch Essig, noch

11. März 1912
133

Ein österreichischer Auslands-Aufklärungsdienst.

Von Dr. **Friedrich Leiter.***)

Oesterreich und die Oesterreicher sind im Ausland nicht gekannt; was ganz besonders für die volkswirtschaftlichen Interessen des Staates große Nachteile zur Folge hat. Wen sein Weg nach dem Ausland geführt, konnte hievon drastische Beweise erhalten. Die Verwechslung von Austria und Australia klingt anekdotenhaft, ist aber bittere Wahrheit. Wie ganz anders bemühen wir uns, den Ausländern gerecht zu werden! Mit welchem Respekt begegnen wir, um an die auffälligsten Beispiele zu erinnern, den Franzosen und dem Französischen, den Engländern und dem Englischen. Die Kenntnis des Französischen muß in den sogenannten besseren Ständen schon den kleinen Kindern beigebracht werden, möglichst in reinster und feinster Aussprache. Das ist unumgängliches Erfordernis geziemender Hausführung, und die Zugkraft der geselligen Konversationsklubs, die unter der Bezeichnung „Alliance française" bald in jeder halbwegs nennenswerten Stadt etabliert sind, geben Kunde von dem eifrigen Streben bei uns, in das Französische einzudringen. Diese Klubs und ihre nationalen Vorstände sind, bewußt oder unbewußt, Emissäre des offiziellen Frankreich und leisten der Glorifizierung der Nation wertvolle Dienste.

Nicht anders geht es uns mit den Engländern. Diese gebärden sich als das Herrenvolk: mit Hilfe des Pfund Sterlings, des Großkaufmanns, dessen Unternehmungen in alle Weltgebiete reichen, des Reeders, dessen Schiffe alle Weltmeere befahren, der reichen Kolonien und Kolonisten, die für den Ruhm und das Ansehen des Mutterlandes arbeiten. Vom Mittelpunkt des Reiches aus macht man von diesen unbegrenzten Propagandamöglichkeiten ausgiebigsten Gebrauch, um die Psyche der andern Völker einzufangen und sich absolute Geltung in der Welt zu sichern. Versucht man die Hochachtung, die konventionell und widerspruchslos allem Englischen und Französischen in der Zeit vor dem Kriege allüberall bei uns unweigerlich gezollt wurde, auf die Elemente zurückzuführen, so fällt der Nachweis nicht schwer, daß viel englische und französische Mache dabei ist. Man überläßt es in diesen Staaten den Dingen keineswegs, sich selbst zu entwickeln, sondern man hilft mit Plan und Ueberlegung nach, wo man es für notwendig erachtet. Und in diesem Plan liegt es auch, daß man nicht zögert, den Kredit, über den man im Urteil der Welt verfügt, zu mißbrauchen, um andre Nationen, die man zurückdrängen will, in Mißkredit zu bringen. Seit Jahren konnte man in englischen und französischen illustrierten Journalen und Witzblättern den Deutschen und alles Deutsche nur in lächerlichen Abbildungen beobachten. Die Zerrbilder sollten durch beharrliche Wiederholung das Deutschtum der Geringschätzung preisgeben. Die Deutschen sollten immer nur so gezeichnet werden, als befänden sie sich heute noch in jener Entwicklungsphase der alten Germanen, von der das Kommerslied singt: Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch eins. So bereitete man systematisch das sonst unfaßbare Wagnis vor, die deutsche Kulturnation in fremden und fernen Gebieten als Hunnen und Barbaren in Verruf zu bringen. In Deutschland und bei uns kannte man die Gefahr nicht oder verkannte sie; man ließ sie jedenfalls gewähren, ohne Abwehr.

Oesterreich und das Oesterreichertum allerdings glaubt man nicht so scharf anfassen zu müssen. Während man bei uns bestrebt ist, das Französische und Englische echt und unverfälscht zu übernehmen, erwiesen uns Engländer und Franzosen nicht einmal die Ehre, ihr bißchen geographisches Wissen auch auf unsre Existenz und unsre Grenzen zu erstrecken. Bald zählt man uns zu Deutschland, ein andermal wieder zum Orient, und protzt förmlich mit der Unbildung, welche man damit in primitiven geographischen Kenntnissen offenbart. Die gleich gründliche Unkenntnis äußert sich nicht minder in der Auffassung des Ausländers über das österreichische Volkstum. Indem man munter Schiller zitiert: „Immer ist es Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß", glaubt man Wien und Oesterreich komplett charakterisiert zu haben, ein unerschöpflicher Born ewiger Gemütlichkeit, und als selbstverständliche Folge eine degenerierende Verweichlichung, die jede Tatkraft lähmt. Das ist ungefähr das Bild, das man sich in weiten Gebieten des Auslandes über den Oesterreicher hergerichtet; es auf die Porträtähnlichkeit zu überprüfen, nimmt man sich nicht erst die Mühe. Der Krieg wird diese für uns drückend beschämende Meinung hoffentlich korrigieren. Niemand Geringerer als Hindenburg sah sich veranlaßt, einem amerikanischen Interviewer zu erklären: „Die Welt weiß im allgemeinen verhältnismäßig wenig davon, wie Ungeheures die Oesterreicher und Ungarn geleistet haben!" Dieses autoritative Attest muß die Unbill, welche uns in der Welt widerfährt, beseitigen: Ein Ziel, das wir mit unbeugsamem Willen fürder verfolgen müssen, und das durch die Organisierung eines österreichischen Auslands-Aufklärungs- und -Propagandadienstes erreicht werden sollte.

Denn es ist festzuhalten, daß in unserm Falle in der Regel nicht Uebelwollen und Voreingenommenheit die Ursachen sind, wenn uns das Ausland unrecht tut. Vielmehr ist unserseits wenig oder gar nichts geschehen, um der Wahrheit den Weg zu bahnen. Die absolute Passivität, mit welcher wir geruhsam die uns abträgliche Verkennung im Ausland walten ließen, wurde uns zum Fluche. Es ist sogar zu behaupten, daß man sich vielleicht an manch entscheidender Stelle überlegt hätte, den Krieg gegen uns zu inszenieren, wenn man uns richtiger bewertet und nicht dermaßen unterschätzt und bagatellisiert hätte. Wir haben uns aber nicht bloß des gleichgiltigen Zuschauens und Gewährenlassens schuldig gemacht; wir tragen überdies selbst mit Eifer dazu bei, unsre Minderbewertung zu stützen. Ganz im Gegensatz zum Engländer und Franzosen ist nämlich der Oesterreicher in der Regel von einer unbändigen Verkleinerungssucht erfüllt. Und doch legitimiert uns unsre Haltung im Kriege, an der Front sowohl wie im Hinterland, sicherlich, dem Ausland gegenüber mehr Selbstvertrauen, erhöhte Zuversicht in die eigene Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen.

Welcher Mittel bedienen sich Engländer und Franzosen bei ihrer Propagandatätigkeit? Jene, die ihnen vermöge ihrer Weltstellung zustatten kommen, sind nicht ohne weiteres zu erreichen. Aber andre, mit denen sie gar erfolgreich zu operieren verstehen, stünden uns auch zu Gebote. Die weltumspannende Macht des Reuterbureaus, Ursprung, Entstehung und Entwicklung dieses Machtfaktors, dessen Terrorismus ganz besonders während des Krieges die Zentralmächte zu fühlen bekamen, sind aus den wiederholten Schilderungen in den letzten Jahren hinlänglich bekannt. Das gleiche ist bezüglich der Agence Havas zu sagen, deren Machtbereich und Autorität allerdings nicht an die Höhe Reuters langen. Was aber oft übersehen wird, ist, daß heute ebensowenig ein privater Unternehmer namens Reuter, wie ein solcher des Namens Havas existiert. Vielmehr ist da wie dort längst schon die amtliche Order aus London, beziehungsweise Paris die alleinige Richtschnur für „Reuter" und „Havas". Es läßt sich aber leichter lügen und gehässig unbedenklich fälschen, wenn man unter scheinbar inoffizieller Flagge segelt. In Wahrheit handelt es sich bei Reuter um eine sorgsam genial konstruierte Maschinerie, die in dem Augenblick, da im Londoner Foreign Office auf einen Taster gedrückt wird, ihre ganze Kraft, mit der sie das publizistische Urteil der Welt beherrscht und fälscht, überall hin äußert.

Man bemüht sich angesichts dieser Gefährlichkeit in Berlin und nicht minder bei uns, seitdem man erkannt, daß manches Versäumnis der Friedenszeit gutzumachen ist, das Tätigkeitsgebiet der telegraphischen Agentur in Deutschland, des Wolffschen Bureaus, auszugestalten und zu kräftigen, erfreulicherweise nicht ohne anerkennenswerten Erfolg. In Oesterreich versieht den telegraphischen Nachrichtendienst, der uns mit der Publizistik der Welt verbindet, ein staatliches Bureau. Indem die Meldungen dieses Bureaus die Signatur „kais. königl." tragen, bieten sie die Gewähr absoluter Verläßlichkeit und Genauigkeit wie kein andrer ähnlicher Dienst. Die staatliche Einrichtung bringt es aber zugleich mit sich, daß weitestgehende Erwägung und Ueberlegung geübt werden muß, ehe ein Ereignis in österreichischer Darstellung zur Verbreitung gelangt. Neben absoluter Verläßlichkeit haftet einem Bureau unter staatlicher Firmierung unvermeidlich eine gewisse Beengung an, die mitunter eine Einschränkung in der Verwendung des Nachrichtenapparats mit sich bringen muß. Im staatlichen Charakter des Telegraphenbureaus mag es ferner gelegen sein, daß sein Wirkungskreis sich hauptsächlich auf die Politik beschränkt, wogegen für eine angemessene Propagierung wirtschaftlicher, sozialpolitischer und kultureller Vorgänge unter österreichischem Gesichtspunkt, zur Förderung österreichischer Interessen, eine autoritative, systematisch funktionierende Organisation bei uns fehlt. Hier müßte der Aufklärungsdienst in erster Linie einsetzen, und in diesen Belangen hätte er auch ein umfassendes, bedeutsames Programm zu erfüllen, um Oesterreich im Ausland in Ansehen zu bringen. Zur staatlichen Institution müßte demnach, mit derselben kooperierend, eine private Einrichtung treten, aber direkt von den Interessenten aktiviert und von ihnen ausschließlich geleitet, keineswegs aber Erwerbsunternehmen eines einzelnen, den naturgemäß Profittendenzen bestimmen würden. Hierin läge eine Gefahr, die vermieden werden müßte. Der publizistische Aufbau hätte den Dienst hinsichtlich des einlangenden wie des ausgehenden Materials zu organisieren und namentlich die Verbreitung des letzteren vorzukehren. Die Propagandaaktion hätte sich ferner das gesprochene Wort wie die Illustration und den Film dienstbar zu machen; immer in möglichster Anpassung an Land und Leute und unter Vermeidung des Schablonisierens. Einvernehmen mit der diplomatischen und konsularischen Vertretung im Ausland ist selbstverständliches Erfordernis; im übrigen aber sollte man es vermeiden, immer nur auf die Regierung und die Behörde sich zu stützen.

In andern Staaten, den feindlichen sowohl, mit denen wir im Kriege stehen, als bei unserm machtvollsten Bundesgenossen Deutschland, sind mannigfache Bestrebungen am Werke, die Auslandspropaganda zu entwickeln und zu vervollkommnen. Wir in Oesterreich dürfen am allerwenigsten zurückbleiben, und es wäre, was ich wiederholt betonen möchte, genau so, wie es in Deutschland und den feindlichen Staaten geschieht, ausschließlich Sache der privaten Initiative, namentlich der Industrie- und der Finanzwelt, die Lücken und Mängel in der Auslandspropaganda, worunter wir so viel gelitten, zu beheben. Denn der Erfolg müßte sich in der Folge in Kronen und Heller für die heimische Volkswirtschaft ausdrücken.

Die Zeit, da der Abbau des Hasses, wovon ich als selbstverständliches Zukunftsprogramm, nachdem wir den Sieg errungen, bei früherer Gelegenheit gesprochen, zur Wahrheit werden wird, nähert sich unverkennbar. Gerade weil man uns seit jeher so viel Gemütlichkeit nachsagt, könnte uns eine wichtige Mission beim Abbau des Hasses erstehen. Für diese müssen wir uns vorbereitet halten, das ist ein Gebot des im Kriege erstarkten Staatsgefühles, aber auch eine Verpflichtung gegenüber den Helden an der Front, die sich für die Wahrung der Grenzen Oesterreichs geopfert. Vielleicht nie mehr wird die sich jetzt darbietende Gelegenheit wiederkehren, da wir in die Lage kommen, für Oesterreich und das Oesterreichertum die verdiente Bewertung im Urteil der Welt zu erlangen. Wir würden uns eines schweren Versäumnisses schuldig machen, wenn wir den Augenblick ungenützt vorübergehen ließen.

*) Nach einem Vortrag, gehalten im Niederösterreichischen Gewerbeverein am 30. März.

Der Beginn des Romans „Außenseiter“ von A. Roël befindet sich auf Seite 21 vom 1. April.

Feuilleton.

Patriotische Werke.

Zugunsten der Kriegsfürsorgezwecke ist seinerzeit der in rotes Leder gebundene Prachtband erschienen, der in goldenen Lettern den stolzen Titel „Heldenwerk“ trägt. In der ungeheuren Fülle aller Erscheinungen, die der Wunsch, zur Wohltätigkeit im Kriege beizusteuern, hervorgebracht hat, ist dieses in numerierten Exemplaren erschienene literarische Monumentalwerk zum Andenken der österreichisch-ungarischen Armee und ihrer Helden wohl eines der prächtigsten und wertvollsten Stücke, dessen Vertrieb zugunsten des edlen Zweckes unter der Aegide des Prinzen Eduard Liechtenstein sicherlich von großem Erfolg begleitet sein wird.

Die farbigen Vollbilder dieses in schwerem Goldschnitt gehaltenen, mit gewässerter Scharlachseide ausgeschlagenen Bandes stammen von der Hand R. A. Högers und bringen mit ihrer Farbenfreudigkeit buntes Leben in den Text. Nebst den wohlgetroffenen Porträts höchster und hoher Soldaten Oesterreichs finden wir lustige, temperamentvolle Bildchen von der ungarischen Mobilisierung, ernste Schlachtgemälde und Soldatentypen. Sehr reich ist die Autogrammbeigabe des Werkes, die mit einer Widmung Kaiser Franz Josefs eingeleitet wird. Wir finden die Reproduktion des Kriegsmanifestes und lesen mit Ergriffenheit die Worte des alten Kaisers, mit denen es beginnt und die in unser aller Erinnerung sind.

Ueber „Die Ursachen des Weltkrieges“ hat Adolf Gelber in seiner lebendigen, gedankenreichen Art in 22 Kapiteln einen erschöpfenden Ueberblick über den Rattenkönig von Ursachen und Wirkungen gegeben; über den plötzlich zur Ausführung gelangten, langgehegten Plan unsrer Feinde sagt er viel Neues und Interessantes indem er — ein scharfer politischer Beobachter — durch allerlei kleine Schlaglichter die dunklen Ereignisse hinter den Kulissen hell beleuchtet und namentlich Persönlichkeiten ins rechte Licht setzt, von denen wir bisher nur Ungenaues wußten. Als Geschichtsphilosoph betrachtet Gelber die Ereignisse von hoher Warte und weiß doch immer wieder als Mensch mitten im Wirbel der Ereignisse zu stehen und zu Mitmenschen zu sprechen. Diesem großangelegten Essay folgen eine Menge von ausgezeichneten Artikeln aller Art, für deren Qualität die Namen Seeliger, Irma v. Höfer, Roda Roda, Kappus, Holzer, Greinz, Huna, Salten, Soyka, Aage Madelung, Moraht und Biro Gewähr bieten. Neben feinsinnigen literarischen Kunstwerken und Dichtungen finden wir ernste, wuchtige Aufsätze und wissenschaftliche Artikel. Ein großer Reichtum von Textillustrationen ist über das ganze Werk ausgestreut, vorzügliche Aufnahmen, von denen besonders ein entzückendes Bild bemerkt werden wird: Unser Kaiser, damals Erzherzog-Thronfolger, überbringt den Offizieren eines an die Front abgehenden Regiments den kaiserlichen Geleitgruß, der mit hoch emporgestreckten, funkelnden Klingen entgegengenommen wird, indes auf allen Gesichtern ernste Begeisterung leuchtet.

Wir finden ferner eine Abbildung und Beschreibung der österreichischen Orden und Ehrenzeichen sowie die langen Listen der Besitzer der goldenen Tapferkeitsmedaille und des Militärverdienstkreuzes mit der Kriegsdekoration. Und immer aufs neue begegnen wir literarischen Schätzen, die für dieses wunderschöne Buch geschrieben wurden, das wirklich in seinem kostbaren Einband, mit seiner überaus reichen künstlerischen Ausstattung als ein Schmuck jeder Familienbücherei zu bezeichnen ist. Viel Arbeit, viel Mühe ist auf dieses Werk, das ein Zeichen des Dankes an die Armee und ihre Tapferen sein soll, verwendet worden. Man darf wohl annehmen, daß der Erfolg ein entsprechender sein wird und diesen Dank klingend zum Ausdruck bringt, zum Wohl unsrer Kriegsfürsorge!

Noch ein patriotisches Werk mag an dieser Stelle rühmend erwähnt werden. Für den k. k. Oesterreichischen Militär-Witwen- und -Waisenfonds, also für die Hinterbliebenen aller derjenigen, die im Kampfe für unser Vaterland gefallen sind, ist nunmehr das Jahrbuch 1917 erschienen. Die Herausgabe dieses außerordentlich hübsch und reichhaltig ausgestatteten Kalenders ist in seiner Hauptsache das Werk Paul Sieberts, der damit ein neues Produkt seiner unermüdlichen patriotischen Tätigkeit der Oeffentlichkeit, und zwar, wie diesmal schon der Name Jahrbuch oder Kalender besagt, der breitesten Oeffentlichkeit, übergibt.

Ein Bild weiland Kaiser Franz Josefs mit den bekannten Zügen seiner Handschrift

Zur Geschichte der deutschen Zeitschriftenliteratur in Ungarn.

Von Dr. Josef Turóczi-Trostler (Temesvár).

Unermüdlich und zielbewußt arbeitet die ungarische Germanistik an der Verwirklichung ihres Programmes, das aus den ersten, meist isolierten Anfängen der frühen Anreger heraustretend, auf breiter kulturgeschichtlicher Grundlage sich allmählich in schärferen, bestimmter gezogenen Umrissen zu zeigen beginnt. Unsicheres Tasten und Vermuten ist einer methodischen, geschulten Forschung gewichen. Früh erkannte Zusammenhänge treten nun klarer hervor und werden enger geknüpft, scheinbar isolierte Erscheinungen ungarischen Geisteslebens auf ihre zeitweise verdunkelten Quellen zurückgeführt und zu verwandten Strömungen in Deutschland oder Oesterreich in nahe Beziehungen gebracht. Die sachlich sorgfältige Absonderung des Angeeigneten vom Ererbten, des Entlehnten vom Bodenständigen gewährt zuweilen ungeahnte Einblicke in den Prozeß künstlerischer Schöpfung und Gestaltung, in das Innerste der rezeptiven ungarischen Seele, die nur das ihrer Wesenheit Gemäße in sich aufzunehmen vermag, und alles, was ihr widerspricht, das Unorganische, rein Dekorative, Inadäquate trotz zeitweiliger Mode durch langsames Abbröckeln oder jähes Abstoßen verliert. Heldensage und Märchenforschung, Lyrik und Epik, Anfänge und verspätete Blüte des Dramas werden auf ihre ursprünglichen Werte hin einer umsichtigen Prüfung unterzogen, der Sprache, den kulturellen und literarischen Bestrebungen des Deutschtums in Ungarn nach allen Seiten hin politisch unbefangene, wissenschaftliche Betrachtungen gewidmet. Aber auch den verschütteten Spuren ungarischen Einflusses wird erfolgreich nachgegangen, die seltsamen Wanderungen ungarischer Wörter bis zu ihrer Aufnahme in den deutschen Sprachschatz verfolgt und die Beeinflussung der schöpferischen, deutschen Phantasie durch bedeutsame Ereignisse und Gestalten der ungarischen Geschichte in den Bereich der Wechselbeziehungen mit hineinbezogen. Noch harren zahlreiche Probleme der endgültigen Lösung, noch ist der historische und kulturhistorische Unterbau der Beziehungen nicht für jede Epoche mit der gleichen, exakten Sicherheit ausgeführt, noch sind manche Lücken auszufüllen, Widersprüche zu überbrücken, noch fehlen wesentliche Züge zur Vollständigkeit des allgemeinen Bildes, noch haftet der Blick der Forscher zu sehr an der leichter faßbaren Einzelerscheinung, aber schon zeigen sich auch Ansätze zu einer größer angelegten Synthese, und wir haben gewiß jeden Grund, mit den bisherigen Ergebnissen zufrieden zu sein.

Die Ziele und Wege der von Gustav Heinrich begründeten und auf seinen Spuren weiterentwickelten ungarischen Germanistik treten vielleicht nirgend so klar zutage, wie in dem „Arbeiten zur deutschen Philologie" (Német philologiai dolgozatok), dieser von G. Petz, F. Bleyer und H. Schmidt in zwangloser Folge veröffentlichten, im Wesen organisch zusammenhängenden Reihe von Einzelstudien, die, vor allem der Erforschung der deutsch-ungarischen literarischen und sprachlichen Beziehungen gewidmet, in das Nachbargebiet der eigentlichen deutschen Literaturgeschichte nur zuweilen hinübergreifen. Den einzelnen Heften sind Auszüge in deutscher Sprache beigegeben, welche ihre Ergebnisse auch der weiteren deutschen Forschung zugänglich machen. (Einige von ihnen wurden in der Bücherschau des Pester Lloyd besprochen.) Auf die wissenschaftliche und kulturelle Bedeutung der bisher vorliegenden Nummern hat der Philosoph R. Eucken unlängst mit besonderem Nachdruck verwiesen.

Literaturgeschichte und kulturgeschichtliche Probleme fügen sich zu einem interessanten und lehrreichen Gewebe in einem der neuesten Hefte: es bringt die Geschichte der deutschen Zeitschriften in Ungarn bis zum Jahre 1810 aus der gewandten Feder Marianne Zubers.*) Die Verfasserin tritt durch diese Arbeit in eine jahrzehntelang offengelassene Lücke der heimischen Forschung, da die bisherigen historischen Darsteller der ungarischen Journalistik die deutschen Zeitschriften völlig ausschalten, wie etwa A. Szalády, ihnen bloß flüchtige Hinweise und Bemerkungen widmen, wie Josef Ferenczy, oder sich auf gelegentliche Fingerzeige und Auszüge beschränken, wie der unermüdliche Josef Szinnyey. Die reichste Ausbeute bietet noch R. Graggers gedrungene Skizze im neuesten Band von Nagl-Zeidlers „Deutsch-österreichischer Literaturgeschichte". Zu einer organischen Darstellung der inneren Entwicklungsgeschichte vertieft sich Zuber zwar auch nur gelegentlich, sie läßt es vielmehr im allgemeinen bei einer Materialsammlung und einigen Ansätzen zur historischen Vertiefung bewenden, andererseits aber ist eine fast völlig geschlossene, Zeiten und Menschen belebende Rekonstruktion dieser Entwicklung überhaupt erst dadurch ermöglicht, daß das gesamte einschlägige Material — mit Ausschluß Siebenbürgens und Südungarns — gesichtet, chronologisch verarbeitet und eingeordnet uns hier zur Verfügung gestellt wird.

Die ersten Anregungen kommen auch diesmal aus Deutschland und werden durch österreichische Vermittlung nach Ungarn verpflanzt. Wir haben es hier mit den späten Ausläufern einer weitverzweigten und beharrlichen literarischen Mode zu tun, die durch die moralischen Wochenschriften der Engländer Steele und Addison angeregt, dank ihrer zwiefachen Tendenz einer moralisierend belehrenden Unterhaltung der gebildeten Mittelklasse sich in breiten Wellen über Holland, Frankreich und Italien ergießt. Am höchsten schlägt ihre Flut in Deutschland, wo sie, von dem Hamburger Brockes, dem Zürcher Bodmer und dem Leipziger Gottsched eingebürgert und nachgeahmt, sich allmählich zu einer Macht von moralischer und kulturhistorischer Bedeutung emporschwingt. (Bis zum Jahre 1800 werden über fünfhundert deutsche Zeitschriften gezählt.) Auf Gottscheds Spuren hält sie auch in Wien ihren siegreichen Einzug und findet in den Wochenschriften der Aufklärer G. Chr. Klemm und Josef Sonnenfels selbst nach dem Sturze des Leipziger Diktators wirkungsvolle Vertreter. Dem österreichischen Geschmack angepaßt und zurechtgeschnitten, steht ihr nun der Weg nach Ungarn frei und offen. Es ist die Epoche des tiefsten geistigen Niederganges der ungarischen Literatur, wie sie auf den Frieden von Szatmár (1711) gefolgt war. Die Briefe des Klemens Mikes harren noch unentdeckt und unbekannt der Veröffentlichung, die Lyrik Faludis und Amadés bleibt auf einen kleinen Kreis beschränkt, das Volkslied fristet ein kümmerliches Dasein, die Wissenschaft bedient sich der lateinischen Sprache. Noch ist der kühne Traum der königlichen Gardisten in Wien von einer Neubelebung der ungarischen Literatur zu keiner greifbaren Wirklichkeit geworden. Nun tritt die deutsche Zeitschriftenliteratur auf den Plan und geht an die Vorbereitungen zu einer Auffrischung des brachliegenden Bodens. In bunter Reihe ziehen sie an uns vorüber, die Beiträge, Nachrichten, Wochenschriften, Früchte, Magazine, Bögen, Gespräche, Anzeiger, Miszellen, diese ungelenken und zierlichen Bibliotheken der Unterhaltung und des Wissens, mit ihrem erdrückenden Gemisch von angelesener, weltfremder Stubenweisheit und lebensfroher Anschaulichkeit, mit ihrem endlosen Ballast von Aufsätzen über National- und Universalgeschichte, Münzen- und Namenkunde, Geographie, Mathematik, Sprachwissenschaft, Philosophie, Politik, Aesthetik, Theater und Schauspielkunst, Buchdruckerei und Bibelkritik, mit ihrer nahezu unerschöpflichen Fülle von galanten Einfällen, Anekdoten, krausen Gedichten, moralischen Erzählungen, deren Quellen und Vorbilder sich unschwer nachweisen ließen. Galante Tändelei und nüchtern schwerfällige Aufklärung, Rousseausche Weltflucht und Leibnizens Traum von der besten Welt gehen unbehindert ineinander über. Die meisten von ihnen unterliegen im Kampfe mit pekuniären Schwierigkeiten und dem Mangel an Interesse und stellen gewöhnlich schon nach dem ersten Band ihr Erscheinen ein. Die wenigsten vermögen sich in einen zweiten oder dritten Jahrgang hinüberzuretten, und doch staunt man über die Beharrlichkeit, mit welcher die unermüdlichen Herausgeber sich immer wieder an neue Unternehmungen heranwagen. Und all diese merkwürdigen Quellen aufklärenden Wissens, dieser oft unproduktive Aufwand von Geist und Gelehrtenkram werden von einer starken Liebe und dem aktiven Willen zu einer neuen Kultur getragen, und nach unzähligem Scheitern findet man doch fast nirgend den völligen Verzicht auf den Kampf um diese Kultur. Sie legen alle mit Feuer an den Scheiterhaufen, aus dessen Asche der verjüngte Phönix des ungarischen Geisteslebens sich unbehindert und siegreich in die Lüfte schwingt.

Pozsony eröffnet den Reigen. Die Nähe Wiens hat hier unmittelbar anregend gewirkt. Der spätere Bürgermeister der Stadt, K. Windisch, ein belesener und auch im Reich nicht unbekannter Literat, der mit zu den Begründern der noch heute bestehenden „Preßburger Zeitung" gehört, gibt nach dem Vorbild eines ähnlichen Unternehmens in Wien seit 1767 als Beilage der Zeitung unter dem Titel „Der Freund der Tugend" eine Wochenschrift in Oktav heraus. Form und Inhalt sind denen der moralischen Wochenschriften nachgebildet. Die einzelnen „Stücke" — wie die Hefte genannt werden — stehen im Zeichen moralisierender Belehrung. Auf den Geschmack und die Bildung des schönen Geschlechts soll in erster Reihe Rücksicht genommen werden. Vers und Prosa sind unerschöpflich in der Erläuterung der These: „daß die Beständigkeit in tugendhaften und edlen Handlungen der sicherste Weg zur Erlangung der Glückseligkeit sey". Galante Lyrik und Idyllendichtung, Fabeln und Schwanksammlungen werden skrupellos geplündert. Auszüge wechseln mit wörtlichen Entlehnungen. Wir begegnen einem „Roman nach der heutigen Mode in gangbarer Münze des Königreichs Ungarn", Erörterungen über den „ehrlichen Mann", den Eigennutz, das „Mitleiden", die Zeit, den Winter, über Dichtkunst und Musik, Bilder aus der Vergangenheit der „Stadt und des Schlosses Preßburg", eine Verteidigung der bösen Weiber werden zum besten gegeben, wir lesen uns an öden Gelegenheitsgedichten müde und lassen uns in Sinngedichte und Sprüchen in Prosa über die Vorzüge der Tugend belehren.

Im Jahre 1770 wird der Freund der Tugend vom „Vernünftigen Zeitvertreiber", dieser vom „Preßburgischen Wochenblatt" abgelöst. Form und Inhalt, Quellen und Tendenzen bleiben unverändert, nur ein lebhafteres Interesse für Geschichte, Naturwissenschaften und philosophische Exkurse — was wohl auf den Einfluß der Wiener „Realzeitung der Wissenschaften, Künste und Kommerzien" zurückzuführen ist — sticht von den affektierten schönwissenschaftlichen Füllseln des „Tugendfreundes" in wohltuender Weise ab. 1783 gibt sich eine neue Beilage als „Historisch-kritisch-moralisch-politische Beyträge zur Beförderung der deutschen Literatur usw." Es folgen 1780 als Nachdruck der von Tonder begründeten „Neuwieder Zeitung" die unpolitischen „Politischen Gespräche mit den Todten", 1791 das „Lesekabinet", 1798 die „Allgemeine deutsche Theater-Zeitung", eine Reihe von trockenen Theaterberichten aus Ungarn, Oesterreich und Deutschland.

Fanden die moralischen Wochenschriften in Pozsony frühe Beachtung und reiche Nachahmung, so führen die ersten Anfänge einer deutsch-ungarischen Zeitschriftenliteratur wissenschaftlicher Richtung in das nahe Wien. 1770 war der Ungar Daniel Terstyánszky mit einem „Allerunterthänigsten, unvorgreiflichen Vortrag zur Errichtung einer Academie oder Gelehrten-Gesellschaft in Preßburg in Hungaren" hervorgetreten und gab schon im nächsten Jahre, da er den Plan seiner „Academia Augusta" fallen lassen mußte, mit bewußter und unmittelbarer Anlehnung an die österreichischen Nachfahren der Leipziger „Acta Eruditorum" als Organ einer kleineren Gesellschaft von gelehrten Landsleuten den „Allergnädigst privilegierten Anzeiger aus den sämtlichen kaiserlich-königlichen Erblanden" heraus. Die schöne Literatur ist hier, abgesehen von kleineren Erzählungen, fast völlig ausgeschaltet, doch sollen Uebersichten und kritische Bemerkungen den Geschmack des Lesers auf keine Irrwege geraten lassen, ihn vielmehr für den Genuß echter, in dem Sinne Gellerts und seiner Schule mit moralischen Grundsätzen gepflasterten Dichtung bilden helfen. Der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften, der Geographie und Sprache (Deutsche Dialekte Ungarns, ungarische Sprache), naturwissenschaftlichen und populärphilosophischen Exkursen wird hier ein breiter Raum gewährt, den Bestrebungen der erwachenden ungarischen Literatur liebevolle Betrachtung gewidmet. Gelegentlich helfen eingestreute Miszellen historischen Inhalts über tote Stellen hinweg.

Mit der Versetzung Terstyánszkys nach Buda bricht 1778 das Unternehmen jäh ab. Doch bleibt sein Erbe nicht lange verwaist. Der unermüdliche Windisch nimmt 1781 den Faden wieder auf und sucht zunächst im „Ungarischen Magazin" (1781—87), dann in dessen Fortsetzung, dem „Neuen Ung. Magazin" die Ideen und Anregungen des Anzeigers erfolgreich weiter auszubauen, wobei das Stoffgebiet weit über den bescheiden und eng gezogenen Rahmen des ursprünglichen Programms hinaus wächst. Die historischen Studien des Herausgebers, dem gelehrte Mitarbeiter aus allen Landesteilen zur Seite stehen, drücken den beiden Zeitschriften unverkennbar ihren Stempel auf. Vaterländische Geschichte und in ihrem Gefolge Geographie, Naturwissenschaft, Sprachforschung rücken nun völlig in den Vordergrund und nehmen jedes Interesse für sich in Anspruch. Neben dem eigentlichen Ungarn ist besonders Siebenbürgen reichlich vertreten, und wir bekommen gelegentlich aus der Feder Seiverts sogar „Das hohe Lied Salomos in siebenbürgisch-sächsischer Sprache" zu hören. Nur Rezensionen und statistische Aufgaben wahren den gelockerten Zusammenhang mit der zeitgenössischen Dichtung und dem Theater.

Nicht nur in Pozsony, sondern auch in Buda und Pest war die deutsche Zeitschriftenliteratur — zunächst freilich mit geringerem Erfolg — der ungarischen vorausgegangen. Der erste Versuch, die „Monatlichen Früchte" (1784) des Steiermärkers Josef Jakob Winterl scheitern schon an den Schwierigkeiten des Anfangs. Größere Erwartungen weckt der „Merkur von Ungarn", eine Zeitschrift des Historikers Georg Martin Kovachich. Das von den Literaten freudig begrüßte Unternehmen muß aber bald enttäuschen, da es sich in der Folge fast ausschließlich auf eine systematische Zusammenstellung von politischen Verordnungen, Erlässen, Verboten und Büchertiteln, statistischen Tabellen und Berichtigungen beschränkt. Rezensionen und Reflexionen über Geschmack und Moral verschwinden vollends unter diesem Wust. Mit dem zweiten Jahrgang stellt der „Merkur von Ungarn" 1787 sein Erscheinen ein. Erfreulicher wirkt Ludwig Schedius, der vielseitige Professor der Pester Universität, mit seiner „Zeitschrift von und für Ungarn, zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur" (1802—1804), die, auf dem

*) A hazai németnyelvü folyóiratok története 1810-ig. Irodalomtörténeti tanulmány. Irta Zuber Marianne. Német Philologiai Dolgozatok. XVII. Budapest.

Neues Wiener Journal

Das christlich-germanische Schönheitsideal.

Von Dr. Richard v. Kralik.

Mit der ästhetischen Kultur der Menschheit verhält es sich nämlich also: sie ist auf dieser Erde nur ein einzigesmal und an einem einzigen Ort erwachsen, nämlich bei den alten Griechen, von Homer an bis dahin, wo sie vom Weltreich der Römer aufgenommen wurde und mit dem römischen Reich in das Christentum überging. Das Christentum ist die legitime Fortsetzung der klassischen antiken Kultur, ebenso wie das Neue Testament die Fortsetzung des Alten ist. Während aber vom Alten Testament bekanntlich noch ein nicht in das Christentum übergegangener Rest übrig geblieben ist, hat sich die antike Kultur ohne den geringsten Rest in das Christentum hinein aufgelöst. Es gibt heute noch Anhänger des Moses, die nicht Christen sind; aber es gibt heute keine Anhänger des Zeus und aller übrigen Götter als im christlichen Humanismus, wie ihn symbolisch und ästhetisch Dante, Calderon, Goethe gepflegt haben. In diesen Sätzen ist der Kern der ganzen Kulturgeschichte enthalten.

Und dazu kommt noch ein anderes: nach dem politischen Niedergang der antiken Welt wurde der Träger der griechisch-römischen Kultur, die nunmehr ganz und gar ohne Bodensatz sich in das Christentum aufgelöst hatte, das Germanentum. An die Stelle des römischen Weltreichs traten die germanischen Reiche der Deutschen, der Angelsachsen, der Franken, der Westgoten und Ostgoten, der Langobarden usw. Und diese germanischen Reiche setzten die Tradition der klassischen Kultur getreulich fort. Dieser christlich-antike Humanismus blühte an den Höfen der germanischen Könige in Italien, England, Frankreich. Die ganze Kulturgeschichte des Mittelalters ist eine fortgesetzte Renaissance der Antike im christlichen Geiste. Das ist der Geist der karolingischen Renaissance am Hofe Karls des Großen, der ottonischen Renaissance im 10. Jahrhundert, der Renaissance der Minnesinger, als Frau Venus mit Ulrich von Liechtenstein wieder dem Meer entstieg, nicht als Teufelin und Dirne, sondern als Kulturträgerin verfeinerter Lebensanschauung. In diesem gleichen christlichen Sinn hat der von christlich-germanischem Geist erfüllte Dante, indem er in seiner göttlichen Komödie den deutschen König als Retter nach Italien rief, auch die ganze antike Mythologie, Poesie und Philosophie dazu aufgeboten. Diesem Geiste folgt ebenso die italienische wie die deutsche Renaissance, die in der Gestalt, in den Bestrebungen, den Zielen und Werken des Kaisers Maximilian I. gipfelt, des deutschen Alexanders des Großen. Dieser Geist hat am nachhaltigsten die ganze Wiener Barocke beherrscht, das Theater Kaiser Leopolds I., das in seiner politischen und gesellschaftlichen Bedeutung in unvergleichlicher Weise dem Hof- und Nationaltheater Kaiser Josefs II., unserm Burgtheater voranging als ein Gipfel theatralischer Kultur, wie es zwischen Sophokles und Richard Wagner einzig dasteht und gewiß auch das von Lessing hingerichtete französische Salontheater weit überbietet. Dieser christlich-germanische Geist gipfelt in unsern deutschen Klassikern von Klopstock, Lessing und Herder bis Grillparzer und Raimund.

Von Klopstock brauch' ich es nicht zu beweisen, dessen dem Kaiser Josef für sein Theater gewidmete „Hermannsschlacht" leider der Gluckschen Musik entbehrt, aber noch auf die Vertonung aller Chöre durch Richard Strauß wartet — einen hat er schon vertont. Von den andern Klassikern hab' ich schon wiederholt in anderen Schriften bewiesen, daß sie überall da, wo sie sich zur höchsten Inspiration, zur höchsten Genialität erheben, das vollste, das katholischeste Christentum als Gipfel alles klassischen Humanismus ergreifen. Ich habe ausführlich dargelegt und an Lessings theologischen Schriften gezeigt, wie auch der umstrittene Nathan ein Wunderwerk romantischer, christlich-germanischer Poesie ist und wie sich aus der Natur der Sache ergibt, daß von den drei Ringen tatsächlich einer der echte ist, nämlich der christliche; denn er allein zeigt alle vorausgesetzten und ihm zugesprochenen Eigenschaften an dem heldenmütigen, tatkräftig aufopfernden, von allen unbedingt geliebten Tempelherrn und an seinem ebenso charakterisierten Vater, der als christgewordener Ritter in Kampf gegen die Heere seines mohammedanischen Bruders, des Sultans, das Leben hingibt. Nicht tendenziös, im Gegenteil unbewußt, ganz von selbst aus der Natur der Sache und daher um so mehr beweisend, ergibt sich das aus dem von höchster Genialität inspirierten Drama; nicht der Dichter sagt es, sondern sein Gedicht, das in der Tat verdient, überall als christlich-germanisches Weihefestspiel aufgeführt zu werden.

Ebenso verhält es sich mit Goethes Meisterwerk, dem Faust, dem ganzen Faust. Christlich beginnend, kommt der Stoff aus sich selbst heraus immer entschiedener zu der Weisheit letztem Schluß, dem unbedingt katholischen Bekenntnis des Doktor Marianus, kraft innerer ästhetischer Logik. Das büßende katholische Gretchen führt mit religiöser Kraft den Faust durch den zu überwindenden Standpunkt eines nur formalen Schönheitsideals — Helena, die sich in Wolkendunst auflöst — zum wahrhaften christlich-germanischen Ideal, zur Mater gloriosa. Nicht das Sinnlich-Weibliche, nicht das bloß „Aesthetisch-Weibliche", sondern das „Ewig-Weibliche" der tiefsinnigen Marienverehrung zieht ihn hinan und läßt ihn siegen, trotz allen dicken und dürren Teufeln, trotz allen Verneinern. Es mag Leute geben, die sich über diesen dem ganzen Wunderwerke tief eingeprägten Gedankengang ärgern; aber er läßt sich nicht hinwegleugnen, er steht da als endgültiges Bekenntnis des Dichters. Und diesem christlich-germanischen Bekenntnis steht weder bei Goethe noch bei einem andern unserer Klassiker ein entgegengesetztes zur Seite. Alles andere fügt sich diesem Bekenntnis ebenso harmonisch ein wie bei Dante die ganze heidnische Mythologie sich dem katholischen Bekenntnis unterordnet.

Bei Schiller geht die Betonung des Spezifisch-Katholischen fast bis zur Unbedingtheit fort. Den Gestalten der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans steht kaum ein ästhetisch gefordertes Gegenspiel gegenüber; so sehr war Schiller vom religiösen Zauber dieser katholischen Gestalten eingenommen. Die katholische Literatur aller christlichen Zeiten kennt nichts Katholischeres auf ästhetischem Gebiet als den Grafen von Habsburg, den Kampf mit dem Drachen, den Gang zum Eisenhammer. Nirgends hat Schiller im Ernst versucht, die „Götter Griechenlands" in ihre alte Herrschaft einzuführen. Auch dieses Jugendgedicht ist zumeist gegen die Aufklärung und den Materialismus der Zeit gerichtet.

Und dem ästhetischen Bekenntnis unserer Klassiker zum christlichen Katholizismus steht kein anderes gegenüber in allen ihren Kunstschöpfungen. Dort wo sie von der dichterischen Inspiration getragen, hingerissen werden, dort haben sie katholisch gedichtet, obwohl sie Protestanten aufgeklärtester Richtung in ihrem bürgerlichen Leben waren. Aber der Standpunkt des Katholizismus ist nun einmal der ästhetisch fruchtbarste, der genialste, der höchste und weiteste. Das hat auch der Katholik Shakespeare bewiesen, der Gegner des Puritanismus, der Verherrlicher der von Heinrich VIII. verstoßenen katholischen Königin, er, der, wie eine der ältesten und authentischesten, von Sidney Lee gebilligten Notizen sagt, als Papist starb.

Allerdings haben freimaurerische Tendenzen die Stücke der Klassiker in einer gefälschten Tendenz auf die Bühne gebracht, und diesem, der Wahrheit ins Gesicht schlagenden Unwesen muß einmal ein Ende gemacht werden. Schillers ästhetische Absicht wird geradezu vernichtet, wenn z. B. im fünften Akt des Don Carlos der Großinquisitor-Kardinal als Kaulbachscher, ebenfalls gefälschter Arbuez auftritt, da doch Schiller offenbar die bis ans Mystische und Uebermenschliche gehende, alles umfassende, alles wissende, alles vorherschende geistige Weltmacht der katholischen Kirche schildern und bildhaft darstellen will, als Gipfel seines viel verschlungenen herrlichen Werkes. Ebenso, aber nach anderer Seite wird die Gestalt des Kapuziners in Wallensteins Lager gefälscht, indem unsere Regisseure aus ihm eine Grützner'sche Karikatur machen, da wir doch genau wissen, daß Schiller an diesem Prediger sich durch Abraham a Sancta Clara inspirieren ließ. Abraham und der Schillersche Kapuziner sind keine Possenreißer, sondern die erhabensten Moralisten im zeitgemäßen rhetorischen Stil der katholischen Barocke, deren tiefste Erfassung wir Hermann Bahr verdanken. In diesem Sinn spricht der Kapuziner das Urteil über Wallenstein und stellt dessen Charakter fest. Seine Worte müssen dem Hörer der Tragödie durchaus gegenwärtig bleiben. Ganz falsch und tendenziös wird auch im Nathan sowohl der Patriarch wie der Klosterbruder dargestellt. Der Klosterbruder ist kein Trottel, sondern die erhabenste christliche Demut, und der Patriarch tut nur seine christliche Pflicht, wenn er den nach allen Strafgesetzen strafbaren Betrug Nathans an der christlichen Recha zu ahnden sucht und sich auch für die Sache der Kreuzfahrer mit Eifer einsetzt. Es ist eine Geschmacklosigkeit und Stillosigkeit, wenn der Darsteller des Mephistopheles die Stelle von dem guten Magen der Kirche benützt, um den Jubel des antichristlichen Teiles der Galerie herauszufordern, während der Professor Dr. Faust sich heute nicht mehr getraut, den Goetheschen Nachsatz dazu vom Brauch des Juden über seine Lippen zu bringen. Entweder beides oder keines! Jedenfalls spricht aus Faust's Worten Goethes besserer und überlegener Teil. Es ist ferner sehr unösterreichisch, in Schillers Tell den ästhetisch und moralisch sehr notwendigen fünften Akt auszulassen. Und so weiter.

Das christlich-germanische Schönheitsideal besagt im Gegensatz zu einer bloß formalen Aesthetik, daß die Kunst unmöglich vom Leben isoliert werden kann. Die Kunst ist nicht für die Kunst da, sondern für den Menschen. Das Schöne ist nicht hohle Form, sondern Ausdruck des Wahren und Guten. Es ist das Wahre und Gute in sinnlicher, sinnbildlicher, anschaulicher Darstellung. Dies Prinzip hat die christlich-germanische Aesthetik von der antik-klassischen übernommen. Die griechische Kunst des Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes wollte und sollte dem Staate, der Nation, der Religion, der Gesellschaft, den Sitten nützen. Sie war eine Staatssache, die sich der Staat viel kosten ließ. Nur um den augustinischen Staat zu stützen, eine Restauration der Religion, der Sitten, der Ideale zu erzielen, zog Mäcenas die besten Dichter seiner Zeit an sich heran und verlangte von ihnen Höheres als katullische Liebeleien, Höheres als ovidischen Dirnengeist.

Das christlich-germanische Schönheitsideal ist ganz einfach die Lehre der klassischen Aesthetik, angewandt auf unsere christliche Zeit, auf unser germanisches Volkstum. An diesem Kulturideal muß jeder moderne Mensch von bewußtem Kulturgefühl teilnehmen. Auch unsere nichtchristlichen Zeitungen nehmen daran teil, ja sie verteidigen es mit höchstem Eifer, indem sie den Zionismus bekämpfen, indem sie erklären, an der deutschen, an der österreichischen, an der christlichen Kulturgemeinschaft und Staatsgemeinschaft festhalten zu wollen. Und das meinen sie gewiß sehr aufrichtig.

Es ist also auch die Aufgabe der öffentlichen Kunstpflege, wenn sie über das Dilettantische hinausgehen will, die Kunst nicht nur als Unterhaltung, nicht nur als Sinnenkitzel zu pflegen, sondern als ästhetische Darstellung objektiver Werte. Julius Fröbel, der Mann von 1848, nicht des Klerikalismus verdächtig, betont in seinem Lebenswerk „Die Gesichtspunkte und Aufgaben der Politik" (1878) das Interesse des Staates an der Kunst und die Notwendigkeit ihres religiösen Charakters. „Alle Kunst ist ihrer Natur nach religiös, sie mag wollen oder nicht." „Dem Staate kann es wahrhaftig nicht gleichgültig sein, welche Ideale die Gemüter der kommenden Generation beherrschen. Dies tritt am meisten beim Verhältnis des Staates zum Theater hervor." „Die Wirkung dramatischer Darstellungen auf den öffentlichen Geist ist eine viel zu mächtige, als daß sie ein im Interesse des Erwerbs betriebenes Geschäft sein dürften."

Das christlich-germanische Kulturideal ist vor allem die Seele von Mitteleuropa, die Seele der beiden in Treue verbündeten Bruderreiche, die aus dem „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation" hervorgegangen sind. Der größte deutsche Historiker, Karl Lamprecht, hat kurz vor seinem Tode in den von der österreichischen Rundschau 1915 herausgegebenen „Liebesgaben aus dem Deutschen Reiche" das Heilige Römische Reich Deutscher Nation „eine der genialsten Bauten" genannt, „die die Geschichte Europas überhaupt gesehen hat." Und er erwartet da von der nächsten Zukunft „ein neues Heiliges Römisches Reich deutscher Nation", oder wie man nun immer die große zentraleuropäische Konföderation nennen will. Das ist es, was auch wir vom christlich-germanischen Geist erwarten.

Frankfurter Zeitung

24/IV. 1917

V1

174

fluten möchte, muß er es zu einer Einheit zusammenballen, zu einem einzigen Klang sich gatten lassen. Zu einem Klang, in dem der ganze „schöne Lärm des Lebens" mittönt. Denn ihn lockt es nicht, sich in einer grenzenlosen, aber leeren Unendlichkeit aufgehen zu sehen. Das All, das er in sich schlingen will, ist der ganze Reichtum des Daseins, der ihn umgibt, die große Melodie unserer Tage, in der Ton und Ton zusammenklingt und ineinanderrauscht.

De entscheidenden Züge des Dichters Sternberg, die ich zu fassen suchte, drücken sich auch schon aus in der sehr glücklichen Auswahl, die sich nach der Ueberschrift seines vielleicht bezeichnendsten Gedichts nennt „Du schöner Lärm des Lebens"²). Wer sie an dieser Auswahl schätzen gelernt hat, wird gern in den vier Bänden, die seine Erzählungen, seine bekennende und betrachtende Lyrik seine Balladen und seine Kriegsdichtungen enthalten, die Vielgestaltigkeit dieser starkbetonten Dichternatur auszukosten suchen.

Die deutsche Etappenpresse.

Von **Josef Kliche.**

Neben den für die Soldaten bestimmten Feldzeitungen*) hat die deutsche Verwaltung noch eine besondere Presse für die Bewohner der von uns besetzten Gebiete geschaffen. Das Bedürfnis hierfür war ein doppeltes: einmal ist im Kriege der Nachrichtenhunger noch stärker als sonst, und zum andern wünscht unsere Heeresleitung, den Angehörigen des feindlichen Staates, soweit sie ihr erreichbar sind, ihre Ansicht über Entstehung und Ziel des Krieges mitzuteilen. Der natürliche Wunsch der Bevölkerung in den okkupierten Gebieten Frankreichs, Belgiens, Rußlands nach einer regelmäßigen Zeitung fand bald nach Kriegsausbruch keine Befriedigung mehr; denn mit einem Teil der Bevölkerung waren auch die Inhaber der Zeitungsgeschäfte geflohen; oder sie mußten, soweit sie im Lande blieben, vom Weitererscheinen ihrer Blätter absehen, schon allein deswegen, weil ihr ständiger Abonnentenkreis arg ins Wanken geraten war. Der Krieg ging auch über Zeitungsleichen. Als weiteres Moment kam die Haltung einiger Blätter dazu, die je nachdem als Charakterfestigkeit oder Halsstarrigkeit angesehen werden konnte und die jedenfalls ein vorübergehendes Verbot dieser Zeitungen zur Folge hatte: eine Maßregel der Notwehr, der sich die deutsche Heeres[illegible] aus Gründen der Selbsterhaltung nicht entziehen konnte.

Die Folge der ungenügenden oder vermeintlich beeinträchtigten Berichterstattung war ein Mißtrauen der einheimischen Bevölkerung. Und obwohl die deutsche Militärbehörden [illegible]

---

²) „Eine Auswahl aus den Werken". Eben[illegible]

*) Vergl. Erstes Morgenblatt vom 7. Oktob[illegible]

e vierte, mit hebräischen Lettern gedruckte, jiddisch gehalten. iese Regelung entspricht der Zusammensetzung der dortigen evölkerung. Die Blätter selbst aber gewinnen das Interesse n Kuriositäten.

Noch eine besondere Stelle im Blätterbezirk des Oberbeshlshabers Ost nimmt das Blatt „Dabatis" („Gegenwart") n. Hier haben wir es mit einer zweimal wöchentlich in ner Auflage von 18 000 Exemplaren erscheinenden Zeitung t tun, bestimmt, den lettisch sprechenden Bewohnern itauens ihre Zeitung zu geben. Die deutsche Verwaltung hat so hier ein Seitenstück zur „Gazette des Ardennes" geschafn. Da die Behörden im russischen Okkupationsgebiet es nicht ie im besetzten Westen mit einer einheitlichen Sprachgemeinhaft zu tun hatten, die selbst noch im Flämischen Sympathien nd, sondern wohl ein halbes Dutzend Spracheinheiten vor ch sehen, so erforderte dieser Umstand für die Organe der resseabteilung viel Energie und Organisationstalent.

Außer den genannten politischen Zeitungen möchte ich och den von der Presseabteilung des belgischen Generalgouernements in Brüssel herausgegebenen „Landmann" rwähnen; eine in deutscher, flämischer und französischer prache erscheinende landwirtschaftliche Wochenschrift, die für re Leser informierende landwirtschaftliche Fachartikel und inschlägige Notizen bringt.

Aus diesen Darlegungen ist zu entnehmen, daß das hier ekennzeichnete Etappenpressewesen eine entschieden größere edeutung beansprucht als die Soldatenblätter. Haben wir s dort lediglich mit Unterhaltungsorganen für müßige Stunen zu tun, so hier mit Blättern, die aus politischer Absicht ntstanden sind und politische Zwecke erfüllen sollen.

Daß in den von unseren Truppen besetzten Gebieten auch ine Anzahl der früheren Blätter den bisherigen Stürmen u trotzen vermochten, ist bekannt. Das Durchhalten und Hinberretten in bessere Zeiten ist auch bei ihnen Richtschnur georden. Schon vor zwei Jahren erklärte mir Herr Anseele, er Genter Vizebürgermeister und bekannte Sozialistenführer, n einem Gespräch, daß er alles daran setzen wolle, um den amals von einem Verbot ereilten „Vooruit" sofort wieder uf die Beine zu bringen. Bald darauf erschien das Blatt wieder, und heute hat es seinen Vertrieb bis in Dörfer organisiert, die nur wenige Kilometer hinter der belgischen Front iegen. Die Antwerpener Sozialistenzeitung dagegen hat auf in Weitererscheinen verzichtet, ebenso der Brüsseler „Peuple". Erstere, ein noch junges Unternehmen, konnte sich finanziell richt halten; letzterer resignierte, aus allgemeinen politischen Gründen. Die jungflämische Bewegung in Flandern hatte ich im ersten Kriegsjahr ein Organ, die „Vlaamsche Post" geschaffen, doch ist dieses nach einjährigem Bestehen wieder eingegangen. Die letzte belgische Zeitungsgründung ist die Herausgabe der „Nieuwe Gazet van Gent", die seit dem 1. Oktober 1916 erscheint. Alle diese Blätter unterstehen natürlich der deutschen Zensur, wie ja auch die Militärbehörde die Möglichkeit hat, ihr gutdünkende Publikationen in ihnen zu veröffentlichen.

Hermann Bahr.

Zu seinen Vorträgen in Wien.

Hermann Bahr hielt heute, Donnerstag abend, im großen Saal der Wiener Urania einen Vortrag über „Die Ideen von 1914". Es sind Jahre, daß Bahr nicht in Wien auftrat, während er mehrere Vortragsrundreisen durch Deutschland machte. Um so größer war das Interesse, mit dem ein zahlreiches und vornehmes Publikum den hiesigen Ausführungen Bahrs folgte, der nicht nur ein Meister der Ideen, sondern auch des Wortes ist.

Bahr, heute einer der bedeutendsten Vertreter des österreichischen Geisteslebens, einer der ersten „Exponenten österreichischer Kultur", hat einen merkwürdigen Entwicklungsgang. Er wächst auf in liberaler moderner Luft und sucht seine Befriedigung im Modernen. Aber er ist zu viel Denker, um von der Wissenschaft des Relativen satt zu werden; er hat ein zu starkes soziales Gefühl, um bei den Individualismen und Egoismen der Neueren sich wohl zu fühlen. Er hat zu viel Verständnis für alte und mittelalterliche Kunst, für die Kunst des 16. und 18. Jahrhunderts, um nicht die Kleinheit der neueren, nur das Natürliche und Menschliche suchenden Kunst gegenüber der dem Göttlichen dienenden und vom Göttlichen inspirierten früheren Kunst zu empfinden. Er hat zu viel Heimatliebe und Heimatstolz in der Brust, um auf die Dauer den liberalen Anklägern Oesterreichs nachzubeten. So entsteht denn ein unruhiges Suchen und Probieren, ein Einschlagen wechselnder Richtungen und ein Selbstschaffen wechselnder Richtungen und Moden. So wie der Student und junge Literat Bahr jetzt in Wien ist, dann in Graz und Czernowitz, dann in Berlin und Paris, so ist auch der Geist Bahrs immer in verschiedenen Geistesländern, immer suchend, nie vom Entdeckten restlos befriedigt. Von Berlin aus schaut Bahr verächtlich auf Wien und Oesterreich; kaum ist er in Paris, da ist er hingerissen vom Pariser Geist und bald ist ihm Berlin nur mehr die Stätte tiefster Barbarei. „Paris, Paris," so jubelt er jetzt, „milliardenmal müßte ich es schreiben, um mein Gefühl auszudrücken. Da bin ich zum Menschen erwacht. Da ist der Künstler in mir erstanden. Wenn ich vielleicht was kann und was ich noch jemals werde, das alles verdanke ich Paris." Aber auch Paris versinkt wieder dem, der Oesterreich neu entdeckt. Bahr schlägt wechselnde Richtungen ein und ist selbst Schöpfer wechselnder Moden. Die Aenderung wird schließlich zum Wesen. „Das einzige Gebot lautet: modern zu sein; immer modern zu bleiben, empfänglich für die immer neuen Eindrücke, nervös bis in die Fingerspitzen." Aber der ewige Wechsel ist doch nicht das Wesen des Künstlers; er ist nur Zeichen für den ewigen Hunger des Künstlers nach dem Wahren und Schönen, das noch nicht entdeckt. Er ist Zeichen der Seelengröße, der Halbheiten nicht genügen können. Er ist Zeichen der Ehrlichkeit und Echtheit, die nicht im Schein stecken bleiben will. Hinter den „revolutionären" Novellen, Kritiken, Dramen des Künstlers, die durch die halbe Welt gehen, immer die ganze Welt herausfordernd mit ihren Kühnheiten, Neuheiten, Paradoxen, steckt doch nur die Unzufriedenheit und der Aerger dessen, der das Absolute und Vollkommene, das unser Denken und Wollen sucht, noch nicht gefunden. Bahr hat es schließlich gefunden. Hat es — wie die Tiefsten und Ehrlichsten seit 1900 Jahren — gefunden im alten Christentum.

*

Bahr sprach in der Urania über „Die Ideen von 1914". Der Kern seiner Ausführungen läßt sich etwa so wiedergeben: Das Neue von 1914 gegenüber 1789 ist nicht, daß der Mensch aus dem Individuum, aus der selbstherrlichen Persönlichkeit wieder Gesellschaftswesen, dienendes Glied eines großen Ganzen wird. Diese Selbstherrlichkeit des Einzelnen war längst dahin, die Persönlichkeit war längst zum Typus verblaßt, der Einzelne war längst verkauft an den Betrieb, an die große wirtschaftliche, berufliche Organisation, an stärkste internationale Verbände. Neu und erhebend ist das Aufflammen eines Staatsgefühles, so stark, daß es alle, auch die internationalen Verbände, bezwingt; neu ist das Aufleben des Staates als einer Potenz, die für Ideen, für Recht gegen Unrecht kämpft, die, dem Geistigen dienend, auch befreiend wirkt für das Individuum, das, im Tiefsten das Geistige suchend, doch dem materiellen Betrieb verkannt war. Neu und erhebend ist das Hinausstreben der Staaten über sich selber, ist das In-Reih-und-Glied-Treten einzelner Staaten mit andern, ist die Schaffung von Staatenbündnissen derart, daß diese nicht nur als Resultate gegenwärtiger Not, sondern auch als Zukunftsideale gelten. Als Zukunftsideale auf Grund der Erwägung, daß, sowie die Persönlichkeit des Einzelmenschen sich niemals aus eigener Kraft allein, sondern immer am gemeinsamen Werke mit andern erst ganz erfüllt; daß, so wie die beste Kraft im einzelnen stecken bleibt, wenn ihm nicht von außen geholfen wird — nach Goethes Geständnis: „Was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend" — daß so auch Staaten und Völker, um ihr Eigenstes, Bestes zu entdecken und auszuwirken, sich zu gemeinsamer Tat mit andern Völkern zusammenschließen müssen. Wobei ihnen wieder als höchstes Ideal und letztes Ziel der „Universalstaat", der Weltfriedensbund vorschweben muß. Dieser allgemeinen Völkerverbrüderung, dieser Sinfonie der Nationen, stehen einstweilen freilich noch stärkste Hindernisse im Wege. Jedes Volk Europas glaubt wohl an ein Reich der freien Eintracht aller, aber erst, wenn es die andern mit Gewalt überwunden und sie zur allgemeinen Freiheit gezwungen haben werde. Aus solchen Schwierigkeiten kann eines Erlösung bringen: Die gemeinsame Anerkennung eines ewigen Gesetzes, das die Völker sich nicht selbst geben; vor dem sie sich vielmehr nur verpflichtet fühlen, als dessen bloße Werkzeuge sie sich betrachten. Dieses ewige Gesetz wird umschlossen von der Religion. In der Religion, in der alten Kirche, liegt Grund und Stütze des Völkerfriedens, des Weltenbundes. „In diesem Dome bedingt sich alles, alles ist Zweck und Mittel zugleich; alles, indem es sich auslebt, sich seiner Kraft freut, sich tätig erfüllt, wirkt eben dadurch fürs Ganze, dient dem Ganzen, gibt ebenso selber dem Ganzen seinen Sinn und empfängt ihn auch wieder vom Ganzen, da doch dieser ungeheure Dom der Menschheit, dem alle Völker und in ihren Völkern wieder alle Individuen dienen, zuletzt bloß dazu dient, den einzelnen Menschen mit Gott zu verbinden."

*

Kommenden Samstag wird Hermann Bahr im Palais Harrach über das Thema „Oesterreich über alles" sprechen. Der Vortrag wird vermutlich die Hauptideen des soeben im Verlag Fischer in Berlin erschienenen Buches „Schwarzgelb" (216 Seiten, Preis 2 Mark) ins Licht heben. Es soll hier im besonderen auf diese Neuerscheinung Bahrs hingewiesen werden. Bahrs letzte vielbesprochene und vielgelesene Bücher „Himmelfahrt" und „Die Stimme" enthalten sein Bekenntnis zum Christentum. „Schwarz-gelb" verkündet in herrlicher Weise, gedanklich tief und formschön, seinen Glauben an Oesterreich und Oesterreichs Mission. Das Buch enthält die Kapitel „Deutschland und Oesterreich", „Das österreichische Wunder", „Oesterreich", „Die Länder", „Der Oesterreicher", „Wien und Berlin", „Die Ideen von 1914", „Kaiser Karl", „Landgespräch". Das Buch ist gewidmet „dem großen Oesterreicher Richard von Kralik". Die Widmung soll wohl Dankbarkeit und Uebereinstimmung bedeuten. Einsam und oft verlästert von kurzsichtigen Politikern und kleingeistiger liberaler Journalistik, predigte Kralik seit Jahren in Novellen, Dramen und Geschichtswerken den Glauben an Oesterreich, an die Größe der österreichischen Idee. Predigte er diese Größe gegenüber Schriftstellern wie Springer u. a., deren Werke die Meinung propagieren, der Nationalitätenstaat und der katholische Staat Oesterreich sei eigentlich ein Anachronismus, ein Unglück; sei ein Ding, das dem Fortschritt der Zeit wohl kaum werde standhalten. Die Zeit hat nicht den Kritikern, sondern Kralik Recht gegeben; und wie heute Beste wie Förster und Scheler Kralik zustimmen, wie das alte Christentum als die Grundkraft der Völker betont und der in der nationalen Vielgestaltigkeit Oesterreichs kein Unglück erblickt, sondern eine Auszeichnung, nämlich die Erwählung zu dem hohen Berufe, in Oesterreich vorbildliche Arbeit für die ganze Welt zu leisten, von Oesterreich aus der Welt zu zeigen, wie durch Blut und Rasse, Sprache und Zivilisationsstufe getrennte Nationen sich im Zeichen gemeinsamer hoher Kulturideale zu gemeinsamer hoher Friedensarbeit zusammenfinden, zu Leistungen, welche die Nationen vereinzelt nie erreichen würden — wie Persönlichkeiten wie Scheler, Fr. W. Förster, Hellpach u. a. Kralik zustimmen, so auch Hermann Bahr. Nicht minder aus geschichtlichen und philosophischen Erwägungen wie aus Empfindungen des ästhetischen Gefühls. Enthusiastisch, in hinreißenden Sätzen, spricht Bahr vom Eigenwert Oesterreichs, vom Charakter, vom seelischen Reichtum seiner Menschen, von der Fülle seiner Kultur, von der großen Bedeutung seiner staatlichen Sendung. Der Oesterreicher ist mehr Oesterreicher, ist stolzer, heimatliebender, wenn er dies Buch gelesen. Dem Nichtösterreicher wächst über der Lektüre Verständnis und Sympathie für die Donaumonarchie. Das Buch muß unter den Soldaten in der Heimat und an der Front wirken, wie wenn es die ins Literarische übersetzte Volkshymne wäre. Es muß im Hinterland unter den Zivilisten wirken wie eine Kraftquelle zum Durchhalten; es wird in der Fremde wirken wie ein Missionär für Oesterreich. Bahr hat sein Buch „Schwarz-gelb" dem großen Oesterreicher Richard v. Kralik gewidmet. Er selber gehört zu den ragenden Gestalten des Reiches. Seine literarische Arbeit und Vorträge sind von höchstem Nutzen für das werdende Neuösterreich. Ideen sind die großen Gestalten der Wirklichkeit. In Bahr ist ein Meister von Ideen am Werk, entscheidend mitzuhelfen am Bau einer neuen schöneren Zukunft Oesterreichs und Europas.

Dr. J. Eberle.

Frankfurter Zeitung

187

5/IV. 1917

Volksbildungsfragen.

Von Hermann Herrigel.

I

Die Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig.

Die verschiedenen Richtungen im deutschen Volksbüchereiwesen haben sich in den letzten Jahren zu Zentralstellen kristallisiert. Streng genommen gehört es zwar zum Wesen einer Zentralstelle, daß sie auf ihrem Gebiet eine andere ausschließt. Denn eine Zentralstelle, die neben anderen nur relative Geltung hat, ist in Wahrheit nur eine Partei. Daß dies bei den Zentralstellen des Büchereiwesens der Fall ist, zeigt die Leipziger „Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen", die kürzlich eine Werbeschrift verschickte, um über „Aufgabe, Organe, Ausbreitung und Würdigung der neueren Bestrebungen im deutschen volkstümlichen Büchereiwesen" zu orientieren. Es handelt sich dabei um die persönlichen Bestrebungen des Gründers und Geschäftsführers der Zentralstelle, Walter Hofmanns, „die vor etwa zehn Jahren von der Freien öffentlichen Bibliothek in Dresden-Plauen ausgegangen sind und seit einigen Jahren in der „Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig" ihren Mittelpunkt gefunden haben. Das Ziel dieser Bewegung ist, die moderne Bücherhalle in ihrem Außenbetrieb, bei der Ausleihe der Bücher von der massenhaften mechanischen Abfertigung des Publikums zu befreien, die Bücherei vielmehr für die großen Kreise der Bevölkerung zu der allgemein zugänglichen Stelle der Förderung, Beratung und Aufklärung auf dem schwierigen Gebiete des Selbststudiums und der Bücherbenutzung zu machen."

Mit diesen Worten ist die Auffassung der bibliothekarischen Aufgabe und das Arbeitsprogramm der Zentralstelle gegeben. Die Aufgabe der Bibliothek besteht darnach nicht darin, durch unbeschränktes und rein mechanisches Ausgeben der Bücher die sinnlose Vielleserei zu fördern und damit eine möglichst hohe Ausleihziffer zu erzielen, sondern in der Ausleihe soll, wie es an anderer Stelle der Schrift heißt, „eine persönliche, individualisierende, vermittelnde und fördernde Arbeit zwischen Bücherschatz und Leserschaft" stattfinden. Um dies bei dem übermäßigen Andrang, unter dem alle Bibliotheken zu leiden haben, zu ermöglichen, empfiehlt Hofmann eine bewußte Auswahlpolitik in der Bücheranschaffung, und damit auch den Lesern gegenüber, um dadurch die bloßen Vielleser auszuschalten und sich desto mehr den „Qualitäts-Lesern" widmen zu können.

Wenn auch eine Auswahlpolitik von manchen Bibliothekaren aus extrem liberalen Gesichtspunkten grundsätzlich abgelehnt wird, so ist dieses Arbeitsprogramm seinem allgemeinen Inhalt nach, Qualitäts-, nicht Massenarbeit zu leisten, doch weder so neu noch so angefochten, um die stark agitatorische und polemische Haltung der Leipziger Zentralstelle zu rechtfertigen. Dasselbe Programm wird von vielen Bibliothekaren anerkannt, die mit der Zentralstelle nichts zu tun haben und trotzdem im engen Bezirke ihrer Bibliothek gute und wertvolle Arbeit leisten. Es ist ja auch für jeden, der die bibliothekarische Arbeit nicht als Selbstzweck, sondern als Teil der größeren Volksbildungsaufgabe ansieht, so einleuchtend und selbstverständlich, daß man sich wundern müßte, wenn es alleiniges Eigentum einer Zentralstelle wäre.

Wie die Werbeschrift uns belehrt, ist auch der eigentliche Inhalt der neueren Bestrebungen der Zentralstelle, der Kern, um den sie sich gebildet hat, ein anderer: „Die allgemeinste Aufgabe der Zentralstelle ist die Entwicklung der bibliothekarischen Arbeitsformen." Denn das angeführte Ziel „kann nur durch eine ganz planmäßige, bis ins einzelne durchgebildete, auf ökonomischen und pädagogischen Erwägungen aufgebaute Organisation des Ausleihdienstes erreicht werden. Die Ausarbeitung und Verbreitung einer solchen Organisationsform ist bisher die wichtigste Aufgabe der Zentralstelle in allen ihren einzelnen Abteilungen gewesen."

Das gibt alle wünschenswerte Klarheit darüber, daß der Schwerpunkt der neueren Bestrebungen im Grunde nicht in einer neuen Bestrebung, d. h. in einer Vertiefung der Zielsetzung liegt, sondern nur in einem neuen Verfahren, um die alten Ziele zu erreichen. Auf dieses Verfahren braucht hier nicht des näheren eingegangen zu werden. Es ist das in Fachkreisen wohlbekannte „Buchkarten-Leseheft-Verfahren", dessen Ausbreitung zwei Seiten, und dessen Würdigung sechs Seiten der Werbeschrift ausfüllt. Es soll gar nicht bestritten werden, daß dieses Verfahren außerordentlich zweckmäßig und rationell ist, und daß es dauernd mit aller Sorgfalt verfeinert und vervollkommnet wird. Es ist ein System von Hilfsmitteln, die alle den Zweck haben, den Bibliothekar in der Ausleihe von den mechanischen Leistungen zu befreien und ihm das unmittelbar an die Hand zu geben, was er für eine individuelle Beratung der Leser braucht. Die Bibliothek ist ganz auf den Punkt hin organisiert, an dem sie mit der Leserschaft in Berührung tritt. Von der Zweckmäßigkeit dieser Organisation erwartet nun die Zentralstelle den sicheren positiven Erfolg ihrer Volksbildungsarbeit. Je zweckmäßiger die Ausleihe organisiert ist, ein desto vollkommeneres Volksbildungsorgan soll die Bibliothek sein. Es muß hervorgehoben werden, daß die Zentralstelle dabei nicht vergißt, daß das bibliothekarische Problem in erster Linie ein Menschenproblem ist. Aber sie denkt dabei bloß an den Bibliothekar, und die Anforderungen, die sie an ihn stellt, sind wiederum allein auf die Ausleihe bezogen. Es werden bei ihm die Anlagen vorausgesetzt, die ihn zur richtigen Anwendung des Ausleiheverfahrens befähigen.

Darum bleibt die Frage bestehen, ob auch die vollkommen organisierte Ausleihe ein genügendes Instrument der Volksbildung ist. Wäre wirklich etwas Wesentliches für die Sache der Volksbildung gewonnen, wenn alle deutschen Bibliotheken nach dem Leipziger Muster organisiert wären? Diese Frage muß aber verneint werden, da die Volksbildung nicht nur ein Problem der Organisation der Ausleihe ist. Auch die zweckmäßigste Organisation vermag im besten Fall nur zu erreichen, daß die Leser in allen Fällen das „rechte" Buch, d. h. dasjenige, das sie suchen oder brauchen, das ihnen subjektiv und objektiv angemessen ist, bekommen. Das Ergebnis ist also nur, daß die Bedürfnisse der Leser vollkommen befriedigt werden. Allein Volksbildung wird damit nur gefördert, wenn die Bedürfnisse Bildungsbedürfnisse sind. Es ist ein oberflächlicher Optimismus, zu erwarten, durch technische Hilfsmittel und rationelle Arbeitsformen könnte die Volksbildung gefördert werden. Dabei bleibt die erste und wichtigste Voraussetzung positiver Bildungsarbeit, nämlich ein aktives Bildungsinteresse auf Seiten des Lesers, außer Betracht. Die Volksbibliotheksprobleme werden, sobald sie zugleich Volksbildungsprobleme sind, notwendig doppelseitig. Es genügt nicht, vorauszusetzen, daß das Volk keine gleichförmige Masse bildet, sondern daß auch die Leser aus dem Volke ein gewisses Unterscheidungsvermögen besitzen und gewisse Interessenunterschiede aufweisen, wenn sich die Bibliothek nicht darauf beschränken will, dem Leser nur das „rechte" Buch zu geben.

Die wichtigste Aufgabe einer Zentralstelle wäre es, die bibliothekarischen Fragen nicht bloß als Probleme der Organisation aufzufassen, sondern vor allem über die mögliche Aufgabe der Bibliothek innerhalb der umfassenden Volksbildungsaufgabe Klarheit zu bringen. Das versäumt aber die Leipziger Zentralstelle vollkommen. Nur solche Fragen fallen über den Horizont der einzelnen Bibliothek hinaus und müssen von einer zentralen Stelle aus untersucht werden. Zum Wesen einer Zentralstelle gehört ja auch das, daß sie die Aufgabe, der sie sich widmet, so zentral als möglich auffaßt. Wo das nicht geschieht, gerät sie unfehlbar — wie auch die Leipziger Zentralstelle zeigt — in einen engen Dogmatismus und führt statt zu einer Vertiefung zu einer Verflachung der Arbeit. Da die Leipziger Zentralstelle eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses sieht, ist besonders ihre Beschränkung auf technische Fragen unverzeihlich und gefährlich. Wohin sollen uns vollends Zentralisierungsbestrebungen bringen, die „auch die Ausführung einzelner Arbeiten oder die Einrichtung, unter Umständen auch die Leitung ganzer Bibliotheken oder vorübergehender Veranstaltungen zur Versorgung der Bevölkerung mit Lesestoff" übernehmen wollen? Bibliothekarische Arbeiten, wie z. B. auch die Anlage von Katalogen, können und dürfen nicht von einer Zentralstelle aus, sondern müssen, ob gut oder schlecht, von jedem Bibliothekar für seine Bibliothek selber gemacht werden. Das gehört zur spezifischen Vermittlungsaufgabe des Bibliothekars, denn dabei kommt es viel mehr auf die Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse an als auf die Nachahmung eines bestimmten Musters. Und das gilt auch von anderen Arbeiten: von ihrem besonderen Zwecke müssen die Mittel abhängig sein, nicht von einer Zentralstelle und ihren geschützten Mustern. Solche Zentralisierungsbestrebungen bringen notwendig eine Verarmung mit sich und wenn tatsächlich eine lebendige Bewegung im deutschen Büchereiwesen vorhanden ist, so sind sie nur dazu angetan, sie zu ersticken und zum Stillstand zu bringen.

Nach Abschluß dieses Aufsatzes ist als Heft 4 der Schriften der Zentralstelle eine neue Schrift von Walter Hofmann erschienen mit dem Titel „Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei".*) Da diese Schrift nicht von der Organisation, sondern von der Aufgabe der „neuen Bücherei" handelt und somit scheinbar das gibt, was wir bei der Zentralstelle vermißten, nämlich eine Besinnung über Aufgabe und Möglichkeit der Bibliothek, müssen wir hier noch kurz darauf eingehen. Hofmann begründet die Notwendigkeit der neuen Bücherei (gegenüber der alten „idealistischen", die kritiklos eine „Veredelung des Volksgeschmacks" erstrebte) kulturhistorisch: „Die moderne Volksbildungsarbeit hängt mit der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen, technischen und industriellen Entwicklung auf das engste zusammen." Daraus erwächst ihr die doppelte Aufgabe: sie ist „ein wichtiges Werkzeug dieses Fortschritts", indem sie dem Menschen das Wissen und die Schulung für die Beherrschung des modernen Kulturapparates gibt, und sie soll andererseits die „innere Not des ganzen modernen Großstadt- und Arbeitsvolkes" stillen. sie soll dem modernen Menschen „auch innerlich einen neuen Daseinsboden durch eine neue Technik (!) des geistigen Lebens, der geistig seelischen Ernährung"

*) bei Theodor Thomas, Leipzig 1914

Reichspost
9/V. 1917

Wir und die Presse nach dem Kriege.

Die zehnte Jahresversammlung der Damenortsgruppe Innere Stadt des Piusvereines.

Montag, den 7. d., abends fand im Kaufmännischen Saale die überaus glänzende zehnte Jahresversammlung der Damenortsgruppe Innere Stadt des Piusvereines statt; man kann sie nach Besuch und Verlauf als gesellschaftliches Ereignis bezeichnen.

Die Versammlung wurde durch das Erscheinen der Frau Erzherzogin Isabella mit ihren Töchtern, den Frauen Erzherzoginnen Alice und Gabriele, sowie der Frau Erzherzogin Maria Annunciata ausgezeichnet.

Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Veranstaltung gab Zeugnis von der musterhaften, großzügigen Tätigkeit dieser Ortsgruppe, die es verstanden hat, das vornehmste Wien für das Werk der christlichen Presse zu organisieren und das Interesse daran immerfort rege zu erhalten. Zu der Veranstaltung, die vom Geheimen Rat Graf Jaroslav Thun präsidiert war, waren u. a. erschienen: Fürst und Fürstin Lobkowitz, Fürstin und Prinzessinnen Schwarzenberg, Prinzessin Conrad Hohenlohe und Tochter, Fürstin Dietrichstein, Prinzessin Sofie Löwenstein, die Hofdamen Gräfin Clary und Gräfin Agnes Schönborn, Landgräfin Fürstenberg, Exzellenz Gräfin Berchtold, Fürstin Schwarzenberg-Hoyos, Exzellenz Gräfin Salm mit Töchtern, Exzellenz Gräfin Buquoy-Cappy, Exzellenz Gräfin Dubsky, Exzellenz Gräfin Clam-Martinic, Exzellenz Gräfin Thun, Exzellenz Gräfin Podstatzky, Exzellenz Gräfin B. uoy-Czernin, Gräfin Thun-Chotitz und Tochter, Gräfin Althann, Gräfin Cappy, Gräfin Therese Palffy, Komtessen Zichy, Komtessen Seilern, Komtessen Bellegarde-Pejacsevich, Gräfin Eltz und Komtessen, Gräfin Stefanie Wenckheim, Graf und Gräfin Sternberg, Gräfin Czernin-Rosenberg, Komtesse Wimpffen, Gräfin Kageneck, Gräfin Zamoyska, Gräfin Hunyady, Gräfin Paar-Windischgrätz, Gräfin Elisabeth Schönborn, Graf und Gräfin Ledochowski, Baronin Vittinghoff-Schell, Baronin Pereira, Baroninnen Pirquet und Eiselsberg, Frau v. Urbas, Frl. v. Görres, Frau v. Baltazzi, die Domherren Graf Esterhazy und Dr. Krauß, P. Galen O. S. B., Graf Julius Seilern, Altgraf Leopold Salm, Graf Hartig, Graf Josef Hardegg, Exzellenz Abrahamowicz, Grafen Louis und Zsiga Berchtold, Baron Laudon, Landesausschuß Monsignore Dr. Lampe aus Laibach, RAbg. Dr. Freiherr v. Fuchs, vom Präsidium des Piusvereines Dr. Hagenauer und Hofrat Michl.

Ehrenpräsident Dr. Jaroslav Graf Thun-Hohenstein eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Ich begrüße Eure kaiserlichen Hoheiten auf das ehrfurchtsvollste und heiße alle Erschienenen aufs herzlichste willkommen. Es ist mir eine angenehme Pflicht, in der 10. Jahresversammlung der Frauengruppe Innere Stadt den Damen, deren Namen ich aus Bescheidenheit nicht nennen will, den herzlichsten und ergebensten Dank für die bisher geleisteten Arbeiten auszusprechen. Dem Piusverein sind 16 Diözesanbeiräte und 1000 Ortsgruppen angegliedert und wenn die Frauengruppe Innere Stadt ein Zwanzigstel der Gesamteinnahmen in 10 Jahren der Zentrale des Piusvereines abführen konnte (Beifall), so kann man sich vorstellen, welche Summe von Arbeit und Opferfreudigkeit die Vorstehung der Frauengruppe zu überwältigen hatte. Es ist die Meinung vertreten, im 1. Wiener Bezirke läßt es sich leicht arbeiten, weil hier die reichen Leute wohnen. Viele übersehen aber, daß gerade im 1. Bezirke zahlreiche Elemente sind, die die größten Hindernisse der Entwicklung des Piusvereines bereiten. Die Vorstehung der Frauengruppe Innere Stadt hat viel beigetragen, daß nach dem Aufgeben des „Vaterlandes" die Kräfte nicht zersplittert, sondern zum Ausbaue des einen katholischen Zentralblattes gesammelt wurden. In dem Bewußtsein, daß nach dem Kriege der katholischen Preise eine große Arbeit harrt, hat die Vorstehung der Frauengruppe Zirkulare an alle Personen gesandt, von denen angenommen werden konnte, daß sie für unsere Sache zu gewinnen wären, in welchem um Eintritt in den Piusverein und Mitarbeit an der katholischen Preßförderung gebeten wurde. Ich danke nochmals herzlichst der Vorstehung der Frauengruppe für die bisher geleistete Arbeit und hoffe Gelegenheit zu haben, in der nächsten Jahresversammlung wieder so zahlreich Erschienene begrüßen zu können. Ich mache aufmerksam, daß die Frauengruppe Innere Stadt am Sonntag, den 13. Mai, in der Karmeliterkirche Döbling eine Kriegsandacht abhalten wird, bei welcher um halb 5 Uhr nachmittags Pater Galen die Predigt halten wird, und ich lade dazu alle Erschienenen aufs herzlichste ein.

Die Vorsteherin der Frauengruppe Gräfin Seilern-Pejacsevich führte in ihrer folgenden Ansprache aus:

Unsere Gruppe hat mit diesem Jahre ihren zehnjährigen Bestand erreicht. Mit Genugtuung und Freude können wir zurückblicken auf den Erfolg, der im Verlaufe dieser Zeit errungen wurde, und vor allem sei mein wärmster Dank allen Damen unserer Frauengruppe ausgesprochen, die mit ihrem treuen Opfersinn alle damit verbundene mühsame Arbeit auf sich genommen und bestens erledigt haben. Nur mit Gottes gnädiger Hilfe und mit dieser verläßlichen, ausdauernden Arbeit konnte es gelingen, in unserer so überaus schweren Zeit dennoch günstige Resultate aufzuweisen. Die Wichtigkeit der katholischen Presse ist mit dieser Kriegszeit auf ihren Höhepunkt gestiegen und nach dem Friedensschluß wird eine Welt von Arbeit uns erwarten. Die Macht unserer Gegner ist bekanntlich groß und ihre Größe besteht vor allem in ihren unerschöpflichen Geldmitteln, aber hauptsächlich auch in unbedingtem Zusammenwirken aller Kräfte im gemeinsamen, einheitlichen Streben auf das gleiche Ziel, welches zu erreichen jedem einzelnen, wie der Gesamtheit tief eingeprägt ist.

Deshalb ergeht mit meinem Danke an alle Mitarbeiter der dringende, tiefernste Appel an alle Mitglieder und alle hier Versammelten sowie an alle Katholiken, die sich dieser Gefahr bewußt sind und bewußt sein sollen, zu ebensolchem allgemeinen Zusammenwirken, zu einheitlicher lebendiger Arbeit, aber auch zu den unvermeidlichen Geldopfern für die katholische Presse — für den Piusverein. (Großer Beifall.)

Hierauf erstattete Gräfin Elisabeth Kinsky-Wilczek den Kassenbericht: In den zehn Jahren des Bestandes konnte die Ortsgruppe einen Betrag von 64.000 Kr. an die Zentrale abliefern. Im verflossenen Vereinsjahr 1916 haben wir dank der Opferfreudigkeit der Mitglieder beinahe 5000 Kr. abliefern können. (Großer Beifall.)

Der Vorsitzende, Exzellenz Graf Jaroslav Thun, dankte der Vorsteherin und Kassierin für die Berichte und schritt zur Neuwahl der Vorstehung, die folgendes Ergebnis hatte:

Vorsteherin: Gräfin Therese Seilern-Pejacsevich, I. Stellvertreterin: Exzellenz Gräfin Harrach-Oettingen, II. Stellvertreterin: Frau Therese Heindl, Kassierin: Gräfin Elisabeth Kinsky-Wilczek, I. Stellvertreterin: Frl. Mathilde Hagenauer, II. Stellvertreterin: Frau Marie Jettel, Schriftführerin: Prinzessin Gabriele Radziwill, I. Stellvertreterin: Frau Sofie v. Urbas, II. Stellvertreterin: Baronin Ida Vittinghoff-Schell, Vorstandsmitglieder: Frl. Marie Jurmann, Gräfin Therese Palffy, Baronin Dora Pereira, Gräfin Marie Trauttmansdorff-Schwarzenberg und Exz. Gräfin Emma Wilczek. Als Delegierte zur Generalversammlung wurden gewählt: Exz. Gräfin Karoline Harrach-Oettingen, Gräfin Elisabeth Kinsky-Wilczek, Frl. Mathilde Hagenauer, Frau Sofie von Urbas, Baronin Ida Vittinghoff-Schell und Baronin Dora Pereira.

Nach Annahme dieses Vorschlages erteilte der Vorsitzende dem Chefredakteur Dr. Friedrich Funder das Wort zur Hauptrede. Dieser sprach über das Thema

„Auslandspolitik und Presse"

und führte u. a. aus, nachdem er die Grüße von Wiener Truppenkörpern von der russisch-rumänischen Front überbracht hatte:

Nach der Versammlung, die jüngst in Zürich katholische Politiker verschiedener Länder zur Besprechung der Friedensfragen zusammenführte, stellte an einen österreichischen katholischen Politiker, ein katholischer Schweizer in vertraulichem Gespräch die Frage: „Sagen Sie mir, warum in aller Welt hat denn Deutschland diesen Krieg heraufbeschworen! Es hatte es doch so gut!" ....

Die Fragestellung zeigt, daß selbst nach drei Weltkriegsjahren selbst bei wohlgesinnten Neutralen die Wahrheit über die Entstehung, die Ursachen des Weltkrieges noch nicht durchgedrungen ist.

Es muß, wo solche Irrtümer heute noch bestehen können, stark an der Aufklärung, an der Verbreitung der Wahrheit gefehlt haben und an dieser Tatsache ändert, wie der Sachverhalt beweist, auch nichts die Flut von Kriegsliteratur und zahllosen Büchern, die während des Krieges erschienen sind.

Die tatsächlichen Machtmittel des Gegners zur souveränen Beherrschung der öffentlichen Meinung waren in der Tat vor Beginn des Krieges schon groß. Von rund 40.000 Tageszeitungen der Welt erscheinen ungefähr 27.000 in englischer Sprache; von rund 375.000 Kilometer des Weltkabelnetzes, das die internationale Nachrichtenverbreitung vermittelt, waren nur 50.000 in deutschem Besitz und auch diese mußten mit Kriegsausbruch verloren gehen.

Von Anfang an mußte man also auf einen überlegenen Ansturm des Gegners auf die öffentliche Meinung der Welt gefaßt sein. Dieser Ansturm ist geschehen und er war so erfolgreich, daß sich trotz Gorlice-Tarnow Italien, trotz des lehrreichen Schicksals seines serbischen Nachbars Rumänien, trotz des Gegensatzes zu Japan China, trotz der wunderbaren Menschlichkeitsideale Wilsons und der großartigen, im Zeichen der Neutralität erzielten Geschäftskonjunktur die Union verleiten ließ, sich den bisher Unterlegenen anzuschließen.

Unsere Leistungen wurden eben verschwiegen, unsere Schwächen ungeheuerlich vergrößert, unsere guten Absichten entstellt, unsere Dementis unterschlagen, unsere Friedensangebote verdreht und vergällt. Es erfolgte auf die öffentliche Meinung ein allgemeiner, permanenter Gasangriff, der die Sehnerven der Neutralen beschädigte und die Geister betäubte.

Wie waren wir auf diesen Angriff gerüstet, auf den wir gefaßt sein mußten?

Wir haben doch genau die Artillerie unserer Gegner in Evidenz gehalten, die Zahl und Portée ihrer Geschütze, die Stärke ihrer Flotten, die Panzer und Schnelligkeit ihrer Schiffe, wir haben die Stärke ihrer Armeen in Kalendern regelmäßig verzeichnet, studiert und unsere Bereitschaft danach einzurichten gesucht. Leider haben wir nicht ähnlich für die papierene Kriegsrüstung, für diese dänischen Decken zum Schutze gegen die Lügen des Gegners vorgesorgt.

Gestehen wir es aufrichtig: Wir sind vollständig unvorbereitet in den Feldzug um die öffentliche Meinung der Welt eingetreten und wenn wir politisch soviel Niederlagen erlitten haben, während unsere Tapferen auf den Schlachtfeldern siegten, so ist daran nicht unsere Diplomatie schuld, die man viel schlechter macht, als sie ist; denn die Diplomatie sah sich mit dem Moment des Kriegsausbruches bei allen Neutralen in die Rolle des Verteidigers eines Schwerverbrechers gedrängt, von dem man annimmt, daß er es mit der Wahrheit nicht so genau halte. Unsere Diplomatie war von dem Augenblick des Kriegsausbruches an nicht mehr die geeignete Lenkerin der öffentlichen Meinung; wenn ihr sonst nichts zur Verfügung stand, als ihr Amt, mußte sie unterliegen. Der Zeitungsalarm im Falle Dumba und im Gegensatze dazu die nachsichtige Beurteilung des Skandals Findlay-Casement in der Weltpresse zeigten, wie wehrlos wir und wie stark die anderen waren. Aber wir hatten nichts zur Beherrschung der öffentlichen Meinung und improvisierten infolgedessen alles. Wir gründeten Zeitungen in Bukarest, Rom und anderwärts und sorgten plötzlich liebevoll für den Haushalt schon bestehender. Aber die neuen Zeitungen wurden nicht gelesen, denn sie waren schon stigmatisiert, die alten aber mußten eine so plötzliche Schwenkung infolge der Veränderungen in ihrer Kasse vornehmen, daß die Ursache des Manövers bald offenkundig war. Denn überall sind Improvisierungen im Kriege möglich: Man kann eine riesige Automobilindustrie aus dem Boden stampfen, die größte Gewehrfabrik der Welt in Steyr schaffen, die ganze Industrie für den Dienst des Krieges einstellen, sogar aus biederen Güterschlächtern und Winkeladvokaten hervorragende Heereslieferanten machen — alles kann man improvisieren, überall kann man neu einstellen, aber für die öffentliche Meinung kommen Kriegserfindungen und Improvisationen zu spät. (Zustimmung.)

Ohne Zweifel kann dies nach dem Kriege nicht so bleiben, wir wollen aus den Fehlern lernen, die Lektion kommt uns ohnehin teuer genug.

Der Redner schilderte nun die Rüstung des Gegners im Kampfe um die öffentliche Meinung der Welt, die Auslandsvertreter der englischen, französischen und italienischen Presse und ihre Tätigkeit in Wien und Berlin, wo sie wie die inoffiziellen Vertreter ihres Heimatstaates auftraten und die Verbindungen und Geschäfte besorgten, welche ihre Botschafter aus Vorsicht oder offizieller Reinlichkeit nicht übernehmen konnten. Oesterreich-Ungarn müsse dafür sorgen, daß es künftig im Pressedienste des Auslandes nicht von seichten Plauderern oder mehr oder weniger talentvollen Feuilletonisten, sondern von Männern, die erfüllt sind von unserem Staats- und Großmachtsgedanken und mit nationalem Selbstbewußtsein ihre Aufgabe erfassen, vertreten sei. Die Auslese der Tüchtigsten müsse von uns ins Ausland geschickt werden, um uns von dort politisch und wirtschaftlich zu informieren, vorgeschobene Feldwachen unserer staatlichen Interessen. Dem Auslandsdienste der Presse wird künftig eine viel größere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Dem Piusvereine erwachsen hier große Aufgaben, aber auch der Staat sollte es wahrnehmen, welche Bedeutung für ihn eine erstklassige Schar heimischer Pressevertreter im Auslande hat.

Der Redner besprach dann den Vorschlag, den Alexander Meister in einer Broschüre: „Die deutsche Presse im Weltkriege und später" macht und der dahingeht, bei den Botschaften der Mittelmächte eigene amtliche Presseattachés zur Beobachtung der Auslandspresse zu bestellen. Gegen diesen Vorschlag sei einzuwenden, daß die Vermehrung des Personals erfahrungsgemäß keine Reform ist; es müsse einmal der Gedanke durchdringen, daß der Zeitungsvertreter im Auslande kein unwillkommener Dilettant sein darf, sondern für unsere auswärtigen Vertretungen sein muß ein wichtiges unentbehrliches Werkzeug der diplomatischen Arbeit.

Das Presseverständnis dürfe um himmelswillen nicht auf einen Attaché beschränkt werden, sondern müsse unsere ganze Diplomatie durchdringen. Der Redner empfahl die Einführung eines Kollegiums über internationale Presseorganisation an unserer Konsularakademie. Der Vorschlag Gustav v. Pachers, der einen europäischen Preßgerichtshof will, „der ohne jedes politischen Entscheidungsrecht bloß die Minengänge der im Dienste aggressiver Staatslenker arbeitenden Völkerverhetzungspresse vor den Augen Europas bloßzulegen bestimmt wäre," hält Redner nicht für wirksam.

Wenn der Haager Schiedsgerichtshof nicht stark genug war, die friedlichen Beziehungen der Völker zu schützen — wie dann ein Pressegerichtshof ohne Entscheidungsrecht!

Zur Stärkung unserer Stellung in der Presse hält es Redner für unerläßlich, daß nach dem Frieden die Telegraphenbureaus der Mittelmächte, die großen offiziellen oder offiziösen Organisationen für telegraphische Nachrichtenvermittlung an die Presse nicht mehr ihre Tätigkeit durch Abgrenzungsverträge mit der großen Organisation des jetzigen feindlichen Auslandes einengen lassen, sondern durch eine großzügige Vereinigung des telegraphischen Nachrichtenwesens für den Bund der Mittelstaaten alle wichtigen Interessengebiete des Erdkreises in die Berichterstattung einbezogen werden. Denn die jetzige Teilung hatte zur Folge, daß Havas souverän Südamerika beherrschen, Reuter Nordamerika, Indien, China und Japan in seine geistige Einflußsphäre bringen konnte, so daß die politische Gegnerschaft zu Deutschland im Weltkriege schließlich nur der Ausdruck des bereits im Frieden unter dem Einfluß des englisch und französisch gestimmten Pressedienstes vollzogenen geistigen Anschlusses an England und Frankreich war. Die Kosten, welche die Verdichtung unseres internationalen Nachrichtendienstes verlangen wird, sind die beste Kapitalsanlage; denn die Nachricht, die mir dient, ist vor Freund und Gegner mein bester Apostel; die Nachricht, die ich dem Gegner nehme, ist vielleicht ein erschlagener Feind. Die glänzendste Argumentation und Staatsschrift vermag Widerspruch hervorzurufen, gegen die Nachricht ist nichts zu machen. Die Konversion einer berühmten Persönlichkeit, die Entdeckung einer assyrischen Inschrift, welche eine Bibelstelle bestätigt, wirkt stärker als der beste apologetische Artikel. Eine Meldung vom Sieg unserer Waffen ist das stärkste Argument für den Gegner. Das ist die Bedeutung der Nachricht, und sie richtig auszunützen, ist die Aufgabe eines großangelegten internationalen Telegraphendienstes für die Presse, um den wir uns in Zukunft ganz anders annehmen müssen als bisher.

Es ist um so wichtiger, sich diese Aufgaben vorzuhalten, weil wir nicht früh genug uns über die Größe der uns im kommenden Frieden bevorstehenden Arbeit klar werden können. Es wäre ein namenloses Unglück, wenn das Ende der Leiden und heroischen Opfer eine uferlose negative Kritik wäre, die in der allgemeinen Unzufriedenheit über geschehene und vermeintliche Fehler die Freude am Erfolge, die wiedergewonnene Zuversicht in die eigene Kraft ersticken würde. Was uns nottut, ist auf allen Linien die Sammlung der Kräfte zu positiver Arbeit für das vom Feind befreite, in Kraft und Ehre neugeborene Vaterland. Dem wollen wir dienen aus unserem ganzen Herzen!

Großer Beifall folgte diesen Ausführungen. An die Versammlung schloß sich ein musikalisch-künstlerischer Teil von auserlesener Schönheit. Mit stürmischem Applaus wurden die Lieder, gesungen von Gräfin Marie Thun, (am Klavier: Frau Marie Richter-Cankl) aufgenommen,

DER SONNTAG

UNTERHALTUNGSBLATT DER REICHSPOST

Sonntag, den 20. Mai 1917. **XXIV. Jahrgang.**

Ein verschütteter Born.

Einer meiner Freunde, ein stiller Denker, hatte einer christlichsozialen Massenversammlung beigewohnt. „Es war imposant," sagte er mir; „ich war erstaunt, daß in den Massen noch so viel Begeisterung für eine Idee lebt. Aber eines fehlt euch doch: Ihr habt keine Sänger, keine Dichter. In diesem Punkt sind euch die Sozialdemokraten über. Wie kommt es, daß eure christliche Volksbewegung so gar keine Poesie hervorgebracht hat, keinen Massengesang, kein zündendes Lied? Denn in keiner eurer Versammlungen habe ich dergleichen gehört."

Ich hätte ihm antworten können: „Freund, du irrst. Die christliche Volksbewegung hat ihre Sänger, ihre Dichter, sie hat eine reiche Poesie — aber man kennt sie nicht —. Der Born quillt, aber er ist verschüttet." Das hätte ich sagen können, aber er würde mich nicht verstanden haben: „Das machst du einem andern weis. Ihr habt eine Poesie, und ihr nützt sie nicht aus, ihr laßt den Quell versanden, der die Herzen erfrischen, ermutigen, begeistern kann? — Nein, das glaub' ich nicht."

Und doch ist es so. Wie viele Christlichsoziale wissen heute noch etwas von der Existenz einer christlichsozialen Poesie, einer reichen, alle Skalen der Empfindung umfassenden sozialen Programmdichtung, in der sich die machtvolle Idee der christlichen Volksbewegung sich einen ebenso adäquaten poetischen Ausdruck geschaffen hat, wie die Idee der nationalen Freiheit in der Poesie der deutschen Freiheitskämpfe!

Vielleicht erhebt sich irgendwo die erstaunte Frage: Gibt es überhaupt eine christlichsoziale Poesie, kann es eine geben? Ist Poesie eine Parteisache? Ist die wahre Poesie nicht ein allgemeines Gut, weder spezifisch christlichsozial, noch katholisch, noch irgend etwas anderes, sondern eben nur Poesie ohne jedes Beiwort?

Die Frage, ob die Koesie, wenn sie in der National- und Weltliteratur Geltung behalten will, den bewegenden Ideen einer Partei oder eines Religionsbekenntnisses Ausdruck leihen darf, hängt so innig mit der andern Frage: „darf ein Kunstwerk Tendenz haben?" zusammen, daß man eine ohne die andere nicht lösen kann. Sicher ist nur das eine, daß die Poesie eines Zeitalters stets in lebendigem Zusammenhang mit allen großen zeitbewegenden Ideen steht, daß der Dichter das Herz der Zeit ist und daß in ihm daher alle Pulse der Zeit schlagen und schlagen dürfen.

Man könnte die Frage: „Gibt es eine christlichsoziale Poesie, darf es eine geben?" auch vom praktischen oder vom historischen Standpunkte anfassen. Man könnte die Gegenfrage stellen: Ist die Literatur bloß der empfindlich reflektierende Spiegel, oder ist sie das stark pulsierende Herz aller tiefwühlenden geistigen Bewegungen im Völkerleben? Wenn man aus der Geschichte ersieht, wie sich jede solche Bewegung ihre eigene Literatur schafft, möchte man das erstere behaupten. Tiefere Beobachtungen sprechen aber für die letztere Auffassung. Ein bekanntes Beispiel: Die große französische Revolution ist erst ausgebrochen, nachdem die Revolutionierung der Geister durch die Literatur der Enzyklopädisten vorangegangen war. Auch dem Ausbruche der jüngsten Revolution in Rußland ist eine Literatur vorausgegangen, die nach dem Urteile eines Kenners „zerstörend, absprechend, verzweifelnd statt aufbauend, klärend und erhebend" gearbeitet hat.

Der unmittelbarste Ausdruck der großen Gemütsbewegungen eines Volkes — auch politische Bewegungen sind nur ihrem Anstoße nach Verstandes-, in ihrem weiteren Verlaufe fast immer Gemütsbewegungen — ist die Lyrik. Man denke z. B. an die Lyrik der Freiheitskriege! Bleiben wir also bei der Lyrik!

Drei anerkannt bedeutende Dichter kommen hier in Betracht, die eine christlichsoziale Lyrik — nicht im parteipolitischen, sondern im idealsten Sinne — geschaffen haben. Zwei davon, Adam Trabert, der als Politiker mit an der Wiege der christlichsozialen Bewegung stand, und der Dichter des „Weltenmorgens", Eduard Hlatky, weilen nicht mehr unter den Lebenden. Beide hat die christlichsoziale Idee erst in ihre Kreise gezogen, aber den dritten, Franz Eichert, hat sie sozusagen geboren, denn mit seinen christlichsozialen Zeit- und Streitliedern „Wetterleuchten" ist er zuerst auf den Plan getreten, ist er als Dichter bekannt geworden und hat sich die Herzen im Sturme erobert. Er ist dann freilich über diese politische Dichtung weit hinausgewachsen, aber davon soll hier nicht die Rede sein, darüber hat der berufene Kunstkritiker zu sprechen. Aber „Wetterleuchten" ist wie jedes lebendig wirkende poetische Werk zugleich eine Kulturarbeit und als solche, nicht als literarisches Werk, soll es hier beurteilt werden. Das ist gerade jetzt zeitgemäß und notwendig, denn die katholische Jugend ist soeben am Werke, sich durch die „Volksdank"-Aktion ihren Lieblingsdichter neu zu erobern, und es sollte doch wahrlich in führenden christlichsozialen Kreisen einmal die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht heute mehr als jemals nützlich und zeitgemäß wäre, durch eine billige Massenausgabe diese „Wetterleuchten"-Poesie und die in ihr schlummernden Kräfte für die christliche Volksbewegung wieder nutzbar zu machen.

Warum läßt man dieses einzigartige Ideen- und Begeisterungskapital ungenützt liegen? Warum hat sich noch kein begabter Tondichter gefunden, der diese mitreißenden, schon beim lauten Lesen an das Schmettern der Kampftrompeten gemahnenden, glutgeschmiedeten Verse in zündenden Volksgesang umsetzt? Warum bemächtigen sich die Versammlungsredner nicht der dröhnenden Musik dieser stählernen, den zündenden Blitz in die Herzen werfenden Strophen als Motto, An- und Ausklang ihrer Reden? Warum lassen sich die Vortragskünstler die dankbare Aufgabe entgehen, diese „wie Keulenschläge fallenden" Verse immer und immer wieder hinauszuschmettern auf die Kampfplätze der Agitation bei den Wahlen, in Versammlungen, in Vereinen? Warum — ja warum nicht?

Es ist überhaupt merkwürdig, daß das im Deutschen Reiche seinerzeit geradezu gefeierte, in immer neuen Auflagen verbreitete Werk in den christlichsozialen Massen Wiens — wie sich jeder durch Nachfrage überzeugen kann — beinahe unbekannt geblieben ist. Man frage in christlichsozialen Vereinen, man frage die christlichsozialen Redner, die in Eicherts Gedichten so viel mächtig wirkenden Begeisterungs- und Zündstoff finden könnten, man frage die Politiker — nur wenige kennen auch nur den Namen des stillen Mannes, der allerdings wie ein Einsiedler in seiner Klause lebt. Andere kennen wohl den Namen, aber nicht die Werke. Und doch wird Eichert im Auslande längst als „christlichsozialer Tyrtäos" gefeiert, doch hat er in seinem „Wetterleuchten" geradezu eine christlichsoziale Programmdichtung geschaffen und darin die christlichsoziale Idee so scharf und so rein ausgeprägt, wie kaum eine andere bewegende Zeitidee in der Gegenwartsdichtung ihren Ausdruck gefunden hat. Vergeblich hat man diese Poesie mit dem Schlagworte „Tendenzdichtung" und mit dem alten Goetheschen „Nebentreffer": „Politisch Lied, ein garstig Lied" abzutun versucht. Erstens ist der Streit über die Frage, ob die Tendenz an sich als kunstfeindliches oder als kunstförderndes Element zu betrachten, sei, noch lange nicht — am wenigsten zugunsten der ersteren Meinung — entschieden; zweitens müßten wir doch ganz auf den Kopf gefallen sein, wenn wir uns durch Tendenzgeschrei von der anderen Seite her zur Mißachtung und Lahmlegung unserer eigenen, für die christliche Weltanschauung werbenden und kämpfenden Literatur verleiten ließen, während eine andere, als „moderne Hochkunst" gepriesene Literatur mit faustdicker Tendenz fortwährend unsere heiligsten Güter angreift und in den Kot zieht.

Uebrigens steht merkwürdigerweise in der Reihe der Ersten, die Eicherts hervorragende dichterische Bedeutung erkannt und dieser Ueberzeugung offen Ausdruck verliehen haben, eine so markante und als Vertreter einer gegnerischen Weltanschauung so unparteiische Persönlichkeit, daß man ruhig über die Tendenzrennerei zur Tagesordnung schreiten kann. Es ist der verstorbene Universitätsprofessor und Hofrat Dr. Robert Zimmermann, ein Literaturhistoriker von hervorragender Bedeutung. Er urteilt über Eicherts „Wetterleuchten", wie die „Dichterstimmen" (1900, Heft 2) berichten, diese Gedichte seien aus innerer Nötigung, wie es beim wahren Dichter sein müsse, und aus einer reichen Empfindungswelt heraus geschrieben. Eine bekannte Schriftstellerin (Enrika v. Handel-Mazzetti), die im Hause des Hofrates viel verkehrte, schreibt über ein Privatgespräch, das sie mit Dr. v. Zimmermann hatte, folgendes: „Er kam mir, das Bändchen („Wetterleuchten") in der Hand mit wahrer Begeisterung entgegen. „Sie," sagte er, „das ist ein Dichter! Der fühlt alles, was er singt." Als ich bemerkte, man vergleiche Eichert oft mit Körner, sagte er: „Vergleichen wir nicht zuviel, jeder ist ein Mann für sich, Eichert ist kein Epigone, er schafft aus sich selbst heraus. Aus jeder Zeile blickt die dichterische Eigenart hervor!" Er sagte weiter, politische Gedichte seien selten poetisch, aber diese seien es vielfach in hohem Maße. — Hofrat v. Zimmermann war es auch, der noch kurz vor seinem Tode dem Dichter die Wege zur Erlangung der Schwestern-Fröhlich-Stiftung ebnete.

Doch lassen wir Kritik Kritik sein — schon die bloße Aufzählung alles dessen, was über diese eigenartige Erscheinung im deutschen Dichterwalde geschrieben wurde, würde viel zu weit führen — und fragen wir lieber, ob diese Dichtung auch den Befähigungsnachweis wahrer Lebensdichtung, den Beweis ihrer Wirksamkeit auf die Volksseele erbracht hat. Und da stehen wir vor der ganz merkwürdigen, seinerzeit von Dr. Kausens „Allgemeiner Rundschau" festgestellten Erscheinung, daß das Werk eines katholischen Dichters auf dem Gebiete der ganzen deutschen Lyrik, unter den Werken aller lebenden deutschen Lyriker zu den meistgelesensten gehört und daß nur wenig Werke lebender Lyriker — man kann diese Angaben an der Hand des Literaturkalenders von Kürschner nachprüfen — eine derart hohe Verbreitungsziffer (zirka 27.000) aufweisen. Das ist wohl ein schlagender Beweis für die Volkstümlichkeit dieser Gedichte, die doch weder den Sinnen, noch der Mode, noch dem herrschenden Zeitgeiste schmeicheln.

Die Geschichte des Buches ist eng mit der Geschichte der christlichsozialen Bewegung verknüpft. Eicherts Name ist den Wienern zuerst bekannt geworden, als in der denkwürdigen, vom Katholischen Schulvereine veranstalteten Protestversammlung gegen das Kreuzzeichenverbot des liberalen Bezirksschulrates der greise Dichter Trabert das Gedicht eines bis dahin unbekannten Znaimer Bahnbeamten vortrug und damit wahre Begeisterungsstürme entfesselte. Dieses Gedicht, „Das Kreuz", ist seither eines der populärsten Gedichte Eicherts geworden. Gedichte ähnlichen Inhaltes, voll flammender Begeisterung für die christlichen Ideale, voll heißen Zornes über die Feigheit des Christenvolkes, das sich willenlos seinen Unterdrückern beugte, beißenden Spott über das Dreigestirn „Loge, Liberalismus und Judentum" ergießend, erschienen um diese Zeit — Anfangs der Neunzigerjahre — im Wiener „Vaterland", im Pfennerschen „Volksfreund" und anderen christlichen Blättern. Im Jahre 1893 erschienen diese Gedichte gesammelt unter dem Titel „Wetterleuchten" im Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn. In Wiener christlichsozialen Kreisen wurde das Büchlein zuerst durch einen Aufruf eingeführt, den die Herren Dr. Brzobohaty, Dr. Ebenhoch, Dr. Geßmann, J. Gratl, Adam Latschka, Prinz Alois von und zu Liechtenstein, Dr. Karl Lueger, Prof. Noltsch, Dr. Pfenner, Dr. Scheicher, Prof. Schlesinger, Msgre. Schöpfleuthner, Dr. C. Schwarz, Adam Trabert, Ritter v. Troll, Baron Vittinghoff-Schell und Dr. A. Wiesinger zugunsten des Dichters erließen. Unter solcher Patronanz schlug das Büchlein mächtig ein, wie selten ein Gedichtbuch. Schon im nächsten Jahre, 1894, erschien eine billige Volksausgabe in Tausenden Exemplaren. Die neuesten Auflagen sind das Ergebnis einer tiefgreifenden Umarbeitung, die der Dichter mit dem Buche vorgenommen hat. Sie enthalten viele neue Gedichte, aber viele der früheren nicht mehr. Wenn auch das Buch poetisch dadurch gewonnen hat, so ist diese Weglassung aus kulturhistorischen Gründen zu bedauern. Und was ist nun der Inhalt dieses merkwürdigen Buches?

„Es sind Gedichte," so schrieb schon im Jahre 1893 der leider zu früh verstorbene Literaturkenner Heinrich Keiter, „Gedichte, fähig, die Massen hinzureißen und zu Taten zu entflammen. Kein Leser wird sich dem tiefen Eindrucke, den die lodernde Begeisterung des Dichters ausübt, entziehen können. Eichert ist des dichterischen Wortes mächtig, wie wenige unter unseren katholischen Poeten. Nirgends eine gewöhnliche Wendung, nirgends ein lahmer Satz, nirgends ein schlaffes Wort! Wie Keulenschläge fallen die kraftvoll gebauten Verse, sich bis zum Ende auf gleicher Höhe haltend und wuchtig austönend."

Und was besingen diese Poesien?

Wir geben wieder einem anderen Kritiker (P. Ansgar Pöllmann O. S. B.) das Wort: „Wetterleuchten? — nein, ein furchtbares Gewitter war es, was sich aus Eicherts feurigem Geiste über Oesterreich entlud. Da zuckten die Anklagen im fahlen Blitzesscheine gerechten Zornes, Aufschreie einer unendlich gequälten Brust, da donnerten die Losungsworte am Abgrunde ein dröhnendes Halt .... So geißelte er denn die gesellschaftlichen Mißstände, den Raubkapitalismus, die jüdischliberale Lügenpresse, die Schulverwüstung, die Halbheit, den faulen Frieden, das „Hintern-Ofen-Liegen" in einer bisher unerhörten Sprache voll Glut und Flammen, wie sie selbst die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege kaum gekannt, die mit stetem Wechsel packender Bilder und überraschender Gedanken fähig ist, den unter der Achse glühenden Funken des katholischen und nationalen Bewußtseins zur himmelhoch auflodernden Feuersäule zu entfachen ... Gehalt, Stoff und Form sind bei Eichert ein einziger tadelloser ehern er Guß mit einem so ausgeprägten Stil, wie er bei wenigen anderen deutschen Dichtern zu finden ist." — Aehnlich begrüßt der obgenannte Heinrich Keiter in Franz Eichert „den ersten wahrhaft begabten und zielbewußten Dichter eines berechtigten Antisemitis-

Benedikt als Erzieher.

Die Regierung Clam-Martinic hält also den Herrn Moritz Benedikt, Herausgeber der „N. Fr. Pr.", für einen „ausgezeichneten Mann", der sich um den Staat verdient gemacht habe; deshalb hat sie ihn, nachdem sich vier Regierungen dessen entschieden geweigert hatten, ins Herrenhaus berufen. Da wir leidenschaftliche Anhänger der Abschaffung des Herrenhauses sind, werden wir uns über den Zuwachs nicht aufregen; und die Entrüstung darüber, fortan auch den Herrn Benedikt unter denen anzutreffen, die uns Gesetze geben, geht in der Schätzung unter, die wir dem Herrenhause überhaupt zuwenden. Auch möchten wir den Haß, den wir dem Herausgeber der „N. Fr. Pr." entgegenbringen, nicht mit der Hochnäsigkeit jener „erblichen" Herrenhäusler verwechselt sehen, deren albern-reaktionäres Treiben wir bei der Wahlreform kennen gelernt haben und für die wohl jeder bürgerliche Ernannte ein Eindringling ist, der den „feudalen Salon", so eine Art besseren Jockeyklubs, verunehrt. Sie haben den Benedikt in die Verfassungspartei nicht aufgenommen; aber es ist wohl keiner unter ihnen, der die „Publizität" der „N. Fr. Pr." für seine Person nicht freudig genossen hätte. Den Herrenhäusler Benedikt zu ächten, dem Herrn Herausgeber aber zu hofieren: nach Charakter schaut das gerade nicht aus und zum Applaus, wie es der pseudodemokratischen Kriecherei beliebt, ist kein Anlaß.

Aber wohl ein geeigneter Anlaß ist des Herrn Benedikt Berufung und Erhöhung, um über das Thema: Benedikt als Erzieher nachzudenken. Denn zweierlei ist richtig: die „N. Fr. Pr." hat auf die Gestaltung der Wiener bürgerlichen Presse den allergrößten Einfluß geübt, und alle Verkommenheiten dieser Presse, ihre moralischen, ihre geistigen und ihre ästhetischen, führen in letzter Linie auf das glorreiche Beispiel der „N. Fr. Pr." zurück. Die Geschichte der „N. Fr. Pr." ist die Geschichte einer mannigfach bewegten, wechselvollen, aber stets beharrenden journalistischen Korruption: von der waldursprünglichen Art, daß man Geld nimmt, um eine Sache zu betreiben, und Geld nimmt, um eine Sache totzuschweigen, bis zu der verfeinerten Methode, daß gar keine Leistung begehrt wird und die Bestechung nur erfolgt, um das mächtige Blatt in guter Laune zu erhalten. Jene unverwickelte, handfeste Korruption, wo Leistung und Bezahlung sich begegnen und decken, mag heute sogar in der „N. Fr. Pr." nicht mehr Brauch sein. Einesteils ist doch auch in Wien eine freie und unabhängige Presse entstanden, die die bezahlte Kampagne aufdeckt und angesichts deren das Verschweigen nicht viel nützt. Auch hat sie sich im Laufe der Zeit so rentiert, daß man heute reich genug ist, um sich eine gewisse Ehrbarkeit gönnen zu können. Aber geblieben ist in der „N. Fr. Pr." — und das hat sie der gesamten bürgerlich-kapitalistischen Presse eingeimpft — die gänzliche Einordnung der geistigen Führung des Blattes in den Dienst der materiellen Interessen; die Redaktion ist dort und überall sozusagen nur ein Zubehör der Administration. Die „N. Fr. Pr." ist das eigentliche Finanzblatt Wiens; aber gegen die Ausschreitungen des Finanzkapitals wird man dort nie ein Wort finden. Ob es wahr ist, was viele schon behauptet haben: daß Herr Benedikt mit dem Text in der „N. Fr. Pr." die Börsenkurse zu beeinflussen sucht, wissen wir nicht; daß er aber von der Börse kommt, mit allen Banken und Geldmachern versippt ist und diese seine Abstammung und Verbindung dem Blatte das Gepräge gibt, das sehen wir alle Tage. Alle die großen und kleinen Schmutzereien der Wiener Presse sind in der Fichtegasse erfunden worden. In jedem reichsdeutschen Blatte wird zwischen dem redaktionellen Teile und den bezahlten Anzeigen reinliche Scheidung gehalten; daß in dem redaktionellen Teile etwas Aufnahme findet, das bezahlt wird, ist in jedem besseren reichsdeutschen Blatte schlechthin ausgeschlossen. Nur in Wien ist es möglich, bezahlte Anzeigen im redaktionellen Teile unterzubringen, und das nachgerade in jedem Teile. Wer hätte sich nicht schon vor der berüchtigten Rubrik: Hof- und Personalnachrichten geekelt, wo die Hofnachrichten nur die Bestimmung haben, der Personalnachricht, daß im Seitenstettentempel diese oder jene Trauung „stattgefunden" habe, eine kostbarere Umrahmung zu geben und den Preis der Druckzeile zu erhöhen? Es ist eine Ausstellung: die Wiener Zeitungen bieten sich den Ausstellern an, ihnen Reklame für soundso viel Kronen die Zeile im redaktionellen Teile unterzubringen. Der Kaiser besucht die Ausstellung: die beiläufigen Bemerkungen, die er zu den ausstellenden Firmen fallen läßt, werden veröffentlicht — zumeist werden sie auch nachgemacht —, wenn sie gut bezahlt werden. Alles das ist Erfindung der „N. Fr. Pr." und ist dort unter dem Regime Benedikts zu einem raffinierten System ausgebaut worden. Und Benedikt hat da in Wahrheit als Erzieher gewirkt: diese abstoßenden Sitten, die die Wiener Presse überall in Verruf gebracht haben, sind heute Gemeingut aller Wiener bürgerlich-kapitalistischen Zeitungen.

Aber noch weit schlimmer ist die geistige Verwüstung, die von der „N. Fr. Pr." ausgeht, und, indem ihre Methoden von der gesamten Wiener bürgerlichen Presse übernommen werden, das ganze bürgerliche Wien unterjocht. Wohin der Blick fällt, überall sieht er ihre unseligen Spuren. In der Politik geht von ihr die Seuche der „Informationen" aus, worunter beileibe nicht verstanden werden darf, daß sie die Oeffentlichkeit durch sachliche Darstellungen zu unterrichten sich bestrebt. Ihre Spezialität ist vielmehr der Klatsch, das Horchen an verschlossenen Türen, das Ausfratscheln und Auskundschaften; in ihrer kindischen Eitelkeit ist sie glücklich, wenn sie anheben kann: „Dazu erfahren wir." Das machen ihr nun alle Blätter nach und allgemein geht der Ehrgeiz danach, nur etwas zu „erfahren", und wenn die „Nachricht" auch nicht mehr wäre, als daß ein belangloser Klub den Beschluß gefaßt habe, nächstens zu erwägen, ob er nicht Stellung nehmen wolle. Sie hat der Welt die feuilletonistischen „Schilderer" beschert, die grauslichen Schmocks, die hinter jedem Ereignis nachtraben und mit ihrem bescheidenen Stilvorrat die „künstlerische" Ausschmückung der Vorgänge besorgen sollen. Und vor allem ist sie die Meisterin in der Kunst des Totschweigens; das war einmal freilich ihre Stärke, ist seit langem schon aber ihre Archillesferse. Herr Benedikt hat nämlich zwei Charaktereigenschaften, von denen jede für die ernsthafte publizistische Tätigkeit Gift ist: er ist ebenso eitel wie rachsüchtig. Wer ihn einmal angegriffen hat, wer sich weigert, dem mächtigen Einbildling Reverenz zu leisten, der ist geächtet für alle Zeiten. Und er rächt, gleich seinem Gotte Jehova, die Auflehnung wider ihn bis ins dritte Glied; das hat noch jeder verspürt, der in der Politik, in der Kunst, in der Wissenschaft Benedikts Majestät den Zoll der Ehrfurcht geweigert hat. Allerdings hat das Totschweigen der „N. F. Pr." seine Kraft längst eingebüßt; und daß sie die „Fackel" nicht kennen will — nicht genannt soll sie werden —, hat nicht gehindert, daß Karl Kraus Wiens berühmtester Schriftsteller geworden ist. Nichts hat das politische Leben in Wien so heruntergebracht wie die gänzliche Ausschaltung der politischen Polemik; denn wie soll sich ein fruchtbares politisches Leben entfalten, wenn der Kampf durch Messen der Argumente nicht wirkt? Diese saublöde Gewohnheit dankt Wien der „N. Fr. Pr."; sie hat sie zum Range eines Prinzips erhoben und die übrigen Zeitungen, meinend, daß das, was Unsinn ist, vornehm und würdig sei, ahmen sie nach. In der „N. Fr. Pr." wird überhaupt ein Wiener Blatt nicht erwähnt; Herr Benedikt meint nämlich allen Ernstes, die „N. Fr. Pr." stehe zu hoch, als daß sie von anderen Zeitungen, von anderen Meinungen, gar von Angriffen gegen Benedikt Notiz nehmen könnte; damit würde sie ja zugeben, daß auch andere Zeitungen auf der Welt sind, und das wäre schon ein Herabsteigen von ihrer Höhe. Bei der Verehrung, die innerlich alle Zeitungen und Journalisten vor Benedikt haben — die „N. Fr. Pr." ist ihnen das „große Blatt", die abgekürzte Chronik der Weltgeschichte —, sind seine unleidlichsten Laster ihnen Vorbild und nachahmenswerte Muster geworden. Nichts unausstehlicher als das tägliche Leitartikelgebelle, dieses hysterische Geschrei, in dem jeder Satz über den anderen stolpert und die trivialsten Gedanken in unmöglichen Bildern auftreten. Und das gilt nun in Wien als erlesene Prosa, die nachzumachen jeder beflissen ist; man achte nur auf die geistige Verwandtschaft der Leitartikel der „Reichspost" und der „N. Fr. Pr."! Der Verderber der Presse ist in Wien ihr Erzieher geworden.

So ist es gekommen, daß es in Wien eine politisch abschattierte Presse gar nicht gibt. Während sich in Berlin das nationalliberale Blatt von dem Blatte der Fortschrittspartei deutlich unterscheidet, gibt es in Wien nur eine Presse, und es ist kein Schimpf, sondern eine Definition, wenn man sie so nennt: die „Judenpresse". Eine Ausnahme scheinen die christlichsozialen Blätter zu bilden, aber das ist doch nur Schein; gegenüber der sonstigen geistigen und moralischen Aehnlichkeit erscheint der Unterschied, daß die einen für die Juden schwärmen, die anderen sie „bekämpfen", ohne Belang. Natürlich gibt es zwischen den Wiener Zeitungen auch Unterschiede, nämlich die, die das Geschäft bedingt: die einen werden an das kleine Bürgertum verkauft, das diese Klatschgeschichten liebt, die anderen werden von der großen Bourgeoisie gekauft, die den „Esprit" (daß Gott erbarm!) liebt; aber geistig und moralisch, wenn solche Worte erlaubt sind, sind sie alle die eine und selbe Presse. Dem „Neuen Wiener Tagblatt" hätte hinterrücks eine andere „Gesinnung" eingeimpft werden sollen. Glaubt man, daß es da notwendig gewesen wäre, auch nur einen Redakteur auszutauschen? Diese Presse vertritt doch keine Weltanschauung, keine politische Partei, keine soziale Gruppe; ihre Richtung und Führung bestimmt der Herr Herausgeber — wobei es schon oft vorgekommen ist, daß der Herr Herausgeber keinen Satz schreiben kann. Entscheidend in allem und jedem sind die „Beziehungen"; die Gunst des Herrn Herausgeber zu erringen ist das Haupterfordernis für jeden Erfolg. Der Schauspieler muß um sie so gut buhlen wie der Bühnendichter und der Politiker nicht anders wie der Mann der Wissenschaft. Daraus entsteht die eigentümliche Physiognomie dieses Wien: ein unsichtbarer Ring von Beziehungen schnürt das geistige Leben ein und ein allgemeines Rennen ohnegleichen ist wahrzunehmen, um in den Kreis der „Beziehungen" zu gelangen. Sie kennen einander, stützen einander, loben einander: äußerlich ergibt das dann die „Gesellschaft", jene paar tausend Leute, die sich gehaben, als wären sie allein diese ganze große Stadt, und alles, was außerhalb ihres Kreises steht, hätte nur die Bestimmung, ihnen die Staffage zu bilden. Es ist, neben der Fülle von Geschmacklosigkeiten, die in jeder Nummer der „N. Fr. Pr." zu finden sind, wohl der Gestank dieser „Beziehungen", der die Leser aufregt und es macht, daß die „N. Fr. Pr.", von der ihre Abnehmer sagen, daß sie sie „haben müssen", bei ihren eigensten Lesern nur Geringschätzung findet. Ueber die ergötzlichen Grubenhunde lacht niemand so herzlich als wie die Abonnenten der „N. Fr. Pr."! Kriecherisch schmeicheln vor denen, die ihr hofieren, tückisch-gemein gegen die, die dem geistigen Verderb, der von ihr ausgeht, widerstehen und entgegentreten, bestätigt sie an jedem Tage, daß sie das öffentliche Leben nur vom Gesichtspunkt der eklen „Beziehungen" ansieht und nur die Welt anerkennt, in der Herr Moritz Benedikt der bestaunte Mittelpunkt ist.

Es gibt Leute, die da meinen, es verlohne sich nicht, über eine einzelne Zeitung so viel Aufregung zu äußern. Diese Meinung ist mehr als falsch; denn was bedeuten selbst schlechte Regierungen, die kommen und vergehen, gegen eine Quelle der Verderbnis, die ist und bleibt? An der „N. Fr. Pr." kann man auch den Schaden besehen, wenn ein Mann über eine große Zeitung, die so viel Unheil anstiften kann, schrankenlos gebietet und dessen Hoffahrt weder von Selbstzucht noch von einer Kraft über ihn gezügelt wird. Und diese Selbstherrlichkeit kennt keine Grenzen. Es ist das Unglück der Könige, meinte Jakobn, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Aber die Unempfänglichkeit der Könige ist noch gar nichts gegen die Unempfänglichkeit eines solchen Herausgebers, der, mehr als jeder Monarch, um sich nur Höflinge duldet. Nun hat man ihn ins Herrenhaus berufen und auf eine Tätigkeit, die fragwürdig und unheilvoll war von Anfang bis zu Ende, die Siegel der Anerkennung gedrückt. Sich zu erheben und diese Verderbnis zu kennzeichnen, wird danach doppelte sittliche Pflicht.

chen Rundschau

37. Jahrgang

ters. Es ist dies nicht etwa ein Unter-Ausschuß des deutschen Studentendienstes 1914, der wieder eine Arbeitsgruppe für sich darstellt, sondern eine selbständige Organisation.

Zudem ist aber auch sonst und von früher her an Beratungsstellen wirklich kein Mangel. Da sind die Organisationen des Dürerbundes mit seinen literarischen Ratgebern, die Hamburger Dichtergedächtnisstiftung und mancherlei billige und meist sehr gute Büchersammlungen: Meyer, Hendel, Cotta, Inselverlag, Fischer, Teubner, Quelle u. Meyer, Kösel, Westermann, Velhagen u. Klasing, Kiepenheuer, Deutsche Bibliothek — alle Schaufenster sind voll davon, so daß es dem durchschnittlich Gebildeten wirklich nicht schwer wird, das ihm Gemäße herauszuwittern.

Ich höre aus norddeutschen Fachkreisen, daß freilich manche Feldbuchhandlungen den Erwerb von Büchern abhängig machen von der Höhe des Rabatts. Durch diesen äußerlichen Gesichtspunkt bleiben unter Umständen inhaltlich wertvolle Werke bei der Zusammenstellung solcher Riesensendungen unberücksichtigt. Um nur zwei billige Sammlungen herauszugreifen: die Wiesbadener Volksbücher und zumal Reclams Universalbibliothek, deren handliche Bändchen zur Versendung geradezu herausfordern, dürften bei jener Ankaufsweise vermutlich zu kurz kommen, was zu bedauern wäre.

Uns interessiert nur vor allem der geistliche Gesichtspunkt, nach dem solche Büchereien zusammengestellt werden. Ich habe das Bücherverzeichnis für fahrbare Kriegsbüchereien durchgeblättert; der Hauptleiter ist ja wohl der Felddivisionspfarrer Hoppe; aber von einer besonderen Einseitigkeit oder gar Engherzigkeit dürfte da nichts zu merken sein. Es beginnt mit Büchern des Frohsinns und läßt, neben der Unterhaltung, weder Naturwissenschaft noch Technik und Verkehrswesen vermissen; obwohl man sich ja da manches natürlich anders denken könnte. (Das Heftchen erschien im Ausschuß für fahrbare Kriegsbüchereien, Berlin NW 7, Universitätsstraße 6.) Man nehme als Ergänzung das von Adolf Bartels veröffentlichte Verzeichnis „Die besten deutschen Romane“ (Leipzig, Köhler) hinzu. Es ist erstaunlich, wie reich wir sind an vortrefflicher Unterhaltungskunst.

Was aber die moralische oder religiöse Bevormundung betrifft, so seien ein paar Ketzereien gütigst gestattet. Wir alle sind vom Wert eines gesunden Frohsinns durchdrungen. Aber es ist denn doch ein nichtswürdiges Schauspiel, zu beobachten, daß der Durchschnittsmann als selbstverständlich voraussetzt, er könne in „Herrengesellschaft“ ohne weiteres Zoten und entsprechende Bücher herumreichen. Das ist übelste Bevormundung. Der reinlich denkende und anständig erzogene junge Mann, der eines älteren Vorgesetzten lüsterne Witze anhören und belachen muß, steht unter Zwang. Er ist zum Heucheln gezwungen; er muß durch Mitlachen den Anschein erwecken, als ob er die witzelnd verabreichte Lebensanschauung billige. Was ist da harmloser: Der Feldgeistliche, der unter Umständen langweilen, oder der Zyniker, der unter Umständen vergiften kann?

Da schrieb mir neulich ein Berliner Geheimrat und Professor: „Woher haben Sie nur die Kühnheit, sich zu braven Grundsätzen zu bekennen? Im allgemeinen muß man sich ja seit hundert Jahren zu schlechten halten, wenn man nicht als Idiot oder Heuchler erscheinen will . . .“ Das ist für den, der es tut, und für die Menschengruppe, die dem einzelnen solchen Zwang auflegt, ein Schauder. Und wenn das „schlecht, aber schlau“ auch in Deutschland schmunzelnd als Bürgschaft des Erfolges belobt wird, so ist mir für das Beste der deutschen Menschheit bange. Unsere Märchen, dieses edle Volksgut, wissen nicht genug die Herzensreinheit zu preisen; der als dumm verlachte „Jüngste“ erlangt in seinem sicheren Herzensinstinkt doch die Krone. Und wie bewundernd spricht Tacitus von unserer Ehrfurcht vor den Frauen! Heute sind wir mit Hunderttausenden von Geschlechtskranken belastet und haben zahlreiche Lazarette für diese Seuche einrichten müssen. Der Schriftsteller, der da noch immer und immer die Geschlechtsnerven aufpeitscht, begeht ein Verbrechen. An diesem Wege liegen zerrüttete Nervensysteme und besudelte Seelen.

Soviel über die angebliche Gefahr einer religiösen und moralischen Bevormundung. Die Gefahr steckt wo anders. Daher betone ich immer wieder die Herausbildung der Seele als das wichtigste. Wir haben der Sinnlichkeit zu viel, der Innerlichkeit zu wenig.

Gegenüber diesen sexuellen und Detektiv-Neigungen, die jetzt üblich sind, standen denn doch die Robinsonaden und Indianergeschichten unserer Jugend ein gut Teil höher. Wie denn überhaupt Reisebeschreibungen mit dem Unterton kühner Männlichkeit — ich denke etwa an Schillings, Nansen, Sven Hedin — eine würdigere Unterhaltung bilden. Und ganz besonders hoch sind Lebensbeschreibungen, Denkwürdigkeiten, Briefwechsel einzuschätzen. Von Moral und Maximen halte ich, offen gestanden, nicht viel, wenn sie lehrhaft verabreicht werden; um so mehr aber vom anschaulichen und ansteckenden Vorbild.

Die beste Lebensübertragung geschieht von Mensch zu Mensch. Da sind auch die Gedenkfeiern wichtig. Die deutsche Nation möge auf eine bedeutsame Tatsache aufmerken! Eben in diesen Jahren unseres wichtigsten Daseinskampfes feiern wir die Gedenkzeiten dreier mächtiger deutscher Führer: eines Friedrich des Großen (1912), eines Bismarck (1915) und eines Luther (1917). Mögen wir nicht nur von Papier überschwemmt, sondern von ihrer Männlichkeit befruchtet werden!

Da wir von Geschichte sprechen: von Treitschke und Ranke möchte man billige Ausgaben wünschen. Auch von Gustav Freytag und selbst Felix Dahn. Man weiß, wie sofort nach Erlöschen des Verlagsrechtes billige Gesamt- und Einzelausgaben einen Schriftsteller in alle Häuser führen. Da stimmen wir Josef Hofmiller bei, der neulich in den „Süddeutschen Monatsheften“ (Februar 1917) auf einen nicht unwesentlichen Punkt hingewiesen hat. „Die Zyklen

Tägliche

Was sollen unsere Truppen lesen?

Eine Vorschau zum 24. Juni.

Von Friedrich Lienhard.

Der Johannistag dieses Jahres, der 24. Juni, ist als Opfertag für Kriegsbüchereien bestimmt. Es soll sich also eine Fülle von Geist über Deutschlands Truppen ausgießen.

Wenn man sich vor Augen hält, welche unermeßliche Bedeutung für die geistige Entwicklung unseres Volkes die Frage dieser Millionen-Sendungen besitzt, so muß man der Sache vollste Aufmerksamkeit zuwenden. Denn für Unzählige ist erst im Schützengraben das Buch zu einem Mittel der Belehrung und Bildung geworden. Manchem wird draußen, in einer empfänglich gestimmten Ruhepause, ein Dichter zum Erlebnis, das innerlich weiterschwingt und in die Gestaltung der künftigen Reichsseele eingreift. Da haben denn also die Beteiligten eine starke Verantwortung.

Persönlich habe ich die Beobachtung gemacht, daß beseelte Bücher von Lesern, denen sie Freude bereitet und den Lebensmut erhöht haben, an verwandte Menschen weiterempfohlen werden. Es bedarf da keiner Organisation. Von Mensch zu Mensch bildet sich in dieser zwanglosen Weise jene schöne, nicht organisierte und doch wirksame Lebensgemeinschaft, die man eines Dichters Gemeinde zu nennen pflegt. Ich halte solche Zellenbildungen, solche stille Inseln der Geistesfreundschaft für außerordentlich wichtig und fruchtbar.

Aber daneben, von außen her, muß die Organisation arbeiten.

Und da wittert denn jener Teil unserer Zeitungen, der um deutsche Freiheit besorgt ist, in den Bücherversorgungen dieser Kriegszeit etwas wie geistige Bevormundung oder religiöse und moralische Einseitigkeit. Weshalb? Weil die Auswahl zum Teil den Händen von Feldgeistlichen der drei Glaubensbekenntnisse anvertraut sei! In einer Zuschrift, die mir dieser Tage zuging, fordert daher ein großer mitteldeutscher Verlag einen „wertvollen Beirat von literarischen Sachverständigen“, etwa aus erfahrenen Sortimentsbuchhändlern und benachbarten Kreisen.

Meines Erachtens sind diese Bedenken nicht so erheblich. Es haben denn doch viele vorurteilsfreie Männer, auch Feldgeistliche in diesen drei Kriegsjahren einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Der breiten Oeffentlichkeit ist wahrscheinlich wenig bekannt, wie da gearbeitet wird. Nehmen wir einmal den Ausschuß für fahrbare Kriegsbüchereien! Es sind gegenwärtig in Arbeit 60 Divisionsbüchereien zu 1000 Bänden und 250 Nachtragsbüchereien von je 250 Bänden. Nach Absendung dieser Büchereien ins Feld werden über 300 fahrbare Kriegsbüchereien an der Front sein, für einen Zeitraum von ein bis zwei Jahren wohl eine einzig dastehende Leistung, da es sich um regelrechte Bibliotheken handelt, deren gebundene Bände noch dazu sorgfältig mit starkem Papier eingeschlagen sind. Zu jeder Divisionsbücherei gehören einige hundert Kataloge; dieses Bücherverzeichnis ist bis jetzt in einer Auflage von 120 000 Stücken gedruckt.

Ich spreche hier von der fahrbaren Kriegsbücherei, einer Heeresorganisation unter Leitung des Generalquartiermei-

203

21./VI. 1917

Die Offensive des französischen Buchhandels.

Die Neuordnungsbestrebungen des französischen Buchhandels nahmen ihren Anfang auf der Messe von Lyon. Der Bürgermeister dieser Stadt, Edouard Hariot, eine mit unzweifelhaftem Organisationstalent ausgestattete Persönlichkeit, gliederte im Frühjahr 1916 an die Lyoner Messe jene besondere Büchermesse an, die außer in einer der Leipziger „Bugra" nachgeahmten Buchgewerbeausstellung in einer Tagung von Schriftstellern und Verlegern gipfelte. Dieser Tagung folgte dann im Oktober 1916 zu Paris eine zweite, wo sich in aller Form die zwei großen Verbände der Société des gens de lettres und des Cercle de la librairie française zu gemeinsamem Handeln zusammenschlossen und aus ihrer Mitte einen ständigen Ausschuß aufstellten, Le comité du livre, dessen Auftrag es war, die Vorbereitungen eines baldigst abzuhaltenden Gesamtkongresses des französischen Buchgewerbes zu treffen. Diese große Tagung hat vom 11. bis 17. März zu Paris stattgefunden und wird fortan, wie man hört, Jahr für Jahr wiederholt werden. Die feierliche Eröffnung des Kongresses geschah in der Sorbonne, durch niemand Geringern als den Präsidenten der Republik. Geradewegs auf die vor allem praktische Bedeutung der Beratungen und der Anträge hinweisend, faßte Poincaré die Hauptpunkte der Tagesordnung in folgende Worte zusammen: „Sie werden sich zu fragen haben, ob nicht unsern Gepflogenheiten des Verkaufens und Veröffentlichens organisatorische Mängel anhaften, ob gegenüber dem deutschen Brauche längerer Stundung die bei uns bestehende Gewohnheit sofortiger Barzahlung kaufmännisch nicht etwas zu ängstlich ist, ob unsre Kataloge und Handelsverzeichnisse nicht etwas zu dürftig und zu unregelmäßig sind, ob wir nicht bei uns eigne Fachausstellungen veranstalten, ein Buchmuseum einrichten, einen Buchhändlerstand erziehen, die Kundschaft in unsern Bezugsländern beständig durch Reisende aufsuchen und in der Fremde Zentralniederlagen schaffen sollen, kurzum: Wie wir unsre Methoden verjüngen und vervollständigen müssen, um allenthalben zugunsten des französischen Buches die Energie und die willfährigen Geister zusammenzuschließen." Die Arbeiten des Kongresses zu bewältigen waren zwei Abteilungen geformt, deren eine sich mit den technischen und den sozialen Fragen der Büchererzeugung, die andre sich mit den Fragen des Vertriebes und der Schaffung neuer Absatzgebiete zu befassen hatte. In der ersten Abteilung wurden unter andern folgende Gegenstände besprochen: „Die Papieranfertigung und der Papierhandel", „das Buchgewerbe", „die augenblickliche Lage der Buchkunst", „die Leder- und die Kartonbuchbinderei", „die Buchillustration", „die Ausbildung der Lehrlinge" usw. Über den letztgenannten Gegenstand berichtete A. Keufer, Hauptschriftführer der „Fédération des travailleurs du livre", ihn unterstützte als Nebenberichterstatter Georges Lecomte, der Leiter der Buchhändlerfachschule Estienne. Derselbe Lecomte trat überdies in der andern Abteilung mit dem Vorschlag zur Gründung einer „Union des écrivains et des éditeurs pour l'expansion de la pensée française" hervor, ein Vorschlag, der auf deutscher Seite schon unlängst bei einer Tagung des deutschen Buchgewerbes in Leipzig ganz ähnlich erhoben worden ist und der, wie man hört, bereits großzügig seiner Verwirklichung entgegengeführt wird.

Dies leitet über zu den uns näher berührenden Besprechungen der Abteilung für die äußere Politik des französischen Buchhandels. Dieselbe ist ausgesprochenermaßen eine Politik der Offensive, die sich natürlich gegen den deutschen Wettbewerber richtet. „Werden in dieser Offensive, welche uns ein Gegner aufnötigt, der uns an Werten der Persönlichkeit sicher nachsteht (!), uns aber zweifellos überlegen ist durch die Macht und die erprobten Einrichtungen seiner Organisation, unsre Buchverleger und unsre Buchverkäufer als Sieger hervorgehen?" so fragt im Correspondent vom 25. März ein gewisser P. de Quirielle. „Uns allen ist an ihrem Siege gelegen, zum Vorteil des Vaterlandes sowohl wie dem ihres eignen Gedeihens. Diese Offensive ist eine der wichtigsten, welche wir allenthalben nach Kriegsende zu führen haben: Handelt es sich doch um die Aussaat unsrer Kultur und unsers Einflusses, kurz, des französischen Geistes selber. Und der Sieg des Buches zieht andre Siege nach sich." Wohl wissend, auf welchem Gebiete die deutsche Sachlichkeit einen ihrer gediegensten Triumphe feiert, haben sich die Versammelten in zwei besondern Berichten erstens der Frage des Verlags französischer Fachliteratur, zweitens der Frage der Ausgabe von Sammlungen klassischer Texte gewidmet. Wenn die Industrie in Frankreich hinter andern Ländern zurückstehe, führte M. Pinat aus, so liege das mit daran, daß die Ergebnisse der Wissenschaft nicht methodisch, ununterbrochen und unmittelbar durch gründliche Fachwerke unter die Leute gebracht würden. Die Ausgabe der klassischen Texte entbehrten nach der Darstellung von F. Strowski der philologischen Gewissenhaftigkeit; vor allem müsse der beigegebene Apparat von Erklärungen und Fußnoten von berufenen Händen besser ausgestaltet werden.

Über die Fragen der Bibliographie und des Katalogwesens verbreitete sich A. Gillon; für die Ausbreitung französischer Druckerzeugnisse gerade im Auslande sei vor allem eine lückenlose und pünktlich arbeitende Katalogisierung der Neuerscheinungen vonnöten, ein Gebiet, das bekanntlich in Frankreich wenig zentralisiert ist und sehr im argen liegt. „Der geistige Machtzuwachs Frankreichs" bildete den Titel eines Berichts von Petit-Dutaillis, der in einer Menge von Wünschen gipfelte. In einem Antrage, der demzufolge angenommen wurde, wandte sich der Kongreß an den Staatssekretär des Äußern und an den Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten im Senat wie in der Abgeordnetenkammer mit dem Ersuchen, daß künftig bei der Wahl von Persönlichkeiten, die mittels Vorträgen oder Büchern für die Machtausbreitung im Auslande zu wirken bestimmt seien, sowohl die Société des gens de lettres als der Cercle de la librairie zu Rate gezogen werden müsse.

H. Clouard handelte über die Arten des Verlegens und Verkaufens von Büchern, E. Fouret vom Hause Hachette über den Absatz des französischen Buches im Auslande, P. Gillon vom Hause Larousse über „Fachausstellungen", M. Leclerc vom Hause Armand Colin über die „einzelnen Industriezweige der Buchherstellung und die französische Buchausfuhr." Leclerc forderte zum Schutze des französischen Gewerbes die Auflage von Zollabgaben auf alle periodischen Bucherscheinungen und Zeitschriften in französischer Sprache und die Bücher und Zeitschriften in alten Sprachen, die außerhalb Frankreichs hergestellt würden. Die Taxe dieser Zölle müßten schwanken je nachdem es sich um die Einfuhr aus feindlichen, neutralen oder verbündeten Ländern, um Länder französischer oder nichtfranzösischer Zunge handle. Diese Besteurungen müßten austauschend aber nicht einschränkend gedacht sein, außer gegenüber den feindlichen Ländern. Mit den Ländern französischer Zunge sei ein Sonderabkommen zu treffen, Belgien müsse eine Vorzugsstellung erhalten. Die Besteurung eingeführter französischer Zeitschriften werde dadurch so nötig, daß eine Menge französischer Modezeitungen vor dem Kriege in Berlin und Wien aufgelegt wurden; der Gewinn kam also ungemindert dem Feinde zugute. Da indessen mit ein paar Schutzzollbestimmungen für französische Bücher ausländischer Herkunft die französische Bucherzeugung noch keineswegs genug gekräftigt sei, um gegen eine so mächtige Organisation wie den deutschen Buchhandel erfolgreich anzukämpfen, empfahl E. Fouret in einem Berichte „Efforts tentés de divers côtés en France pour développer la vente du livre à l'étranger" vor allem die Anlegung großer Hauptmagazine im Auslande. Auch regte er dringend die Gründung einer allgemeinen Vertriebsstelle für Buchverlag und Buchhandel an (Agence générale de librairie et de publications"), die in der Art eines großen Kommissionshauses den Verkehr einzig mit dem Auslande zu leiten und abzuwickeln habe. Eine Verwirklichung seines Vorschlags wurde sogleich in der Weise angebahnt, daß sich auf dem Bücherkongresse 29 französische Verleger, denen sich noch weitere anschließen werden, zu einer „Gesellschaft französischer Verlagsausfuhr" (Société d'exportation des éditions françaises) vereinigt haben. Man findet hier unter andern die Firmen: Berger-Levrault, Crès, Didiers, Firmin-Didot, Flammarion, Armand Colin, Larousse, Perrin & Co., Plon-Nourrit & Co. Diese Gesellschaft hat einen engern Ausschuß mit der Ausarbeitung von Vorschlägen beauftragt, wie die Anlage von Magazinen in den einzelnen Ländern, die regelmäßige Entsendung sachkundiger Vertreter ins Ausland, die Ausbildung von Verkäufern und Verkäuferinnen für die Auslandsplätze, das Reklame-, Auskunfts- und Katalog-Wesen im Auslande zu einem einzigen großen Systeme der Werbearbeit zusammengefaßt und ausgebaut werden könnte. „Läßt sich eine solche Maschinerie in Gang setzen, so bedeutet dies für den französischen Buchhandel die Erweckung zu neuem Leben, eine fruchtbringende Bemühung das französische Buch im Auslande weiter zu verbreiten."

Es ist zweifellos, daß für unsre Gegner nur unter der Ausschaltung der herkömmlichen Sonderkümelei im französischen Buchhandel und unter werktätigem Zusammenschlusse aller Beteiligten zu einem einzigen Organismus Aussicht besteht, uns auf dem Weltbüchermarkte Abbruch zu tun. Dieser Zusammenschluß ist, mindestens theoretisch, auf dem Pariser Bücherkongreß 1917 aus der Taufe gehoben worden. Am deutschen Buchhandel wird es liegen, auch unter der veränderten Geschäftslage mit neuen Methoden sich eine solche Überlegenheit zu sichern, daß der Gegner unfrei bleibt, und daß wir ihm die Gesetze seines Handelns vorschreiben. Vor allem wird der deutsche Ausfuhrbuchhandel gut tun, sein Augenmerk auf Belgien zu richten, wo nach dem Kriege die Franzosen, wie oben gezeigt, einen doppelt starken Vorstoß vorbereiten. Es wäre mehr als Geschäftsbehendigkeit, nämlich Erfüllung von national-politischen Pflichten, wenn der deutsche Buchhandel hier mit Umsicht das Prävenire spielte!